

B. Der Wohnbau.

1. Kapitel.

Allgemeines.

»Mein Haus ist meine Burg«. Dieser Ausspruch, in welchem die freiheitsliebenden modernen Engländer zuerst die Bedeutung des Wohnhauses bildlich darstellten, ist die Erinnerung an das, was der Mensch schon in der ältesten Zeit von seinem Hause verlangte: Sicherheit, solche gegen die Elemente, solche gegen wilde Thiere und vor Allem solche gegen seinen Nebenmenschen. Wo in frühester Urzeit eine Höhle zur Wohnung für Einzelne oder eine grössere Zahl von Menschen eingerichtet wurde, läßt sich heute noch erkennen, daß sie nach diesen Rücksichten ausgewählt ist. Es sollte Niemand hereinkommen, der nicht dem Hausherrn willkommen war. Diesen Grundgedanken sehen wir durchgeführt, wo immer alsdann im Laufe der Culturentwicklung ein standfähiges Haus aus Holz oder Stein errichtet wurde. Ob sich der Mensch in den Aesten eines Baumes eine Unterkunftsstätte baute, ob er auf Pfählen im Wasser eine umfangreiche Gebäudegruppe errichtete, stets war Sicherheit das erste, was er suchte. Nur um ihrer willen schlug der Bewohner der Pfahlbauten einen Rost mitten in den See, auf welchem er eine Plattform herstellte, die seine Gebäude trug; sein Pfahlbau war seine Burg.

1.
Haus,
Hütte, Zelt;
deren
Aufgabe.

Sicherheit gegen die Elemente, auch wohl gegen die Thiere, bot auch der Gegensatz des fest gefügten Hauses, das Zelt des Nomaden; aber es bot sie nicht gegen feindliche Nachbarn; es setzt daher stets voraus, daß, wo der Mensch in Zelten leben wollte, ein Feind nicht zu fürchten war. Auch die Hütte bot keinen anderen Schutz, als das Zelt; auch sie ist eine Unterkunftsstätte, die nicht fest genug war, um gegen einen Feind vertheidigt zu werden. Im Gegensatz zum fest gebauten Hause ist sie nur leicht construirt, leicht zerstört oder, gleich dem Zelte des Nomaden, an andere Stelle versetzt. Sie ist daher die Wohnung des Unterdrückten, welcher nicht in der glücklichen Lage war, sich ein festes Haus bauen zu dürfen, weil er, als eines anderen Slave, kein Haus haben sollte, in welchem er sich gegen diesen vertheidigen konnte. Im Zelte wohnte man aber auch auf der Wanderschaft, und weil es nicht fest war, sehen wir den Gedanken des Lagers auftreten, in welchem eine Vertheidigungslinie rings um alle Zelte gezogen ist, fest genug, um Allen, welche sich darin befanden, genügende Sicherheit zu gewähren, so daß kein einzelnes der Zelte besondere Sicherung nöthig hatte. Solch ein Lager ist das Vorbild der Stadt, die eine Burg für alle Einwohner wurde.

Wir haben im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« gezeigt, wie in jenen kriegerischen Zeiten des Mittelalters der freie Mann seine Wohnung als Burg ausbildete, deren Vertheidigungsmaassregeln die Hauptsache bildeten. Im vorliegenden Hefte haben wir zu zeigen, wie er in derselben, geschützt durch die gebotene Sicher-

2.
Begriff
des
Wohnens.

heit, friedlich »wohnte«¹⁾. Das Wort »Wohnen« bedeutete aber ursprünglich nicht blofs, wie heute, in einem bestimmten Raum schlafen, essen, trinken und etwa arbeiten; sondern, verwandt mit den Worten »Gewohnheit« und »gewöhnlich«, bedeutete es ursprünglich das Dauernde sowohl im Aufenthalt als im Leben, das gewöhnliche Leben, die Lebensgewohnheiten und deren Vollziehung. Das gewöhnliche Leben, im Gegenfatze zum Kriege, ist das friedliche, und der Begriff »Wohnbau« umfaßt demnach im allgemeinsten Sinne alle Bauten, die zum gewöhnlichen, d. h. zum friedlichen Leben in Beziehung stehen und deren verschiedene Gattungen geschichtlich in einander übergehen.

Wir haben im vorhergehenden Hefte angedeutet, wie schon in der Frühzeit unseres Volksthumes mächtige Wälle und Mauern auf dem Rücken von Hügeln und Bergen errichtet wurden, Lager, in welchen man Sicherheit und Schutz suchte, klein für Einzelne, gröfser für ganze Familien und Stämme. In weiterer Ausbildung des Gedankens sind unsere Städte als gemeinsame Burgen vieler entstanden, nachdem jene in Ruinen lagen, welche die Römer bei uns hinterlassen hatten.

Vollständig traute allerdings auch innerhalb der Stadt nicht Jeder seinen Mitbürgern, und so befanden sich in der Stadt eben so selbständige Burgen, als draussen auf dem Felde oder auf der Höhe eines Berges. Ursprünglich war ja fast jede mittelalterliche Stadt aus den Häusern und Hütten Jener entstanden, die sich vor den Thoren einer Burg niedergelassen hatten, um den Bewohnern derselben, so wie den Vorüberziehenden Dienste zu leisten. Nicht stets stand auch jede Burg vereinzelt da; oft genug standen sie, schon bevor sich eine Stadt angeschlossen hatte, in ganz geringer Entfernung von einander. In früherer Zeit, noch unter *Carl dem Grofsen* und unter den Ottonen, war es die Sicherheit des Landes, welche es nicht allenthalben rathsam erscheinen liefs, dessen Schutz blofs einer Reihe gröfserer Herren anzuvertrauen, welche die Hauptknotenpunkte des Verkehres besetzt hielten, sondern in manchen Gegenden eine grofse Anzahl einzelner freier Männer anzusiedeln, deren jeder in feinem kleinen Besitze sein eigenes Heim, d. h. seine eigene Burg hatte, so dafs dort das Land vollständig mit kleinen Burgen bedeckt war, deren Inhaber unter dem militärischen Befehle der Grafen standen, denen die Kaiser gröfsere Burgen anvertraut hatten, von denen aus sie auch die politische und bürgerliche Verwaltung des Landes sammt der Rechtspflege leiteten.

3.
Anfiedelungen
aus
dem VI.—X.
Jahrhundert.

Aus früher Zeit, etwa dem VI. bis VIII. Jahrhundert, bietet die Gegend bei Ellwangen ein lehrreiches Beispiel, wo noch heute eine grofse Zahl von »Burgställen«²⁾ längs der römischen Strafsen am *Limes* erhalten sind, die als Verkehrs-
linien zu besetzen und zu erhalten die Franken auch nach der Zerstörung der römischen Grenzbefestigungen grofses Interesse hatten. Charakteristisch ist, dafs alle diese Burgställe ihre Hauptvertheidigungsfront gegen das ehemals römische Gebiet kehren, also gegen das Land, wo die den Franken unterworfenen Alemannen fafsen; dafs sie in ganz geringen Entfernungen von einander stehen, aber alle ziemlich kleine Burgen waren, um welche sich Dörfer gebildet hatten, besetzt von nur je wenigen Franken oder diesen ganz getreuen Leuten, die mit den Waffen in der Hand die in den Dörfern wohnende Bevölkerung schützten und zugleich niederhielten. Aber die Befetzung keiner Burg war stark genug, um sich mit Erfolg gegen die

¹⁾ Vergl.: HEYNE in Band IV, Abth. 2 des *Grimm'schen* Wörterbuches.

²⁾ Mit Unrecht sehen die württembergischen Forscher von alter Zeit her bis heute noch in diesen »Burgställen«, wie sie im Volksmunde heifsen, römische Anlagen. Im Mittelalter hiefsen »Burgstelle« und »Burgstall« die Orte, wo ehemals eine Burg stand, ob nun wenige oder keine Reste derselben sich mehr darauf befinden mochten.

Franken auflehnen zu können. Noch sind manche der verschiedenartig construirten, der Lage angepassten Erdwerke vollständig erhalten, leider aber natürlich nirgends mehr eine Spur der Holzbauten, welche darauf gestanden haben.

Das Studium der alten Ansiedelungen in den Alpenpässen bietet eben so interessante Bilder dar. Während im übrigen Deutschland sich schon bald nach *Carl dem Großen* und fortschreitend immer mehr und mehr die Landeshoheit der Großen des Reiches ausbildete, ließen bei der Wichtigkeit jener Pässe für den Verkehr mit Italien die Kaiser dort lange keine Landesherrschaft aufkommen. Sie hielten für sich die Pässe offen, und selbst noch unter den Hohenstaufen, die ja als Kaiser kaum mehr eine andere Macht, als ihre Hausmacht hatten und als ihnen der gute Wille oder das Interesse der Großen liefs, waren dort treue Grafen an der Spitze der freien Bauern sichere Stützen der kaiserlichen Macht. Wenn allerdings auch schon im XII. Jahrhundert einzelne Grafen auf Seite der Gegner des Kaisers standen, hatten sie doch nicht die Macht, daß sie es wagen konnten, dem Kaiser entgegen zu treten. Erst als mit dem Interregnum die kaiserliche Macht erloschen war, gelang es den in dem östlichen Theile der Alpen auf der Burg Tyrol gefessenen Grafen *von Görz*, einem durch anderweitigen Besitz mächtigen Geschlechte, eine Reihe von Grafen sich zu unterwerfen und in jenem Theile der Alpen, welcher heute von der genannten Burg den Namen »Tyrol« trägt, sich zu Landesherren zu machen. Da konnten sie aber den freien Bauernstand nicht aufheben. Die Bauernhöfe, deren jeder seines Herren Burg war, blieben als Burgen eben so bestehen, wie die Rechte der Bauern; sie vererbten sich auf ihre Nachkommen und haben erst in unserm Jahrhundert den Rest ihrer Bedeutung ganz verloren, so daß nur eben noch mancher heutige Bauer einen hochadeligen Namen trägt, welchen er mit seinem kleinen Gute von den Vorfahren geerbt, und daß der Titel »Landmann von Tyrol« eine historische Adelsbezeichnung ist. Wenn auch die Burgen umgebaut sind, wenn jene Nachkommen der freien Bauern, welche wohlhabend geworden waren, an Stelle derselben sich im Laufe der Jahrhunderte behagliche Häuser und Villen erbaut haben, wenn die ärmeren Nachkommen ihre Burg verfallen ließen und froh waren, ein Häuschen mit Stall und Scheune erhalten zu können, so ist doch der Bauernhof geblieben, und selbst wenn er im Laufe der Jahrhunderte den Besitzer gewechselt hat, so bezeichnet noch heute jeder Bauernhof die Stelle eines solchen des VIII. bis X. Jahrhunderts, wo der Bauer in seiner kleinen Burg lebte. Auch jede der noch erhaltenen, auf den Bergen vereinzelt stehenden Kirchen oder jedes der durch das Land zerstreuten Klöster nimmt die Stelle einer ehemaligen Burg ein, welche später frommer Sinn zu Andachtsstätten umgestaltet hatte. Auch die Dörfer, sonst der Sitz unfreier Bauern, gehörten hier nicht durchweg einem einzelnen Herrn, und wenn im »Dorfe« Eppan heute noch fast ein halbes Hundert Burgruinen und Edelitze neben einander erhalten sind, so zeigt dies, daß ursprünglich eine Reihe freier Männer unter den unfreien hier lebte³⁾. Deren Haus war nicht bloß in bildlichem Sinne eine Burg; ihr Bauernhaus war thatsfächlich ein Thurm. Heute noch ist in dem sog. »gefcheibten Thurm« am Fagenbache vor Bozen eine solche Burg von kleinstem Umfange erhalten, in der einst ein Kriegerbauer seinen Wohnsitz hatte.

³⁾ Wenn wir in die Lage kommen sollten, eine zweite Auflage des vorhergehenden Hefes dieses »Handbuches« zu veranstalten, so werden wir auch eine Studie über die militärische Bedeutung jenes kleinen aber interessanten Theiles von Tyrol geben, wo Talfer und Eisack sich mit der Etsch vereinigen, und dessen Vertheidigungssystem in der Zeit von *Carl dem Großen* bis zu den Hohenstaufen vorführen, welches dort ziemlich deutlich noch heute erkenntlich ist und zeigt, wie schwer, wie geradezu unmöglich es dabei einem Feinde werden mußte, mit einem Heere durchzuziehen.

Merkwürdig wenig läßt sich dagegen diesem greifbaren Bilde gegenüber im westlichen Alpengebiete, der heutigen Schweiz, aus jener Zeit von den Sitzen und den Burgen der freien Bauern, auf welche sich die Kaiser stützten, gegenwärtig mehr erkennen, obwohl dort die Versuche, eine Landesherrschaft zu begründen, die ja viel jüngeren Datums sind, als die Tyroler, gänzlich scheiterten. Sicher muß das Bild, welches sich für einen Theil Tyrols fest stellen läßt, auch auf die gleichzeitigen Verhältnisse der sämtlichen Alpenwege vom VIII. bis XII. Jahrhundert passen, wenn auch nur dort allein dasselbe wohl erhalten ist.

4.
Mehrere
Burgen im
Inneren der
Städte.

Auch anderwärts, wo die Landesherrschaft unter stetem Verdrängen der kaiserlichen Macht schon vor der Zeit durchgegriffen hatte, in welcher die Städte ihre Bedeutung und ihre Entwicklung erhielten, hatte das gemeinsame Interesse an einem Werthobjecte oder der Streit um ein solches, wenn es Keiner dem Anderen lassen wollte, Veranlassung gegeben, daß dicht neben einander eine Anzahl Burgen der Betheiligten errichtet wurden und um diese dann eine Stadt sich bildete. So entstand die spätere Reichsstadt Schwäbisch-Hall aus sieben an der Salzquelle errichteten Burgen, deren Besitzer jene ausbeuteten.

Eben so dürfte sich in Regensburg der nach den Zeiten der Römer untergegangene Stadtverband erst wieder ausgebildet haben, nachdem längst auf der verkehrswichtigen Stätte eine Reihe von Burgen freier Männer an den Ruinen der Römerstadt entstanden war. Ihre Zahl war sicher noch größer, als die der heute noch vorhandenen Thürme, und die bischöfliche Burg entstand gewiß erst, als schon manche oder die Mehrzahl der übrigen erbaut war. Mit der Festigung regelmäßiger Verhältnisse gaben diese Thürme nach und nach den Burgcharakter auf; so weit sie nicht verschwanden, wurden sie zu patrizischen Wohnhäusern umgestaltet.

In der That mußten ja für die politische, wie für die bauliche Entwicklung einer Stadt solche Burgen im Inneren ein Hinderniß sein, und das Stadtregiment, welches der gemeinsamen Vertheidigung der gesammten Stadtumfassung alle Kräfte zuwenden wollte, mußte durch solche selbständige, unabhängige Mächte in der Stadt selbst, die möglichenfalls es mit den Gegnern halten konnten, sehr beeengt werden, daher deren Verringerung und allmähliges Aufhören anstreben, das Aufkommen neuer zu verhindern suchen.

Aber nicht bloß die Interessen der Stadtverwaltung, mehr noch als diese der Wechsel in den Anschauungen führte dahin, daß an Stelle solcher Burgen im Inneren der Städte feste, theilweise aber auch ganz unbewehrte Wohnhäuser traten. Wenn in solch einer Burg Alles auf Festigkeit und Vertheidigungsfähigkeit eingerichtet war, so konnte nicht gleichzeitig auch der Bequemlichkeit Rechnung getragen werden. So viel nun aber auch im weiten Reiche gekämpft wurde, war doch für keine Einzelsätte permanenter Kampf die Regel; sondern dauernde Einrichtung war allenthalben der Friede; Belagerung und Vertheidigung bildeten eine Ausnahme. Da wollten denn die Bewohner nicht stets die Last und Unbequemlichkeit tragen, die nur einmal in einem Ausnahmefalle nöthig war; sie wollten dies um so weniger, je wohlhabender, vornehmer und mächtiger sie wurden. Hatten die kriegerrischen Römer es verstanden, ihre Befestigungen so einzurichten, daß sie im Falle eines Angriffes ernstern Widerstand leisten konnten und sich doch innerhalb und außerhalb der Befestigung friedliche Anlagen jeder Art erbaut, so wollte man es mit den Fortschritten der mittelalterlichen Cultur eben so haben. Die Fürsten hatten dies ohnehin auf ihren großen Burgen schon von alter Zeit her, anknüpfend an

die Tradition der großen Römerpaläste, durchgeführt, und als mit der Entwicklung der Städte der kleine Bürger in denselben sich ein behagliches Haus erbauen konnte, da wollte es der Adelige drinnen auch nicht schlechter haben und begnügte sich nicht mehr mit dem Thurm, und eben so wenig wollte der draussen auf seiner Burg Wohnende alle Lebensbequemlichkeit entbehren. Während dadurch in der Stadt die Burgen verschwanden, wurden sogar die draussen weniger fest, dafür aber behaglicher und bequemer eingerichtet. Man wußte in jeder Burg eine Stelle zu finden, wo man neben dem Thurm, der feitherigen beschränkten Wohnung und zugleich dem letzten Vertheidigungswerke, ein behagliches Wohnhaus errichten konnte. Nicht jede Generation hatte ja ihre Burg zu vertheidigen, aber jede sie zu bewohnen. Die Vertheidigung einer Burg aber war stets ein Kampf um die Existenz, wenn es sich nicht bloß darum handelte, sie so lange zu halten, bis ein genügendes Entsatzheer nahte. Bei schwerem Kampfe aber konnte es dann nicht darauf ankommen, ob mit der Existenz auch noch ein oder der andere vielleicht werthvollere Bau verloren ging; wohl aber lag daran, das Leben bis zu einem solchen Wendepunkte angenehm zu verbringen.

Die fürstlichen Bauten hatten schon im frühesten Mittelalter nicht ganz jenen Charakter des Kriegsmässigen, wie die Burgen Anderer. Zum Kaiser und zum Landesfürsten mußte das gesammte Volk Zutritt haben. Dort, wo die gesammte Verwaltung sich vereinigte, hatten Viele aus und ein zu gehen. Der Fürst hatte aber feine Mannen um sich, und wenn es deren genug waren, die umfangreiche Residenz, die einem großen Lager glich, zu vertheidigen, bei welchem eine feste Mauer um die vielen und verschiedenartigen Gebäude gezogen war, so war die Mannschaft auch genügend, um mit derselben auf freiem Felde dem Feinde entgegen zu treten und ihn gar nicht an die Mauer kommen zu lassen, statt hinter derselben zu kämpfen.

5.
Fürsten-
paläste.

In diesen großen Herrscherburgen fand sich stets als Hauptgebäude ein großer Saalbau, welchen die mittelalterliche Terminologie als den »Palas« bezeichnete. Der Hauptbau gab so dem Ganzen den Namen; denn wenigstens in früherer Zeit wurde auch der gesammte Bau-Complex als »Palatium« bezeichnet. Dieser Saalbau schloß die eine Seite eines großen Hofes ab, gegen welchen er offen war, so daß der Hof gewissermaßen die Erweiterung des Saalbaues bildete und mit ihm auch als der Haupttheil des Ganzen betrachtet wurde, daher man vom »Palaste« und vom »Hof« des Herrschers sprach. Der Herrscher hielt »Hof« in seinem »Palaste«. Was der Herrscher in großem Maßstabe nöthig hatte (den Saalbau, den Palas, die Basilika⁴⁾), die große Halle, wollte jeder Burgherr in kleinerem Maßstabe, seinen Verhältnissen entsprechend, auch haben. In England und anderwärts, wo der Burgturm solchen Umfang hatte, daß auch die Halle darin Raum finden konnte, wurde sie darein verlegt, und da sie, so lange Friede war, den Hauptraum der Burg bildete, wurden viele Burgen, wohl jene, in deren Hallen oft besonders wichtige Geschäfte vorkamen oder besonders gefuchte Feste gefeiert wurden, geradezu als »Halle« bezeichnet. In Deutschland wissen wir zwar nicht, welchen Umfang die hölzernen Thürme der älteren Burgen

6.
Palas.

⁴⁾ Wir möchten gern die Worte »Halle«, »Saal« und »Palas« auch sprachlich in Verbindung bringen; allein die germanistischen Philologen wollen uns dies nur zugestehen, falls an ein keltisches Lehnwort gedacht werden könnte. Das Vorkommen ähnlicher Anlagen, wie die classische Basilika, wird wohl auch bei den Kelten nachzuweisen sein. Den Nachweis mögen Andere liefern. Die Sitte, ähnliche Geschäfte, die früher bei allen Völkern unter freiem Himmel vor sich gingen, in einen an einen freien Raum anschließenden Hallenbau, wo man eben so öffentlich handelte, aber gegen Sonne und Regen geschützt war, zu verlegen, mag, wie bei den Römern und dann bei den Germanen, auch bei den Kelten, die ja länger unter classischem Einflusse standen, geherrscht, und so muß auch deren Sprache ein Wort dafür gehabt haben.

hatten; aber die steinernen, welche uns erhalten sind, sind ausnahmslos eng. Doch sind dies auch nur die Burgen verhältnißmäßig kleiner Vafallen. Von den Thürmen der großen Kaiser- und Fürstenburgen, die ursprünglich auch die Wohnstätte der großen Herren bildeten, ist uns nichts Genügendes mehr erhalten. Den großen Palas konnten sie nie umfaßt haben, und so verzichteten auch die deutschen kleineren Herren auf einen Thurm, welcher ihn in sich geschloffen. Bei jeder nur einigermaßen bedeutenden Burg wurde der Palas als selbständiges Gebäude errichtet. Gleich dem des Herrschers war er offen, nirgends zur Vertheidigung eingerichtet, allenthalben eben ein Bau, der mit dem Kriegswesen nichts zu schaffen hatte, eines und zwar das bedeutendste der mannigfaltigen Gebäude, die innerhalb der Burgmauer errichtet wurden.

7.
Kemnate
und
Dürnitz.

Ein anderer Bau der alten Herrscherpaläste war des Herrschers und seiner Familie eigentlicher Wohnraum; früher war es der Thurm, bald aber neben dem Thurm ein gefondertes Gebäude. Ein Wohnraum war allerdings im Hauptthurme auf jeder, selbst der kleinsten Burg vorhanden; aber freilich, in welcher beschränkter Weise! Hierin wohnen zu können, war nicht beneidenswerth, auch wenn in einem der Stockwerke ein Kamin vorhanden war, der Raum dem gemäß als *Camera caminata* oder Kemnate bezeichnet werden konnte. Im Falle der äußersten Noth, wenn während des Sturmes die Mauer bereits genommen war und noch ein letzter Versuch gemacht werden sollte, sich im Thurme zu halten, da mußte man sich auch bezüglich der Wohnung begnügen. Während der generationenlangen Friedenszeit wollte der Burgherr eine bessere Kemnate haben, und so entstand in Deutschland neben dem Palas und dem Thurme noch ein drittes Hauptgebäude auf jeder Burg, die »Kemnate«, ebenfalls frei und offen, bestimmt, im Augenblicke der Gefahr geopfert, nicht vertheidigt zu werden, auch an beliebiger Stelle im Burghof, nur eben, wenn es anging, in nächster Nähe des Palas.

War die Burg nur einigermaßen groß, so kam in späterer Zeit als vierter Bau die Dürnitz hinzu, Speise- und Aufenthaltsraum des Gefolges und der Mannschaft, heizbar wie die Kemnate, so daß sich in diesem Raume auch mancherlei andere Thätigkeit entwickeln konnte.

Wo die Burg zu klein, die Mittel des Besitzers zu beschränkt waren, begnügte man sich auch, den Flur der Wohnung etwas groß anzulegen, so daß er die Stelle der Dürnitz oder auch des Palas vertreten, daß dort der Burgherr mit seiner Familie und seinen Kriegen, die zugleich sein Gefinde bildeten, sich versammeln konnte. Bei den kleinen Mäßen einer solchen Burg wurde die Wohnung an den Thurm an- oder um ihn herumgebaut. Mittels einer Treppe oder Leiter, die leicht zurückgezogen werden konnte, waren diese Bauten mit dem Thurme verbunden. Deren rasche Zerstörung im Augenblicke der Gefahr isolirte nicht bloß den Thurm, sondern hinderte auch noch das Herankommen des Feindes an denselben.

8.
Tenne im
Bauernhaufe
als
Palas.

Wo immer der Bauer einen Rest von Selbständigkeit bewahrt, wo er ein eigenes Haus hatte, wenn es auch nicht seine Burg war, bildete eine Halle, die »Tenne«, die Mitte, an welche sich beiderseits Ställe, Vorraths- und Wohnräume anlehnten, in deren Hintergrund der Herd sich erhob, an welchem die Bäuerin waltete, wo nach Feierabend Bauer und Bäuerin den Ehrensitz einnahmen, um sie herum, nach Beschäftigung und Rang geordnet, das männliche und das weibliche Gefinde, ein jedes an seinem bestimmten Platze. Dort wurden die Nachbarn zum Besuch empfangen; unmittelbar daneben hatte der Speisetisch seinen Platz, von dort aus überfah der Bauer oft auch tagsüber das Gefinde, wenn es in den Ställen zu thun hatte,

wenn die beladenen Wagen mit Heu oder Garben in die Halle einfuhren und die Vorräthe abgeladen oder gleich an ihren bestimmten Ort aufgezogen wurden, wenn auf der Tenne⁵⁾ gedroschen, wenn allerhand Hantirung ausgeübt wurde. Aber nicht bloß der Ort der Arbeit war die Tenne, auch der Ort des Vergnügens. Wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien nicht zuließ, so spielte und schäkerte zur Festzeit dort das junge Volk; dort wurde getanzt, und die Bankette, welche in der Halle des Herrschers sich in ein nicht aufhörenwollendes Trinken auflösten, fanden ihr Widerspiel in der Tenne des Bauern.

Zwar war die Einrichtung der Bauernhäuser nach Landschaften und Volksstämmen verschieden; an Stelle der Tenne traten etwa andere Gelasse als Hauptraum des Hauses. Abgesehen davon aber, daß die eben geschilderte Anordnung die älteste zu sein scheint, giebt gewissermaßen der Grad, wie weit sich die Anlagen der Bauernhäuser⁶⁾ einer Gegend der geschilderten nähern, welche als eine Art Ideal des Bauernhauses angesehen werden kann, den Maßstab dafür ab, wie groß die Selbständigkeit war, deren sich dort der Bauernstand erfreute. Diese älteste Anlage hat sich in Niederfachsen da und dort bis auf unsere Tage erhalten. Wenn man von Hamburg aus in die unmittelbare Umgebung, in die Vierlande, spaziert und in ein äußerlich modernes, mit allem der städtischen Architektur entnommenen Schnickschnack in Gyps und Gipseisen decorirtes Bauernhaus eintritt, ist man erstaunt, noch die große Mittelhalle mit dem Herde im Hintergrunde zu finden und glaubt sich in die Urzeit versetzt, wenn man die Bäuerin am Herde kochen und das Gefinde sich zur Mahlzeit sammeln sieht.

Auch das städtische Wohnhaus, welches mit größter Beschränkung auf der geringsten Grundfläche sich entwickeln mußte, brauchte einen Hauptraum. Im Hause des Handwerkers war es die Werkstätte, in welche man von der Straße aus eintrat und die, so lange es nur die Witterung erlaubte, nach der Straße zu offene Läden und Fenster hatte. Hier hielt der Meister als Herr unter seinen Gefellen Hof, empfing er die Kundschaft, sprach mit den Nachbarn und Vorübergehenden. Hier fühlte er und gab er sich als »Herr in seinem Hause«, sich eben so frei fühlend, als der Kaiser in dem seinen; sein Haus war seine Burg, allerdings nur mehr bildlich, weil ihm hier Niemand etwas zu sagen hatte; denn daß er sich ein befestigtes Haus gebaut hätte, das duldete die Obrigkeit nicht, welche schon für den Schutz ihrer Bürger sorgte. Auch reichte ja dazu sein Einkommen nicht.

9.
Städtisches
Wohnhaus.

In größeren Häusern war es der Flur, der sich etwa durch die Treppe mit einem zweiten oberen Flur verband, welcher den Hauptraum des Hauses darstellte, wo sich der Verkehr abwickelte.

Wie aber im Herrscherpalaste und in der Burg neben Hof und Halle des Herrn Wohnung einen Haupttheil des Baues bildete, so auch im städtischen bürgerlichen Hause, wo die Familienwohnstube sich als eben so wichtiger Theil geltend machte, als der für den Verkehr bestimmte Flur oder die Werkstätte. Ja die Familienstube entzog derselben einen Theil ihrer Bedeutung; denn nicht in der Werkstätte, noch im Flur versammelte der Herr des Hauses Familie und Gefinde um sich, feierte er

⁵⁾ Das Wort »Tenne« bedeutet eigentlich den Fußboden aus gestampftem Lehm zum Dreschen und nur abgeleitet davon den Raum selbst. Die Sprachforscher wollen es theilweise von »Tanne«, d. h. Tannenholzboden zum Dreschen ableiten. *Lexen* aber trifft wohl im XI. Bande des *Grimm'schen Wörterbuches* (Sp. 253) das Richtige, wenn er das Wort mit dem griechischen *θετειν* und mit dem *dhan* (= schlagen) des Sanscrit in Verbindung bringt.

⁶⁾ Vergl. über die Häuser der Altmark: *Zeitschrift für Ethnologie*. Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrg. 22 (1890), S. 553. (Vortrag von *Virchow* über das deutsche Haus.)

feine bescheidenen Feste und hielt seine Mahlzeiten ab, sondern zum größten Theile in der Familienstube, wenn nicht etwa eine große Küche dazu Raum bot, etwa zusammen mit jenem Theile des Flures, der sich unmittelbar daran anschloß. Jedenfalls geschah es in jenem Theile des Hauses, der nicht ausschließlich dem Herrn unterstand, sondern der Frau, in welchem der brave Bürger nicht immer der Herr war, und welchen nicht Jeder als seine Burg ansehen durfte.

10.
Locale
Verschiedenheit
im
Hausbau.

Wie die Häuser der bauerlichen Landbevölkerung sich nach Volksstämmen und Gegenden verschieden gestalteten, so muß wohl in manchen Gegenden der Einfluß des städtischen Hausbaues auf das Land zurückgewirkt haben; aber auch in den Städten selbst machte sich allenthalben eine locale Tradition sowohl bezüglich der inneren Eintheilung, wie der äußeren Gestaltung der Häuser geltend, und der städtische Wohnhausbau des Mittelalters giebt uns so ein recht buntes Bild, wenn auch gewisse gemeinsame Züge allenthalben wiederkehren.

Vielgestaltig entwickelte sich im Laufe der Zeit das städtische Wohnhaus; eines aber mußte allenthalben und immer berücksichtigt werden. Die Beschränkung der Grundfläche mußte auf das äußerste gehen, weil die Mauerlinie, welche die Stadt umzog, möglichst enge sein mußte im Verhältniß zur Zahl der darin wohnenden und die Stadt vertheidigenden Bürger, so daß nicht bloß die Straßen auf die geringste Breite beschränkt werden mußten, sondern auch der einzelne Bürger die Grundfläche so gering als immer möglich zugemessen erhielt. Dafür war ja der Himmel hoch über der Erde, und der Bürger konnte viele Stockwerke auf einander setzen, ohne fürchten zu müssen, oben anzustoßen. Fast aber als hätte man dies doch gefürchtet, wurden die einzelnen Stockwerke niedrig angelegt. Der Grund lag darin, daß ein niedriges Haus billiger ist, als ein hohes, daß niedrige Räume sich leichter wärmen und warm halten lassen, als hohe, und daß der Bürger auf äußerster Beschränkung in jeder Richtung sehen mußte; nur so konnten möglichst Viele auf kleinem Raume zusammen auskommen. Dann aber auch verdunkelten hohe Häuser die Straße mehr als niedrige. Lag doch auch noch ein anderer Anlaß vor, die Straße zu verdunkeln, ein Anlaß, welcher mehr greifbaren Nutzen schaffte, welchen man also lieber ausnutzte, wie ungemessene Höhe, wenn nur der Bürger aufrecht in seiner Stube stehen konnte. Es war die geringe Grundfläche der Häuser, welche nicht nur zu Anlage mehrerer Stockwerke, auch für das kleinste Haus führte, sondern auch Veranlassung gab, jedes Stockwerk über das darunter stehende vorchießen zu lassen, dazu selbst noch einige weiter vortretende Ausbauten zu machen, um wenigstens oben den Raum zu vergrößern. Auch die steilen, mehrere Stockwerke hohen Dächer der städtischen Wohngebäude des Mittelalters sind darauf zurückzuführen, daß man Lagerräume für Vorräthe, selbst Schlafräume für einzelne Familienglieder und das Gefinde dort gewinnen mußte, weil unten der Raum nicht ausreichte.

11.
Bedeutung
des
Holzes.

Noch ein Umstand ist es, welcher auf die gesammte Bauentwicklung, insbesondere aber auf den Wohnhausbau in Stadt und Land, großen Einfluß hatte. Der ganze nördliche Theil von Europa, vor Allem aber Deutschland, war in der Urzeit reich an Wäldern, und unsere Vorfahren lebten in denselben. Es lag also schon damals nahe, daß sie auch ihre Häuser, nicht bloß ihre Hütten, aus dem Holze bauten, welches der Wald ihnen bot, den sie sich zum Aufenthalt erkoren. Die Pfahlbauten sind Belege aus ältester Zeit dafür, und bis in unsere Zeit ist die ausgedehnte Uebung des Holzbaues geblieben. Die Pfahlbauten waren, wie die Reste beweisen, mitunter ganz ausgedehnte Gebäude-Complexe, und wenn wir durch

die dünnen Hölzer überrascht find, so haben wir die Ursache der Verwendung folcher nur in den mangelhaften Werkzeugen zu suchen, welche den Erbauern zur Verfügung standen und die Bearbeitung starker Hölzer nicht zuliefen. Im Gegenfatze zur Bauweise der Römer hatte daher die Bauweise aus Holz etwas National-Germanisches; selbst die Königspaläste der Franken waren gröfstentheils aus Holz, und in den Beschreibungen jener Hallen, von welchen vorhin die Rede war, wird der reiche Schmuck, die sorgfältige Glättung und die bunte Bemalung des Holzes gerühmt.

Wir wissen aus dem vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«, dafs das Holz selbst im Kriegsbaue nur langsam durch den Stein verdrängt wurde. So war es denn auch bei Entstehung der Städte selbstverständlich, dafs allenthalben die Wohngebäude aus Holz errichtet wurden. Es war nicht blofs für den Bürger billig; es war auch nicht so fest, wie ein steinernes Haus, und wie gerade vorhin gesagt worden ist, hatte die Obrigkeit der Städte keine Freude an festen Häusern, die zu Burgen werden konnten. So konnte der Steinbau nur schwer und langsam sich Eingang verschaffen. Der warme, poetische Hauch, die phantastisch malerische Erscheinung des Holzbaues, gleich wie seine Billigkeit machte ihn Allen lieb, und der Holzbau blieb so im gröfsten Theile Deutschlands das ganze Mittelalter hindurch nicht blofs auf dem Lande, sondern auch in den Städten herrschend. Ja er überdauerte dasselbe und erfährt erst heute die wesentlichsten Einschränkungen, nachdem das Holz theurer geworden ist, die Poesie und malerische Erscheinung im ganzen Volke wenige Freunde mehr zählt, keine Regierung sich mehr vor einem Steinhause fürchtet, aus welchem etwa der Besitzer eine Burg machen könnte. Wohl aber haben nüchterne und praktische Erwägungen von der Wohlfahrt der Bürger und den vielen Scherereien, welche für eine Behörde entstehen, wenn es brennt oder wenn gar ein umfassendes großes Unglück geschieht, den Holzbau in diesen Kreisen recht unpopulär gemacht, und nachdem allenthalben die Bauordnungen vorschreiben, dafs zur Verminderung der Feuergefährlichkeit durch Ueberzüge von Putz und Metall die charakteristische Erscheinung des Holzbaues verschwinden mufs, so kann auch kein Baumeister mehr eine rechte Freude am Holzbau haben, der nur noch für Nothbehelfe gut ist.

Doch gehört eigentlich schon diese Betrachtung nicht zu den geschichtlichen; wir wollen sie daher nicht weiter fortsetzen. Die Culturentwicklung hat so manche andere althergebrachte nationale Erscheinung verwischt, mag daher der Holzbau eben so verschwinden! Nicht Jeder wird es so lebhaft bedauern, als der Verfasser des vorliegenden Heftes.

2. Kapitel.

Die germanischen Königspaläste und der Palas der mittelalterlichen Burgen bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts.

Es ist wenig Greifbares von Bauten aus der Zeit der Germanen-Könige auf die unsere gekommen. Wären unsere Urväter nicht nach Süden gegangen, so würde kaum ein Baurest mehr an sie erinnern. Sie zogen jedoch mit ihren Schaaren stets als römische Heerführer in Italien ein; als solche eroberten sie die südlichen Länder, setzten, den Prätorianern gleich, Kaiser ein und ab; als solche verwalteten sie

12.
Anknüpfung
an die
Römerbauten.

die eroberten Provinzen. Da schon lange stets mehrere Kaiser neben einander regierten, alle als Kaiser des Gesamtreiches geltend, so galt auch jener zu Constantinopel als Kaiser des Gesamtreiches, und nachdem im Abendlande kein Kaiser mehr war, so war ihnen jener zu Constantinopel der rechtmäßige Herr, in dessen Namen, mitunter sogar in dessen Auftrage ein germanischer Herrscher den anderen verdrängte und sich ein Königreich schuf, so groß es auch gegen des Kaisers Willen werden wollte. Die kaiserliche Würde und der kaiserliche Name, wie der Reichsgedanke stand dabei in solch hohem Ansehen, daß daran keiner, auch nicht der größte und mächtigste dieser Heerführerkönige zu rütteln wagte, daß sie sich gänzlich romanisirten, jeder sein Reich als einen Theil des römischen Reiches ansah und den Kaiser, den Herrn der Könige, als seinen Herrn, auf den er nur eben keine weitere Rücksicht nahm, wenn es nicht sein eigener Vortheil verlangte. Indem sie sich romanisirten, sahen sie sich selbst als Römer an, und mit der übrigen classischen Cultur nahmen sie auch die classische Bauweise an, wie sie sich damals entwickelt hatte. Die ihnen, welche nicht mehr Germanen, sondern Römer waren, ohnehin nicht mehr altheimische Tradition des Holzbaues, von der sie, unter vornehmen Römern erzogen und erwachsen, kaum gehört hatten, wurde natürlich bei Seite gesetzt und der Steinbau gepflegt. Die Paläste und Villen der vornehmen Römer dienten den germanischen Königspalästen als Vorbild, und es ist kein Zweifel, ja die langobardische Gesetzgebung beweist es in ihrem auf die Bauten bezüglichen Theile, daß auch die Krieger gleich ihren Königen sich Steinbauten errichteten.

Auch von diesen ist aber fast nichts erhalten, so daß es sich nicht lohnte, in unserer Arbeit über die Ausgänge der classischen Baukunst (in Theil II, Band 3, erste Hälfte dieses »Handbuches«) darauf einzugehen und wir uns vorbehielten, das Wenige, was gesagt werden kann, hier der Betrachtung des mittelalterlichen Wohnbaues voranzuschicken, wo es dadurch Leben gewinnt, daß Späteres sich daran anknüpft, wodurch erst so manches Frühere erläutert wird.

Unter allen germanischen Herrschern ist keiner, bei welchem die classische Cultur tiefer gegangen wäre und welcher für deren Erhaltung und Weiterbildung mehr gethan hätte, als der große Ostgothe *Theodorich*, der am Hofe zu Constantinopel aufgewachsen war, der eifrig seinem Kaiser und Vorbilde *Justinian* nachstrebte und an Baulust ihm gleich kam. Er errichtete auch verschiedene Paläste, so in seiner Residenz Verona, von der ihn die mittelalterliche Helden Sage *Dietrich von Bern* nennt, deren hervorragendster aber jener von Ravenna war. Von ihm ist uns dort noch ein Mosaikbild erhalten; auch ein Mauerrest wird als von ihm herrührend angesehen. *Mothes* hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen beiden gar kein Zusammenhang besteht, daß der Rest nicht zu dem Gebäude gehört, welches das Mosaikbild darstellt.

Dieses Mosaikbild ⁷⁾, welches wir in Fig. 1 wiedergeben, zeigt nur nebenbei über der Halle den gesammten Bau-Complex, wie ihn ein Königsbau hatte, bei welchem wir auf eine mächtige Ausdehnung schließen müssen; es gibt aber doch eigentlich nur den Hauptbau, die Halle ⁸⁾, wo der König Hof hielt, und die man, weil sie die Hauptfäche des ganzen Palastes war, kurzweg als den »Palast« bezeichnete; denn wer in den Palast wollte, wollte nirgends anders hin, als in

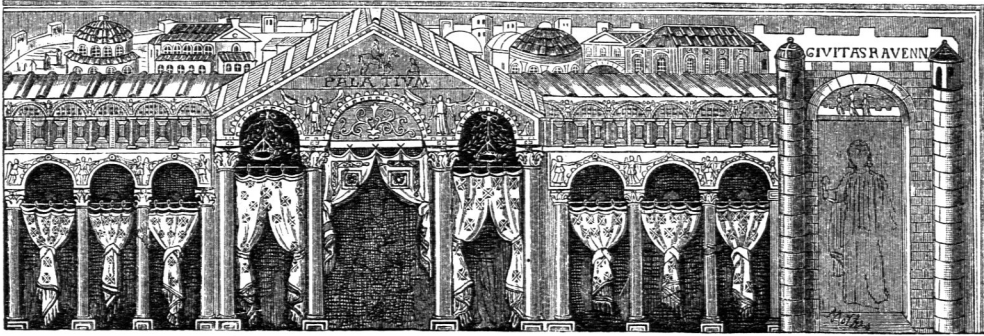
13.
Palast des
Theodorich
zu
Ravenna.

⁷⁾ Facs.-Repr. nach: MOTHEs, O. Die Baukunst des Mittelalters in Italien. Jena 1884. S. 191 u. 192.

⁸⁾ Ueber Zweck und Bedeutung dieser Hallen haben wir erst unten bei Gelegenheit der Betrachtung der ältesten noch erhaltenen, jener zu Goslar, eingehender zu sprechen.

die Halle, wo der König sich aufhielt. Aufser einer solchen Halle aber, von welchen die zu Ravenna die erste der durch jene in den Kaiser- und Fürsteburgen des Mittelalters gebildeten Reihe ist, hatte jeder solche Palaß noch eine ganze Anzahl von Gebäuden. Wo die Bauten sich in der Ebene frei entfalten konnten, waren sie regelmässig angeordnet, von einer grossen rechteckigen Mauer mit Thürmen umgeben, für welche die Bezeichnung »Burg« thatsächlich mehr paßt, als der Name Palaß, mit welchem wir doch eigentlich nur jene Halle bezeichnen dürften, welcher der Haupttheil der Burg war. In einem eigenen Flügel oder Gebäude wohnte daneben der König mit seiner Familie; in anderen wohnten die hohen Würdenträger; eines war die Caserne der Leibwache. Zu jedem solchen Palaße gehörte eine grosse Kirche mit einem Kapitel und einer beträchtlichen Zahl von Geistlichen, welche nicht blos die kirchlichen Functionen verrichteten, sondern auch als Schreibekundig und sprachengewandt zur Erledigung der Geschäfte nöthig waren und als Träger der Wissenschaft dem Hofe Glanz verliehen. Dann war eine ganze Anzahl Künstler und Handwerker an den Hof herangezogen, theils um für dessen

Fig. 1.



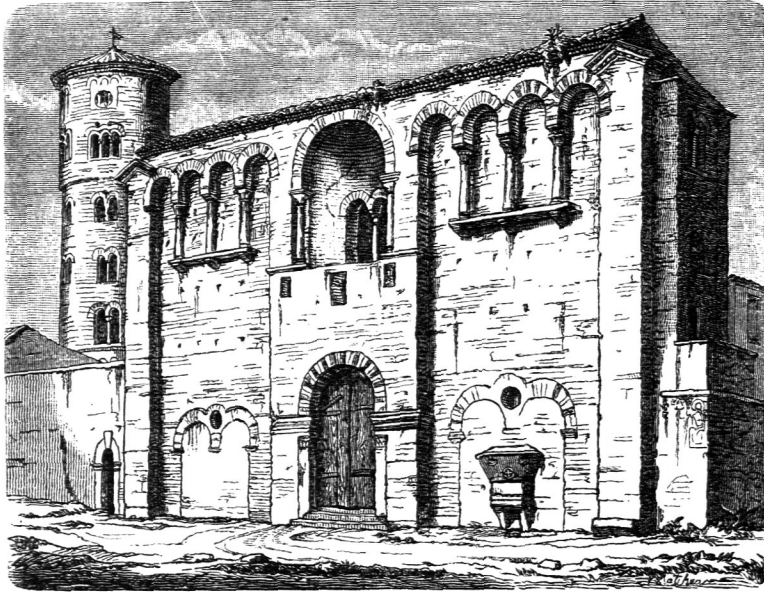
Palaß der Burg Theodorichs des Grossen zu Ravenna 7).

Mosaikbild.

Bedürfnisse zu arbeiten, theils durch ihre Kunstfertigkeit ihn zu zieren. Auch für sie war eine Abtheilung des Gesamt-Complexes bestimmt, wo sie mit ihren Familien wohnten, lebten und arbeiteten. Die Zahl der Personen an einem solchen Hofe war Legion, und stets wußten noch neue Unterkunft zu finden. Der König war ja reich genug, um Jedem zukommen zu lassen, was er brauchte. Unter den Gebäuden seines Palaßes durfte weder die Schatzkammer fehlen, noch die Münzstätte. Im Palaße selbst wurden auch die Ehrenkleider angefertigt und in grosser Zahl aufbewahrt, die er vertheilte, wie alles vorhanden war, dessen die grosse Zahl von Leuten bedurfte, insbesondere auch Vorrathskammern für Lebensmittel, Ställe für Vieh und für die Pferde. Ein solcher Hof war eine Welt für sich, und was die Umfassungsmauer des Palaßes einschloß, war eher eine Stadt, als ein Haus. Da waren grosse Höfe und förmliche Straßens; die Gebäude waren verschiedenster Art, manche unter ihnen mehrgeschossig; denn sonst würde keine Mauer gross genug gewesen sein, den Palaß zu umschliessen. Wenn wir uns den »Palaß« des Theodorich so denken, so ist es ziemlich gleichgiltig, welcher einem der verschiedenen Gebäude der erhaltene Rest (Fig. 2) angehört. Die Annahme wird jedoch nicht falsch sein, daß er einer der Eingänge war. Was über dem Dach der Halle in Fig. 1 ersichtlich wird, sind solche Gebäude des Palaßes,

wie wir sie soeben genannt haben. So lange wir nicht durch Nachgrabungen die Fundamente des ganzen Palastes bloß legen und die ganze Anlage erkennen können, wird volle Klarheit darüber kaum zu erlangen sein. Die große Kirche, welche zum Palaste gehörte, dürfte *San Apollinare nuovo* gewesen sein. Ja wenn wir in Goslar außer dem Dome noch die *Marien-Kirche* im Burgbereiche finden, so dürfen wir ohne Zagen auch annehmen, daß der Palast bis zur Basilika *San Giovanni*

Fig. 2.

Eingang zur Burg Theodorichs des Großen zu Ravenna⁹⁾.

Evangelista sich erstreckt habe. Der größte Theil des bis jetzt so zu sagen unbauten, nur durch das Spital eingenommenen Quadrates zwischen letztgenannter Kirche, dem *Stradone alla Barriera*, der *Via Alberoni* und dem *Corso Garibaldi* mag vom Palaste eingenommen gewesen sein. So ist das Interesse nicht übergroß, welches das kleine Gebäude an der Ecke uns einflößt.

14.
Palazzo
delle torre
zu
Turin.

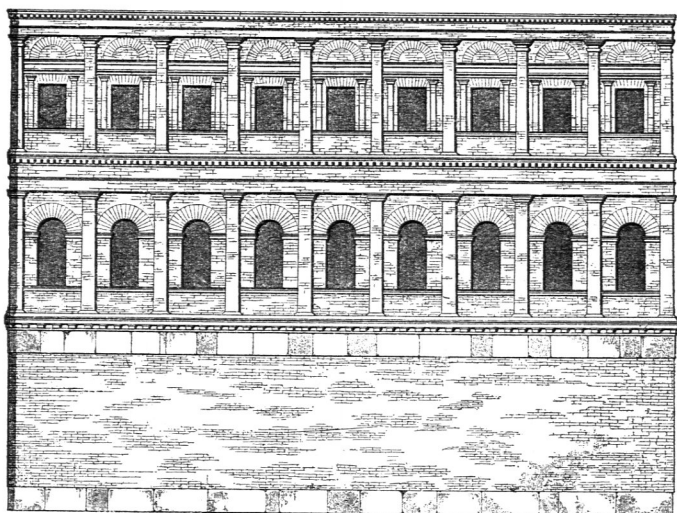
Mehr Interesse bietet der Rest eines mehrstöckigen Gebäudes, das zu einem ähnlichen Palaste in Turin gehörte und als *Palazzo delle torre* (von zwei im Mittelalter angebauten polygonen Thürmen) bezeichnet wird (Fig. 3⁹⁾. Solcher Art mögen auch manche der Gebäude gewesen sein, welche zum Palaste in Ravenna gehörten. Aehnlich mögen schon die mehrgeschossigen Römerbauten ausgesehen haben, ähnlich die vielen steinernen Wohnbauten jener Zeit bis zu den Carolingern.

15.
Vorbild
der Paläste
jener zu
Constantinopel
und jener
zu Spalato.

Es liegt nahe, anzunehmen, daß das Vorbild des Ravennatischen Palastes jener zu Constantinopel war, und daß derselbe auch allen größeren und bedeutenderen sonstigen germanischen Herrscherpalästen als Vorbild diente. Der Palast zu Constantinopel selbst, wie er, von *Constantin* errichtet, zu Zeiten *Theodorich's* bestand, läßt sich aber in seinen Einzelheiten auch nur noch hypothetisch nachweisen. Er hat

⁹⁾ Facf.-Repr. nach: OSTEN, F. Die Bauwerke in der Lombardei vom 7. bis zum 14. Jahrhundert. Darmstadt.

Fig. 3.

Palazzo delle torri zu Turin⁹⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

später zu viele Umgestaltungen erfahren und wurde schon im Mittelalter zerstört¹⁰⁾. Nur das umfangreiche Territorium läßt auf ungeheure Ausdehnung schließen. Dafs die *Sophien-Kirche* auch die Vorgängerin der uns erhalten gebliebenen Justinianischen, die Hof- und Palaßkirche war, ist ja bekannt. Wir haben aber, wenn somit auch das unmittelbare nicht mehr, so doch ein Vorbild erhalten, welches uns zeigt, wie derartige Anlagen überhaupt beschaffen waren.

Der wenig ältere Palaß des *Diocletian* zu Spalato¹¹⁾ zeigt uns deutlich die complicirte Anlage und die vielgestaltigen Gebäude einer solchen Gruppe.

Ueber die Paläste der Merovingischen und noch der Carolingischen Könige der Franken sind uns Nachrichten erhalten, aus denen hervorgeht, dafs auch sie ähnliche umfassende Anlagen waren. *Viollet le-Duc*¹²⁾ giebt im Eingange des Artikels »*Palais*« eine Studie über dieselben und versucht eine Reconstruction. Das *Palais de Verberie* bei Compiègne hatte sich lange erhalten, und *Carlier*¹³⁾ giebt auf Grund der Reste, welche er noch gesehen, so wie eines Rescriptes *Franz I.*, welches das Abtragen eines Theiles der Gebäude gestattete, eine Beschreibung, die zwar an Klarheit zu wünschen übrig läßt, aber doch manche schätzenswerthe Aufschlüsse giebt. Insbesondere wird auch hier der grofse Saalbau erwähnt, welcher als das Hauptgebäude anzusehen war und, an einem grofsen Hofe gelegen, den Abschluß des Ganzen gegen Westen bildete. Dieser Saalbau hiefs in latinisirtem Deutsch *Mallobergium*, seine Bestimmung als Gerichtstätte anzeigend. Der ganze Palaß hatte von Westen nach Osten eine Länge von 240 Toisen; an der Ostseite bildete die Capelle den Abschluß, deren Bau *Carl dem Grofsen* zugeschrieben wurde, und die noch im XIV. Jahrhundert seinen Namen getragen haben soll. Zwischen beiden befand sich eine lange Reihe von Gebäuden verschiedener Art und Gröfse; den »Mittelpunkt« soll ein prachtvolles zweistöckiges Gebäude von grofser Höhe eingenommen haben, dessen Errichtung *Carlier* ebenfalls *Carl dem Grofsen* zuschreibt. Man sollte fast meinen, dafs es mit dem *Mallobergium* identisch ist. Dieses *Palais de Verberie* war eines der vielen, welche die Könige im Reiche besaßen und welche sie nöthig hatten, da sie ja nicht regel-

16.
Paläste der
Merovingischen
und
Carolingischen
Frankenkönige;
Palais
de Verberie
bei
Compiègne.

¹⁰⁾ Mit großem Scharfsinne hat *Labarte* das Wesentliche der Gesamtanlage und die Stellung der Hauptbauten zu reconstituieren gesucht. Danach bestand dort eine ganze Anzahl ähnlicher Saalbauten, von denen einer, vielleicht auch mehrere, die Bestimmung der Basilika, also des Palas erfüllten. (Vergl.: *LABARTE, J. Le palais impérial de Constantinople etc.* Paris 1861.)

¹¹⁾ Vergl. den Grundriß bei *Mothes, a. a. O.*, S. 13, Fig. 5.

¹²⁾ In: *VIOLLET-LE-DUC. Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XI. au XVI. siècle.* Bd. VII. Paris 1875. S. 1 ff. — Zum Theile nach: *THIERRY, A. Récit des temps Mérovingiens. Récit 1er.*

¹³⁾ In: *Histoire du duché de Valois.* Paris 1764. Tome I, Liv. II, S. 169.

mäßig in einer Residenz lebten. Sie wurden auch als *Villae* angesehen, welche die Mittelpunkte des landwirthschaftlichen Betriebes des Hofes bildeten und wo umfangreiche Vorräthe aufbewahrt wurden. Auf eine solche Villa zog sich der König mit seinem ganzen Hofe zurück und blieb mit der Hofhaltung da, bis die Vorräthe aufgezehrt waren, worauf eine andere Villa aufgesucht wurde, die deren noch genug bot. Es ist einleuchtend, daß eine solche Villa, wenn schon von Wall und Graben umgeben, an und für sich keine eigentliche Burg war, bei welcher die Befestigung die Hauptsache bildete; man lebte dort nur in tiefem Frieden. Aber es muß sich doch mit der Zeit das Bedürfnis größerer Festigkeit geltend gemacht haben; denn unter den Bauten der *Verberie*, welche *Carl der Große* zuschreibt, befand sich auch ein mächtiger *Donjon*, dessen Unterbau er noch gesehen, *Praedium* genannt, also auch durch seinen Namen als der Hauptbau des ganzen *Praediums* bezeichnet, weil er die ganze Domaine beherrschte. Ein solcher Thurm als befestigte Wohnung ist nicht denkbar ohne beträchtliche äußere Werke, die der *Verberie* doch den Charakter einer Burg geben mußten.

An diesen Palästen und Villen mit ihren so verschiedenartigen Einzelgebäuden wurde fortwährend, je nach Bedarf, gebaut, vergrößert und erneuert. Wie die hauptsächlichsten weit über *Carl den Großen* hinaufgingen und jeder seiner Vorgänger daran baute, so mag, wie er, auch mancher der Nachfolger weiter gebaut haben und dadurch die Verschiedenartigkeit an Form und Größe, vielleicht auch Unregelmäßigkeit in der Stellung der Einzelgebäude erst entstanden sein. Ohne auf den vorliegenden Fall einzugehen, meint *Viollet-le-Duc*, daß erst nach den Normannen-Einfällen die Paläste sich in Burgen verwandelt haben. Doch mag ja der vorsichtige *Carl* schon die Zeit vorausgesehen haben, wo die nordischen Männer auch an seine Thür pochen könnten.

Inzwischen waren ja fast 300 Jahre seit dem Burgbau von Ravenna vergangen. *Theodorichs* Reich und Volk waren von der Erde verschwunden und mit ihnen so mancher andere Germanenstamm, bis *Carl der Große* sein fast alle Germanenstämme umfassendes Reich errichten, das römische Reich im Abendlande wieder erneuern und daran denken konnte, auch die Reste der römischen Cultur neu zu beleben. Dazu gehörte der Steinbau, und die Gebäude, welche er in der *Verberie* errichtete, waren jedenfalls Steingebäude. Von den Holzgebäuden seiner Vorgänger ist, wie von jenen des gemeinen Volkes zu seiner Zeit und nach ihm, nichts erhalten; wenn uns aber die sorgfältige Ausführung, die sorgfältige Glättung und reiches Schnitzwerk mit bunter Bemalung des Holzes an den Bauten gerühmt werden, so denken wir sofort an die eigenthümliche Ornamentik der aufgefundenen germanischen Goldschmiedearbeiten aus dem IV. bis X. Jahrhundert; wir denken an die reichen, bunten Buchverzierungen der vorcarolingischen Zeit, deren Zeichnung und Farbe uns auch von den Schnitzwerken der Gebäude und deren bunter Bemalung ein Bild geben. Je mehr sich die von der Kirche getragene, eigentlich mittelalterliche, aus den Resten der classischen Antike entwickelte Kunst verbreitete, um so mehr zogen sich die Reste der altnational-germanischen nach dem Norden zurück, wo sie, ebenfalls christlich geworden, in den äußersten Ländern Europas sich lange, ja beim Bauernvolke bis auf unsere Tage erhielten. Dort sind in dieser altgermanischen Weise ausgeführte, verhältnismäßig frühe Kirchenbauten uns erhalten, daneben bauerliche Holzbauten, welche bis in die neue Zeit herein reichen und erkennen lassen, daß unsere Annahme ganz richtig ist, wenn wir uns in der Weise der Miniaturen, welche die

St. Galler und andere Mönche gemalt, die Hallen und Galerien der Paläste und Wohn-, wie Wirthschaftsgebäude unserer Vorfahren ausgestattet denken.

Der Hauptpalast *Carls des Großen* stand in Aachen und wird als ein Wunderbau in Marmor gerühmt. Die Palastkirche, zugleich des Kaisers Grab¹⁴⁾, steht heute noch. Die große Halle, wo er Hof hielt, stand an der Stelle des heutigen Rathhauses, dessen großer Saal gewissermaßen als ein Umbau dieses Kaiserpalas anzusehen ist. Noch ist ein gedeckter Gang in dem Gebäude-Complex erhalten, der vom Saalbau zur Kirche führt und schon zu *Carls* Zeiten geführt haben soll, der uns also die Richtung angiebt, in welcher ein großer Gebäudeflügel oder eine ununterbrochene Reihe von Gebäuden sich hinzog. Da vor dem großen Saalbau, vor der kaiserlichen Halle, der kaiserliche Hof sich ausbreitete, so können wir denken, daß ein ähnlicher Gebäudezug, diesem gegenüber liegend, den Hof auf der anderen Seite begrenzte. Wie sich dann die übrigen Gebäude dieses Complexes anordneten, steht der Phantasie frei, sich auszumalen. Daß derselbe als der erste Hof des Reiches mit Allem versehen war, was ihm idealen Glanz verleihen konnte, läßt sich denken; eben so gewiß scheint es, daß die um jede Villa vorhandene befestigte Einfassung hier am Hauptpalaste nicht fehlte, und so werden wir nicht irre gehen, wenn wir so ziemlich den gesammten Umfang des ältesten Theiles von Aachen für den Kaiserpalast in Anspruch nehmen, der ja an und für sich eine Art Stadt bildete; denn nach dem Vorbilde anderer Residenzen müssen am Hofe *Carls des Großen* zu Aachen Künstler und Gewerbetreibende in großer Zahl angesiedelt gewesen sein, deren Häuser einen Stadttheil innerhalb der Mauer bildeten. Andere siedelten sich dann vor den Thoren an, und als die Burg zerstört war und in den Ruinen neue Ansiedler sich Raum schufen, da ging die Regelmäßigkeit der alten Anlage verloren, und es erfolgte die neue Anlage der Stadt ohne Rücksicht auf die alte¹⁵⁾.

17.
Palast
Carls
des Großen
zu Aachen.

Der Untergang des Carolinger-Reiches, die fortgesetzten Einfälle der Normannen, der Slaven, der Ungarn gaben der Welt wieder ein kriegerisches Gepräge. Im Allgemeinen lud diese Zeit wenig zum Bauen ein, und wenn sie auch einigen großen Kaisern Gelegenheit gab, ihre Kraft zu entfalten, so hatten diese doch etwas Anderes zu thun, als Prunkbauten zu errichten. Auch waren die Verhältnisse kleiner geworden. Kein späterer Kaiser war dies mehr im Sinne *Carls des Großen*. Wieder entstanden Herzogthümer, und der gewählte Kaiser war eben doch eigentlich nur ein Herzog wie die anderen, stets genöthigt, gegen dieselben auf der Hut zu sein. Denn wie ein halbes Jahrtausend vorher die Germanenfürsten die römischen Kaiser, selbst jene von Byzanz, als ihre Oberhäupter anerkannten, nur um ihnen gegenüber zu treten, so fand auch der nachmalige Kaiser, während Niemand die ideale Größe seiner Würde bestritt, nur dort in Deutschland und in Italien Gehorsam, wo er ihn sich erzwang. Es mußte gerade diese Zeit Veranlassung werden, daß auch solche Palastbauten in ihrer Gesammtanlage und Erscheinung einen mehr kriegerischen Charakter erhielten. Von Kaiserbauten konnte selten die Rede sein; was die Carolinger auf dem Gebiete der Baukunst angebahnt, war mit ihnen zu Ende. Die Herzoge brauchten Burgen, keine Paläste. Wohl ward die alte Tradition nicht vergessen; auch diese Burgen erhielten beträchtliche Größe und mannigfache Gebäude, unter denen der große Saalbau, eine umfangreiche Kirche, der *Donjon* oder die

¹⁴⁾ Vergl. Theil II, Band 3, erste Hälfte (S. 130 u. ff.) dieses »Handbuche«.

¹⁵⁾ Das Interessanteste dabei ist, daß der Palas, welcher nach allen Regeln seine Front gegen den Hof richtete, also gegen den Münster hin, sie nun als Rathhaus drehte und nach der anderen Seite sieht.

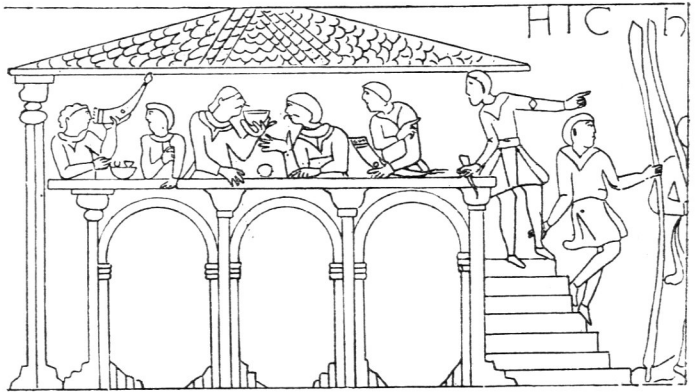
unbewehrte Kemnate als Wohngebäude des Herzogs nicht fehlten. Den Herzogen fuchten es die übrigen gleich zu thun; aber von Steinbau war doch selten die Rede; der altnationale Holzbau gelangte fast ausschließlich zur Verwendung.

18.
Halle
im Palaſt
Wilhelms
des Eroberers.

Es iſt uns ein intereſſantes Denkmal aus dem XI. Jahrhundert erhalten: der Teppich von Bayeux, auf welchem die Thaten *Wilhelms des Eroberers* dargeſtellt ſind. Unter all den vielen

aus dem Leben der Zeit gegriffenen Bildern ſehen wir auch die Halle ſeines Schloſſes dargeſtellt, in welcher er vor der Einſchiffung nach England mit ſeinen Mannen ein Trinkgelage hält. Wenn auch Alles nur andeutungsweiſe gegeben iſt, ſo können wir doch nicht zweifeln, daſs dieſe Halle ein Holzbau iſt, zugleich auch, daſs die Formen der antiken Baukunſt damals auf den Holzbau Einfluſs hatten. Statt weitere Schlüſſe zu ziehen, geben wir hier eine Abbildung der Darſtellung (Fig. 4¹⁶⁾ und überlaſſen es unſeren Leſern, ſelbſt zu ſehen, was daraus geſchloſſen werden kann.

Fig. 4.



Halle im Palaſt *Wilhelms des Eroberers*¹⁶⁾.

19.
Palaſtburg
Heinrich III.
zu
Goslar.

Ungefähr gleichzeitig iſt ein Kaiſerpalaſt, von welchem uns weſentliche Theile erhalten ſind.

Es ſind Reſte einer ſolchen Palaſtburg aus der Mitte des XI. Jahrhunderts erhalten, welche Kaiſer *Heinrich III.* (1039—56) in Goslar errichtete. Leider iſt auch hier von der Geſammanlage Vieles verſchwunden, und ſie läſſt ſich heute auch nur auf dem Wege der Hypotheſe rekonſtruiren. Indeffen iſt es nicht ausgeſchloſſen, daſs Nachgrabungen uns noch über die Lage einzelner Gebäude Gewiſſheit geben. Ja, wenn nur bis jetzt die Literatur auf die Bedeutung deſſen, was vorausſichtlich noch zu finden iſt, nachdrücklich aufmerkſam gemacht hätte, ſo würde es ſehr zu verwundern ſein, daſs nicht Grabungen ſchon ſtatgefunden haben, und es würde uns ſehr freuen, wenn unſere hier gegebene Anregung zu ſolchen führen ſollte. Denn der Bau iſt die letzte groſartige Palaſtanlage, wohl ſchon umgebildet zu einer mächtigen feſten Burg, wie ſie vom XI. Jahrhundert an an deren Stelle traten. Gerade hier bei einer Kaiſerburg würde es von Wichtigkeit ſein, feſt zu ſtellen, wie weit noch die alte Tradition auch im Einzelnen erhalten iſt, wie weit der Geſamtpalaſt bereits Burg geworden.

Was auf unſere Zeit gekommen, iſt in erſter Linie der Saalbau, die groſſe kaiſerliche Halle, das Hauptgebäude der Burg¹⁷⁾; dann ein ihn fortſetzender Flügel an der Nordſeite. Von einem Gebäudeflügel, der ſenkrecht auf den Saalbau rückwärts herauſtrat, fanden ſich Andeutungen; die an dieſen Flügel ſich anſchließende

¹⁶⁾ Aus: Kulturhiſtoriſcher Bilderatlas. II. Mittelalter. Herausg. von Dr. A. ESSENWEIN. Leipzig 1883. Taf. XXVI.

¹⁷⁾ Vergl.: HOTZEN, A. Das Kaiſerhaus zu Goslar. Vortrag, gehalten in der IV. Hauptverſammlung des Harzvereines für Geſchichte und Alterthumskunde am 30. Mai 1871 zu Goslar. Halle 1872.

zweithürmige *Marien-Kirche* ist verschwunden. Dagegen ist als südliche Fortsetzung des Saalbaues ein Gebäudeflügel wieder hergestellt, an dessen südöstlicher Ecke die alte *St. Ulrichs-Capelle* erhalten geblieben ist. Diese große Baugruppe, heute »Kaiferhaus« genannt, bildete die Westseite des Palastes. Hinter dem Saalbau findet sich noch ein frei stehendes Stallgebäude, welches vielleicht ähnlich schon im XI. Jahrhundert an dieser Stelle bestanden hat.

Die gefamnte Gruppe steht hoch oben auf der Anhöhe; vor dem Saalbau senkt sich das Terrain, und in ziemlicher Entfernung unten stand nicht ganz senkrecht auf den Saalbau, dessen Mitte gegenüber, der Dom und an dessen Südseite ein Kreuzgang mit den Stiftsgebäuden. Dieser Dom ist erst in unserem Jahrhundert abgetragen worden, und nur die an die Nordseite angebaute Vorhalle nebst den vor dem Abbruche angefertigten Plänen des Domes und seiner Nebengebäude ersetzt uns den verschwundenen Bau, welcher sich danach mit Sicherheit reconstituieren läßt. Zwischen dem Saalbau, dem Palas und dem Dome dehnte sich der kaiferliche Hof aus, abfallend, wie eben gesagt, gegen Osten, vielleicht ursprünglich in mehreren Terrassen abgesetzt. Wir wissen, daß auch hier in Goslar eine gedeckte Verbindung des Saalbaues mit dem Dome bestand, und denken sie uns zunächst in einem den Berg hinab sich ziehenden Gebäudeflügel gelegen, welcher senkrecht auf den Hauptbau von der *Ulrichs-Capelle* aus, die somit in der einspringenden Ecke zwischen zwei Gebäudeflügeln lag, nach dem südlichen Flügel der Stiftsgebäude gezogen war, so daß ein langer galerieartiger Gang, dem Aachener ähnlich, gebildet wurde, nur darin von jenem abweichend, daß er eine Reihe von Treppenabfätzen enthielt, um den Höhenunterschied auszugleichen. Während dieser Flügel die Südseite des Kaiferhofes abschloß, haben wir uns einen ähnlichen auf der Nordseite zu denken, während der Eingang zum inneren Kaiferhofe zwischen dem Ende dieses Nordflügels und der Vorhalle des Domes offen stand. So denken wir uns den inneren Theil der kaiferlichen Burg, obwohl er nicht in der Ebene stand, doch regelmäßig angelegt, wie die alten Herrscherpaläste, während unserer Meinung nach mächtige Mauern und Thürme eine äußerliche Einfriedigung bildeten, die trotz jedem Feind sich entgegen stellen sollte¹⁸⁾. Auch einen großen Hauptthurm möchten wir als auf dem höchsten Punkte, also hinter dem Palas stehend, annehmen, so wie Aufsenwerke verschiedener Art.

Heinrich III. hatte noch, der alten Tradition folgend, außer den gelehrten Geistlichen seines Domstiftes auch noch Künstler und Handwerker an seinem Hofe um sich gefammelt. Ob sie auch im Palaste wohnten und deren Häuser etwa an der Ostseite des Domes errichtet waren, müßte auch durch Untersuchung fest gestellt werden. Von dem mächtigen Hofe, der sich zwischen dem Dome und dem Saalbau ausdehnte, müssen wir noch einige Worte sprechen. Wie die beiden ihn im Süden und Norden begrenzenden Seitenflügel ausliefen, wissen wir um so weniger, als wir ja auf deren Vorhandensein nur aus Analogien schließen können. Es ist denkbar, daß sie nicht monumental, sondern in altheimischer Holzbauweise ausgeführt waren. Bei dem beträchtlichen Höhenunterschiede muß eine entsprechende Treppenanlage im Hofe vorhanden gewesen sein. *Hotzen*¹⁹⁾ nimmt nun an, daß dieselbe in der Axe des Domes gelegen war und so auf die Mitte des Palas führte. Wir können ihm zunächst, bis etwa Nachgrabungen ein festes Resultat ergeben, darin nicht zustimmen. Da die Eingänge in den Saalbau an den beiden Enden desselben liegen, glauben wir auch zwei Treppenanlagen, die längs des Nord- und Südflügels in die Höhe führten, annehmen zu sollen, vielleicht weniger pompös, als *Hotzen* dieselbe in Verbindung mit einem offenen, im Freien stehenden Richterstuhle des Kaisers sich denkt. Gerade, wenn ein solcher an der von *Hotzen* bezeichneten Stelle zu denken ist, woran wir aber zweifeln, weil der offene Richterstuhl, der Thron, in der Halle stand, so muß freier Raum um denselben gewesen sein, nicht eine öffentliche Treppe. Das große Bronzebecken mit fließendem Wasser mag allerdings in dieser Axe irgend wo, vielleicht an der von *Hotzen* angenommenen Stelle, gestanden haben. Wenn nicht einfach die Rasenfläche sich schräg in die Höhe zog, wenn, was ja sehr nahe liegt, eine bauliche Ausbildung Platz gegriffen hatte, so kann nur an die Anlage mehrerer Terrassen gedacht werden, die durch die beiden seitlichen Treppen mit einander verbunden waren. Sicher ist eine oberste Terrasse unmittelbar vor dem Saalbau sowohl durch die Nothwendigkeit, als durch aufgedundene Futtermauern nachgewiesen. Wenn der Kaiser

¹⁸⁾ Das Stadthor, welches *Hotzen* (a. a. O., S. 11) unter dem Namen Kaiferthor zeigt, kann nicht schon ursprünglich da gewesen sein, selbst wenn die Burgmauer des XI. Jahrhunderts mit dem späteren Zug der Stadtmauer zusammenfiel. Der Burg-Complex hatte keinen anderen Zugang, als jenen aus der Stadt, die eine große Vorburg bildete und von der Kaiferburg beherrscht wurde. Er kann also nur an der Nordseite unweit der Stelle gelegen haben, wo auch der Eingang zum inneren Theile, dem Hofe des Kaisers, lag. Daß aber gar ein Verkehrsweg damals mitten durch das Innerste der Burg geführt haben soll, ist mehr als undenkbar. Der ist später entstanden, als kein Kaiser mehr in Goslar Hof hielt und die Burg bedeutungslos geworden, zum Theile wohl zerfallen und umgebaut war.

¹⁹⁾ A. a. O., S. 11 u. 22.

nicht im Freien Hof hielt und Recht sprach, sondern in der Halle Regierungsgeschäfte vornahm oder Feste feierte, war es natürlich auf dieser oberen Terrasse am lebendigsten.

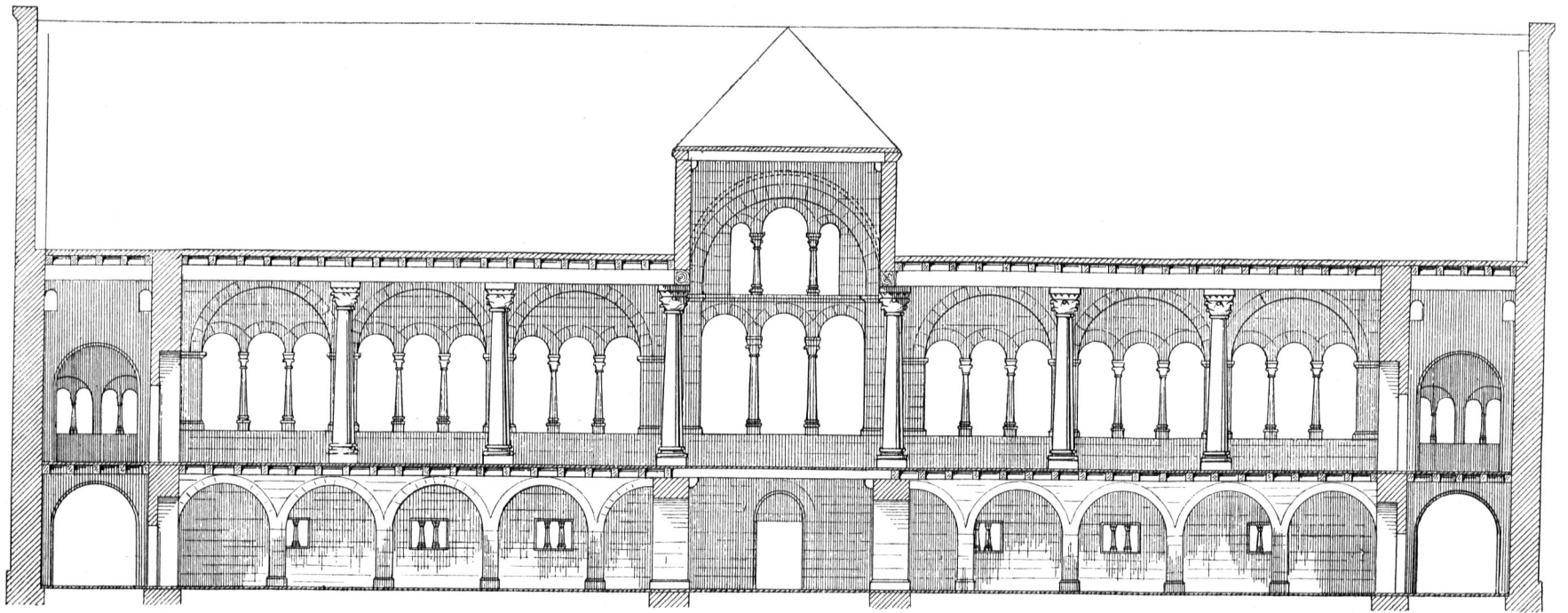
Es war deshalb auch der Saalbau zweigeschossig angelegt. Im unteren Geschoss, in welches man unmittelbar von der Terrasse eintrat, war die Wohnung und der Aufenthaltsort der den Kaiser als Leibwache umgebenden Ritter, der Söhne vornehmer Familien, welche die Zugänge zur Terrasse und die Freitreppen zur Halle zu besetzen und zu bewachen, wenn nöthig, zu vertheidigen hatten; denn am Hofe des Kaisers, wo die Fürsten mit zahlreicher Mannschaft erschienen, war es leicht möglich, daß die Parteien das Schwert gegen einander zückten, ja daß man dem Kaiser selbst in seiner Halle Gewalt anthun wollte. Deshalb ist auch die obere Terrasse nicht zu breit angelegt. Nach *Hotzen* hatte sie etwa 10^m Breite, so daß sich nicht zu viel Mannschaft der Parteien dort sammeln konnte. Wir geben auf der neben stehenden Tafel die beiden Grundrisse und einen Längendurchschnitt des Baues. Der untere Grundriß zeigt an den beiden Hauptern des Saales zwei Gänge, welche nicht nur in den unteren Saal führen, sondern auch die Verbindung mit dem rückwärtigen Hofe darstellen. Ein weiterer Zugang führte von der Terrasse aus in die Mitte des Saales. Die Fensteröffnungen desselben müssen — es ist nöthig, dies hier besonders zu betonen — durch Läden verschließbar gewesen sein (von einer Verglasung in heutiger Weise war ja damals keine Rede); denn der Saal hatte eine unterirdische Heizungsanlage²⁰⁾. Die äußere Architektur dieses unteren Saales ist sehr einfach; er erscheint wie der Sockel für das obere Geschoss. Vom unteren Theile des Hofes war er, für das Auge durch die vorspringende Terrasse abgechnitten, fast gar nicht zu sehen. Das Obergeschoss dagegen zeigt eine reiche offene Galerie-Architektur. Ein Giebelbau in der Mitte hat eine große rundbogige Oeffnung, welche durch kleinere, auf Säulen gestellte Bogen, die in zwei Reihen über einander stehen, ausgefüllt ist: eine weitere Ausbildung des Motivs der Emporen-Architektur im Münster zu Aachen²¹⁾. Rechts und links schlossen sich niedrigere Flügel an, deren jeder drei Bogen zeigt, welche ebenfalls durch kleinere, auf Säulen gestellte Bogenreihen untertheilt sind, der geringeren Höhe entsprechend nur einfach, nicht wie bei der großen Mittelöffnung doppelt. Zu äußerst ist an jeder Seite in einem Vorbau ein Eingang angelegt, zu dem von beiden Seiten her eine breite Doppeltreppe emporführt²²⁾. Das Innere dieser Halle ist durch eine Säulenreihe in zwei Schiffe getheilt, in der Mitte durch ein höheres Querschiff, dem äußeren Giebelbau entsprechend, durchschnitten. Die flache Holzdecke, welche auf den Seitenflügeln ruht, ist aus späterer Zeit, wohl aber wahrscheinlich ganz ähnlich construiert, wie die ursprüngliche. Im Querschiffe ist dagegen eine spätere, tonnengewölbte Holzdecke (siehe die neben stehende Tafel), die sich zwar sehr schön mit der Bogenöffnung der Front verbindet, die aber jedenfalls eine flache Vorgängerin hatte. Hier im Querschiffe hatte an der geschlossenen Rückwand der Kaiser seinen erhöhten Sitz. Ihn umstanden die Großen des Reiches; in den beiden Seitenflügeln stand die große Zahl derer, die bis zum Kaiser vordringen konnten und die dann einzeln oder gruppenweise vor seinen Thron geführt wurden. Alle Regierungshandlungen geschahen öffentlich. Die Thatfache, daß für den Kaiser mit sammt dem ganzen kaiserlichen Gefolge, für seinen Haushalt, für seine Regierungsthätigkeit der Ausdruck »Hof« oder *Aula*²³⁾ gebräuchlich wurde, zeigt, daß Alles ursprünglich ganz unter freiem Himmel vor sich ging. Die Halle wurde als Abschluß des Hofes nur errichtet, um Schutz gegen die Unbill der Witterung zu finden, den Herrscher gegen Sonnenstrahlen, wie gegen Regen zu schützen; deshalb waren auch alle diese Hallen, welche nur eben Theil des Hofes sind, principiell offen, nicht durch Läden oder Fenster irgend welcher

²⁰⁾ Auch in der ganzen folgenden Reihe von Palasbauten ist stets der untere Saal, meist durch Kamine geheizt, nie der obere. *Hotzen* irrt sich deshalb, wenn er annimmt, daß durch diese Heizung auch Röhren mit warmer Luft zum oberen Saale geführt werden sollten.

²¹⁾ Siehe Theil II, Band 3, erste Hälfte (S. 130) dieses »Handbuches«.

²²⁾ Als Fortsetzung dieser Treppen nach abwärts denken wir uns die erwähnten zu beiden Seiten des Hofes.

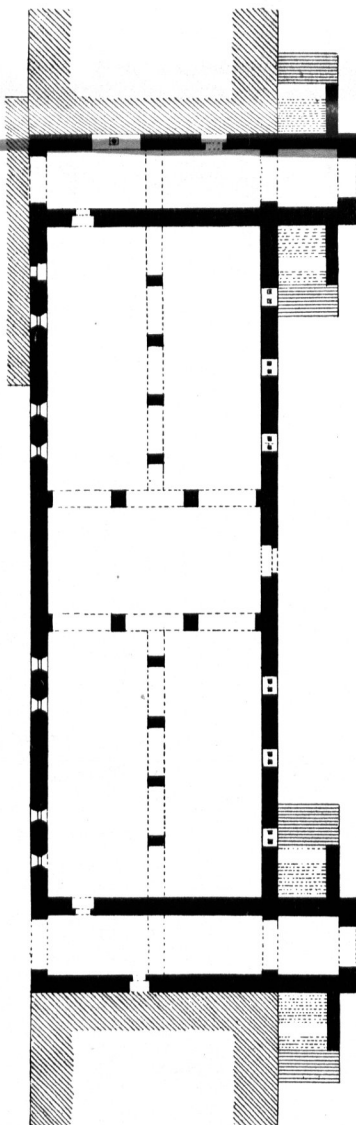
²³⁾ Der Ausdruck *Curia*, welcher für weltliche wie geistliche, für große wie kleine Höfe gebräuchlich wurde, deutet nach seinem Ursprunge darauf hin, daß die *Curia*, also der offene Hof und die ihn abschließende Halle, der Palas, auch an die antiken Curien anknüpfte, an die Versammlungsräume, worin die Curialen des alten Rom zusammenkamen, um heilige Gebräuche zu beobachten, sich über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu besprechen und feierliche Mahlzeiten zu halten. Der in der Merovingischen und Carolingischen Zeit übliche Ausdruck *Malbergium* (der Raum, welcher das Mal, d. h. das öffentliche Gericht birgt), der in Frankreich noch im XIII. Jahrhundert üblich war und als *Manberge* sich französisirte, deutet darauf hin, daß diese Hallen-, bzw. Saalbauten nicht in erster Linie als Fest- und Banketfäle erbaut wurden, sondern als solche ernster und feierlicher Arbeit, wie zu großen Regierungshandlungen des Kaisers, zu Gerichtshandlungen, Belehungen, Empfang der Gesandten u. A. dienten, und daß wohl Anfangs, wie im alten Rom, in den Curien außer den Gerichten nur feierliche AbSpeisungen darin abgehalten wurden, wo der Herrscher von seinem Hofe umgeben, unter Umständen auch von seiner Gemahlin und den Frauen begleitet, nicht als Privatmann sich mit seinen Gästen belustigte, sondern seiner Würde gemäß seiner Pflicht öffentlich genügte, weshalb auch einerseits das Fernhalten jeder kriegerischen Erscheinung des Gebäudes, zugleich aber mehr und mehr die nicht als solche auffälligen Mafregeln zur Sicherheit des Kaisers und seiner Umgebung, der nie in Rüstung, nie mit Waffen diesen Versammlungen anwohnte und kein anderes Schwert trug, als jenes der Gerechtigkeit, als welches das Reichs-schwert anzusehen ist. Man vergleiche über den Ausdruck *Curia* jedes lateinische Wörterbuch, z. B.: GEORGES, K. E. Lateinisch-deutsches Handwörterbuch etc. 7. Aufl. Leipzig 1879. Bd. I, Sp. 712.



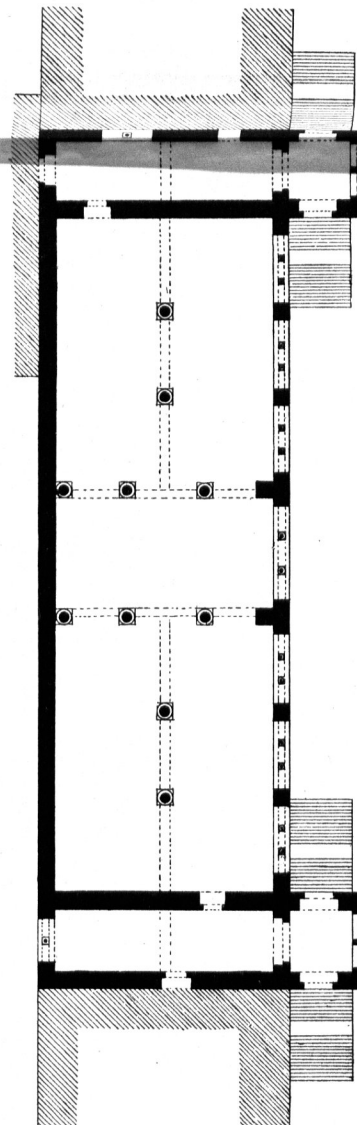
1:250
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 m

Längenschnitt.

Grundriss
des
Erdgeschosses.



Grundriss
des
Obergeschosses.



1:500
10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 0 5 10 15 20 m

Palas der Kaiserburg zu Goslar.

Art geschlossen, weil sie sonst aufgehört hätten, einen Theil des Hofes zu bilden²⁴). Im Inneren der Halle zu Goslar fühlt man sich denn auch jetzt noch, trotz der Spiegelscheiben, mit welchen sie verschlossen worden ist, völlig wie im Freien, weil sie eben an ihrer Hauptseite vollkommen offen ist, und wer an dem glänzenden modernen Schmucke, den sie erhalten hat, keine Freude findet, mag den Blick durch die Bogen werfen und sich im Geiste das Bild des davor sich ausbreitenden kaiserlichen Hofes und den Dom als Abchluss vor Augen zaubern.

Wir haben oben davon gesprochen, dass am kaiserlichen Hofe nicht immer Alles ruhig und friedlich zugeht; wir haben Einzelheiten der Anlage als nöthige Schutzmaassregeln für die kaiserliche Person dargestellt; nichts desto weniger ist der Palas zu Goslar eben so wenig ein Kriegsbau, als die Halle des *Theodorich* oder jene der Burgen aus der nächstfolgenden Zeit. Er ist ein durchaus friedlicher Bau, zwar ernst und feierlich; aber wenn er durch Kämpfe entweiht wurde, wenn Scenen im Palas vorfielen, wie sie uns der Dichter des Nibelungenliedes so ergreifend schildert, so war der Saal nicht darauf eingerichtet, den Kriegern Deckung zu bieten, und wenn etwa gar der Angriff der Person des Kaisers galt, der nicht im Panzer, sondern im Staatskleide im Saale weilte, so musste die zuverlässige Schaar seiner Getreuen eine lebendige Mauer um ihn bilden; wenn seine Sicherheit gefährdet war, mussten sie ihn in einen anderen Theil der Burg geleiten, wo er solche fand, etwa in den Thurm, in welchem er seine feste Wohnung hatte.

Wie der Kaiser, so hatte auch jeder Landesfürst, so hatte jeder Graf, jeder kleinere Freie, welchem irgend eine Gewalt anvertraut war, Regierungsgeschäfte zu besorgen; er hatte seinen Hof um sich und hielt Hof; er wollte seine Feste feiern. Da hatte denn auch jeder derselben seinen Palas nöthig, eben so offen, wie der Palas der kaiserlichen Burg, und so sind uns auf einer Reihe grösserer Fürstenburgen grosse Saalbauten erhalten, welche alle das gemeinsame haben, dass sie aus zwei Stockwerken bestehen, zwei Säle über einander haben, den geschlossenen unteren als Wohnraum für die junge Ritterschaft, den oberen offenen als Halle für die öffentlich vorzunehmenden Regierungshandlungen, dann aber auch für Feste und Bankete. Sie alle sind eben so friedlich in der äusseren Erscheinung; nirgends ist ernstlich in Aussicht genommen, dass der Herr derselben sich darin gegen seine Unterthanen oder Gäste abschliessen oder eine Belagerung durch dieselben darin aushalten könnte. Und doch zeigt sich allenthalben, dass der Charakter des unbedingt Offenen, wie ihn noch die Goslarer Halle zeigt, etwas eingeschränkt wird, ja, dass selbst die unbedingte Zugänglichkeit nach und nach schwindet. Schon dadurch, dass der eigentliche Festsaal sich immer höher über den Boden des Hofes erhebt, hört er auf, dessen Abschluss zu bilden.

Wir können es nicht als unsere Aufgabe ansehen, jeden einzelnen Palasbau, der da und dort besteht, unseren Lesern vorzuführen; wir geben vielmehr nur Einzelbeispiele, um den Entwicklungsgang nachzuweisen, welcher sich zum geschlossenen Saalbau der späteren Zeit vollzieht. Wenn also einer unserer Leser einen ihm besonders lieb gewordenen Bau vermissen sollte, so möge er ihn selbst ruhig an geeigneter Stelle unseren Darlegungen einfügen.

20.
Palas
auf den
nicht kaiserl.
Burgen.

²⁴) Es sei hier gestattet, noch eine sprachliche Bemerkung anzuknüpfen. Das Wort »Mal«, welches das Gericht und die Gerichtsstätte bezeichnet, bedeutet überhaupt den feierlichen Ernst der dort vollzogenen Handlungen und somit das Wort »Malzeit« das feierliche Speisen an diesem feierlichen Orte. So volksthümlich heute das Wort »Mahlzeit« ist, bedeutete es ursprünglich doch nur das feierliche Speisen an der Maltzeit. — Es scheint nöthig, gegenüber der modernen Anschauung, welche in diesen Sälen sofort nur den Raum für festliche Dinners und Hofbälle, denen unserer Zeit ähnlich, wittert, darauf besonders aufmerksam zu machen. (Vergl. das von *Heyne* im 6. Bande [Sp. 1454] des *Grimm'schen* Wörterbuches Gefagte, wobei eben unsere Bemerkung die Richtigkeit seiner Aufstellung bestätigen soll.)

Wir werden im Allgemeinen wohl an der chronologischen Reihenfolge fest halten können; indessen stehen sich die zunächst zu betrachtenden Werke alle zeitlich so nahe, daß es nichts zu bedeuten hat, wenn wir eines früher anführen, das vielleicht erst wenige Jahre nach einem später erwähnten entstanden ist; sind wir doch ohnehin nicht in der Lage, die Geschichte der fraglichen Bauten durch Urkunden so zu belegen, daß die Jahreszahlen dadurch sicherer fest ständen, als durch die Beurtheilung nach den Bauformen. Wir sind darauf angewiesen, einfach der Tradition zu folgen, und die Bauformen geben keine Veranlassung, die wenigstens annähernde Richtigkeit der Tradition anzufechten. Die Bauten sind alle innerhalb eines halben Jahrhunderts entstanden, von 1170 bis höchstens 1220. Es ist also nicht zu behaupten, daß ein etwas mehr entwickeltes Motiv gerade deshalb jünger sein müsse; denn die einzelnen Programme wurden den Baumeistern von der persönlichen Anschauung der bauenden Fürsten dictirt, deren Jeder zwar dem Geiste der Zeit folgte, aber nicht des unmittelbar vor ihm Bauenden Programm studirte, um dem seinigen den Charakter weiteren Fortschrittes zu geben.

21.
Palas
der Burg
zu
Braunschweig.

Die meiste Aehnlichkeit mit den großen alten Palasanlagen hat darunter der in neuester Zeit aus seiner späteren Umfachtelung herausgeschälte Palas *Heinrichs des Löwen* in der Burg Dankwarderode zu Braunschweig, welcher aber gleich der Halle zu Goslar modernen höfischen Bedürfnissen entsprechend umgebaut worden ist. Wir verdanken diesem Umstande *Winter's* treffliches Werk²⁵⁾, in welchem alles vorhandene Material zur Geschichte der Burg an das Licht gezogen ist, aus welchem wir sehen, was an directen Aufschlüssen überhaupt zu erhalten ist, was der Hypothese und der Phantasie wohl immer anheimgegeben bleiben wird; denn wir können auch in dem, was an das Tageslicht gezogen ist, noch immer nicht Alles finden, was wir auf *Heinrichs des Löwen* Burg suchen müssen. Wir verweisen auf S. 60 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches«, wo der Gesamtplan dargestellt ist, so weit er *Winter's* Plänen zu entnehmen war. Wir geben nun in Fig. 5 den östlichen Theil der Burg, gleichfalls nach *Winter's* Studien, wieder.

P ist der Palas und zwar der Saal des Erdgeschosses, *H* die Capelle, *C* und *D* zwei Mauerthürme, *G* ein Gebäudeflügel. In erster Linie interessiert uns der Palas, dessen Erdgeschoss den Schlaf- und Wohnsaal der zum Hofdienste verammelten jungen Ritter bildete, während das Obergeschoss, der offene Saal für Regierungshandlungen und Feste des Herzogs, den Abschluß des Burghofes bildete. Vorraum und Freitreppe vor demselben fehlten nicht; ersterer fand sich ungefähr in der Mitte der Langseite des Saales. Der Saal ist wesentlich größer, als die zunächst folgenden, so jener der Wartburg; denn der Herzog von Sachsen war auch nach seinem Falle noch ein mächtiger Fürst. Wir können uns nicht entschließen, der Annahme zuzustimmen, daß der Saal des Obergeschosses ähnlich construirt gewesen sei, wie jetzt der obere Wartburg-Saal; was wir dort für falsch halten, halten wir auch hier nicht für richtig, und wie wir überzeugt sind, daß dort eine mittlere Säulenreihe die horizontale Balkendecke trug, so können wir auch hier nichts Anderes annehmen.

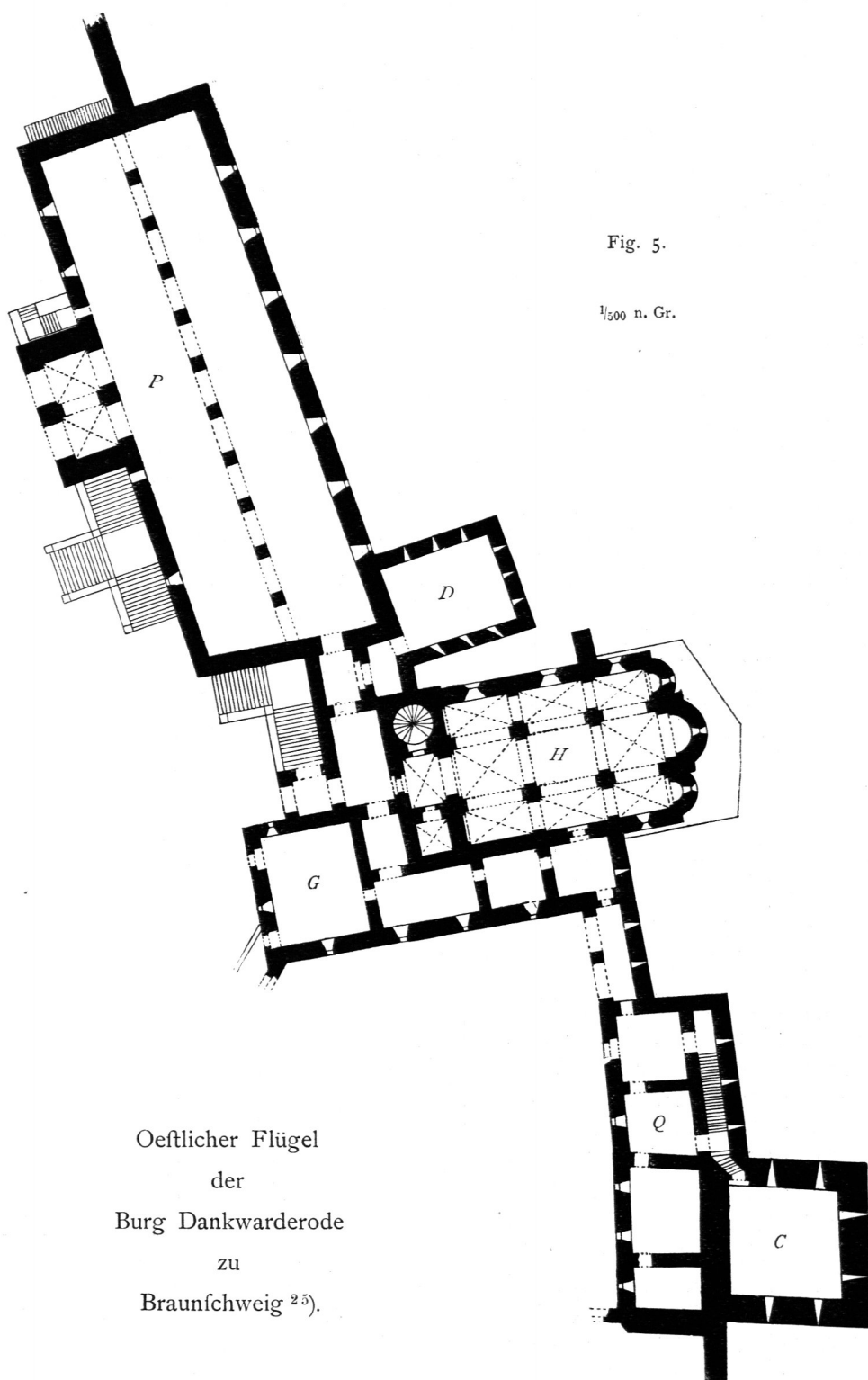
22.
Wo lag
die
Kemnate?

Winter hat noch eine Reihe anderer Gebäude, die da und dort im Burghofe standen, nachgewiesen. Wir haben sie auf dem vorhin bezeichneten Plane im vorhergehenden Heft dieses »Handbuches« nicht eingetragen. Einzelne Holzgebäude stehen ja noch heute auf altem Burgterrain. Aber unter allen ist keines, welches als Wohnflügel des Herzogs betrachtet werden könnte. *Winter* glaubte daher als solchen den Flügel *G* in Fig. 5 ansehen zu sollen.

Aber das ist denn doch keine Wohnung eines mächtigen Herzogs. Ursprünglich war diese ja stets im Burgturme; letzterer, ob man ihn *Donjon* nannte, oder

²⁵⁾ WINTER, L. Die Burg Dankwarderode zu Braunschweig. Ergebnisse der im Auftrage des Stadtmagistrates angestellten baugeschichtlichen Untersuchungen. Braunschweig 1883.

Fig. 5.

 $\frac{1}{500}$ n. Gr.

Oefflicher Flügel
der
Burg Dankwarderode
zu
Braunschweig ²⁵).

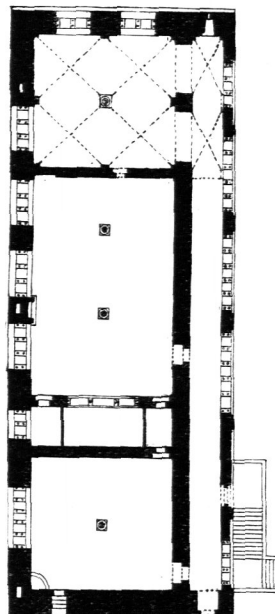
andere, wohl »Haus« der letzte Zufluchtsort und festeste Theil jeder Burg. Aber die Vertheidigungsmafsregeln behinderten das ruhige Wohnen, und der Burgherr erbaute sich daneben eine nicht befestigte Wohnung von gröfserem Umfange, die nicht wie der Palas offizielle Bedeutung, sondern ganz privaten Charakter hatte. Von einem solchen Wohnthurm ist in Dankwarderode keine Spur geblieben, und es ist wohl anzunehmen, dafs er durch *Heinrichs* Bauten beseitigt wurde. Hatte dieser somit darauf verzichtet, eine feste Wohnung zu haben, so mufste er eine um so umfangreichere, angenehmere haben.

Vor dem Palas mufs sich ein geschlossener Hof ausgebreitet haben. Wir zweifeln keinen Augenblick, dafs dem Dome gegenüber einst noch ein Gebäudeflügel mit seiner Ecke in ungefähr rechtem Winkel an den Palas anstiefs und parallel mit dem nördlichen Mauerzug dem inneren Burghofe dort einen Abschluß gab. Wir finden auch die unmittelbare Gegenüberstellung des Einganges *A* und des Palaszuganges so wenig den militärischen Gedanken jener Zeit entsprechend, dafs wir auch noch einen Westflügel dem Palas gegenüber annehmen, zwischen dessen Ende und dem Dome sich der Hauptzugang zum inneren Hofe befand, der also im Wesentlichen den höheren ursprünglichen Theil der Ocker-Insel einnahm. Wenn von diesen beiden Flügeln, von welchen wenigstens der nördliche unbedingt nöthig war, keine Spur mehr geblieben ist, so mag dies darauf zurück zu führen sein, dafs sie schon länger verschwunden sind. Es ist auch durchaus nicht nöthig, dafs wir sie uns monumental gebaut denken; sie können Holzbauten gewesen sein, vielleicht älter als *Heinrich der Löwe* und von diesem als seinen Bedürfnissen noch entsprechend, vom alten Baue beibehalten, vielleicht auch erst zu späterem Umbau bestimmt; denn, wenn er sich eine Burg oder einen Palaft neu erbauen wollte, so war der Palas das erste, was zur Ausführung kommen mufste; denn er war ja eigentlich der Palaft. Der Dom nahm eine ganz ausnahmsweise Stellung ein; die Pietät des Herzogs und die Bitten des Stifteherrn werden das Ihrige gethan haben, dafs er nicht der letzte Theil der neuen Burg war, welcher zur Ausführung kommen sollte.

Der wichtigste und in vieler Beziehung interessanteste dieser Palasbauten ist jener der Wartburg, welcher uns allerdings auch nur in ganz modernisirter, dem modernen Hofleben und dessen Glanze, aber auch dessen Bedürfnissen angepafter

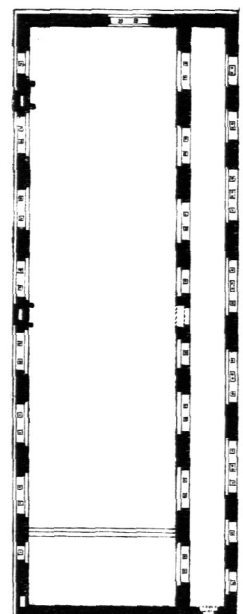
23.
Palas
der
Wartburg.

Fig. 6.



I. Obergeschoß.
(b in Fig. 8 entsprechend)
des Palas der Wartburg²⁶⁾.

Fig. 7.



II. Obergeschoß
(c in Fig. 8 entsprechend)

1:500 n. Gr.

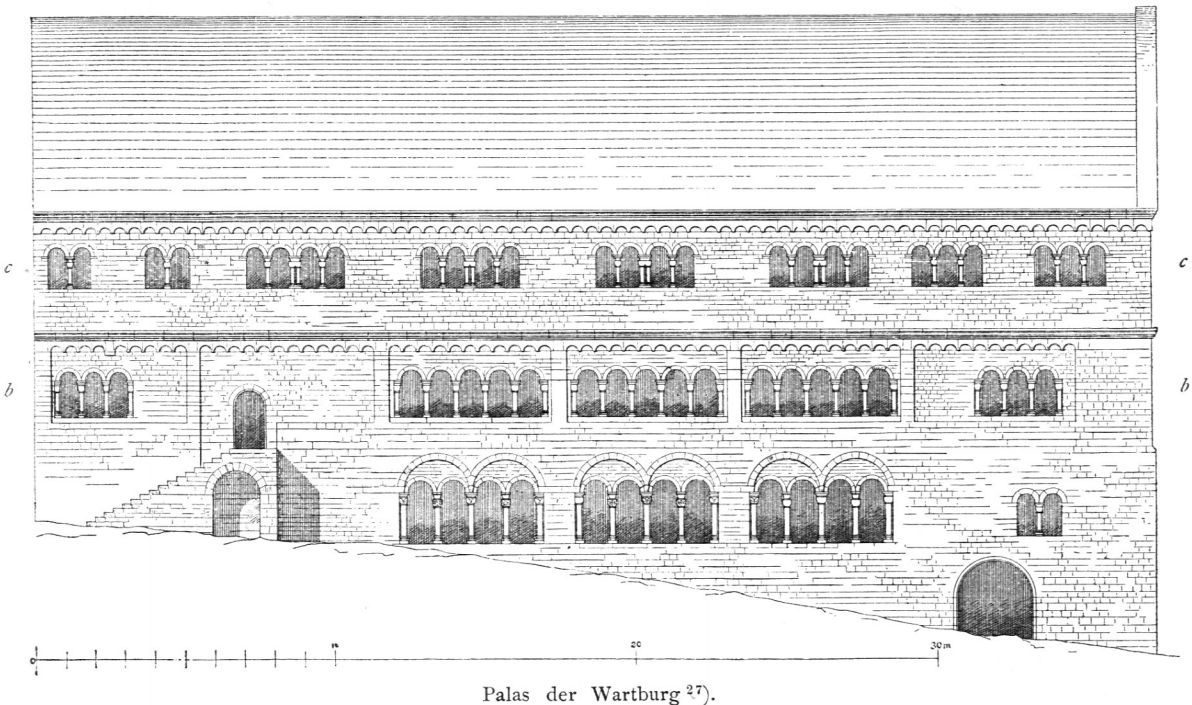
²⁶⁾ Nach: RITGEN, H. v. Führer auf der Wartburg. — Es sind dies allerdings die modernen Grundrisse. Es ist zweifelhaft, ob Alles ursprünglich eben so war, abgesehen von jenen Theilen, welche im Interesse zweckmäßiger Benutzung nicht in

Umarbeitung erhalten ist, von denen wir also durchaus nicht annehmen dürfen, daß er uns das alte Bild zeigt.

Wir haben im vorhergehenden Hefte (S. 62 u. ff.) dieses »Handbuches« von der Wartburg gehandelt und gesagt, daß in unserer Zeit keine der deutschen Burgen in allen Kreisen des deutschen Volkes allgemeinere Theilnahme gefunden habe, als gerade die Wartburg. Sie dankt dies vor Allem den historischen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, darunter zu nicht ganz geringem Theile jenen, welche sich auf den Palas und den Hofhalt beziehen, den *Hermann I.* mit seiner Gemahlin *Sophie* darin geführt. Wir geben hier in Fig. 6 u. 7²⁶⁾ zwei Grundrisse und in Fig. 8²⁷⁾ die Ansicht desselben wieder.

Ursprünglich hatte der Bau, welcher in der Mitte des XII. Jahrhunderts unter dem Landgrafen *Ludwig III.* errichtet wurde, nur zwei Geschosse, wie alle übrigen Palasbauten, das untere, in welchem

Fig. 8.



Palas der Wartburg²⁷⁾.

wie im Saale einer Caferne die Ritterchaft des Hofes untergebracht war, und das obere, welches den Saalbau für Regierungshandlungen enthielt, zu jeder Seite des letzteren noch einen anderen Raum, dann der ganzen Länge nach einen Corridor (siehe Fig. 6). Der eine der beiden Räume neben dem Saale ist gewölbt, und diente eben so, wie er jetzt seit der Restauration wieder dazu dient, als Capelle, ohne architektonisch dazu angelegt zu sein, ein ganz interessantes Beispiel dafür, wie man sich in einer solchen Burg mit den Räumen behalf, bis etwa Alles ausgebaut war; denn sicher lag eben so, wie bei jeder anderen Burg,

alter Weise hätten hergestellt werden können. Wir können heute nicht mehr untersuchen, ob irgend welche Spuren, wenn auch aus späterer Zeit, vorhanden waren, die auf Fensterverschluss deuteten. Wir glauben an solche nicht, selbst nicht beim Saale *Hermanns I.* Daß aber heute ein solcher Verschluss nöthig war, geben wir ohne Weiteres zu und machen dem Architekten keinen Vorwurf daraus, daß er ihn angelegt hat. Die gleichen Zweifel hegen wir gegen die Kamme, wenn wir sie auch in unseren Grundrissen nicht unterdrückt haben. Aber daß der große Saal *Hermanns I.* auf beiden Seiten wie eine Laterne offen gewesen sein soll, glauben wir nie und nimmer, vermuthen vielmehr, daß auf Seiten des Corridors eben so eine geschlossene Wand sich befunden habe, wie beim unteren Saalbau.

²⁷⁾ Nach einer lithographirten Zeichnung jener Aufnahmen, die zum Zwecke der Restauration gemacht worden sind. Im Jahre 1850 theilte ein in Weimar beheimatheter Bauschüler des Carlsruher Polytechnikums seinen Mitshülern solche Lithographien mit.

eine richtige Capelle schon ursprünglich auch bei der Wartburg im Plane. Der Landgraf von Thüringen war nicht der mächtigste unter den Reichsfürsten, und so genügte im XII. Jahrhundert der Saal mit den zwei Säulen, an welchen sich noch ein erhöhter Raum, die »Brücke« für den Sitz des Landgrafen anschloß, ihm und seinem Hofe. Auffallend ist dabei schon, daß die Fenster nach außen gingen, daß eine geschlossene Wand bloß von einer Thür durchbrochen angelegt war, nicht also der Saal, sondern nur der daneben herlaufende Corridor mit dem Hofe in Verbindung stand. Der Fürst zog sich schon in damaliger Zeit mehr vom Volke zurück; auch konnten rebellische Vafallen und Widerfacher ihn nicht so leicht in ihre Gewalt bekommen. Das untere Stockwerk war höher; die Mannschaft an der Thür über der Freitreppe konnte, wenn sie dieselbe nicht mehr halten konnte, im Corridor langsam kämpfend, zur zweiten Thür zurückweichen und inzwischen der Landgraf sich in den neben stehenden Gebäudeflügel zurückziehen.

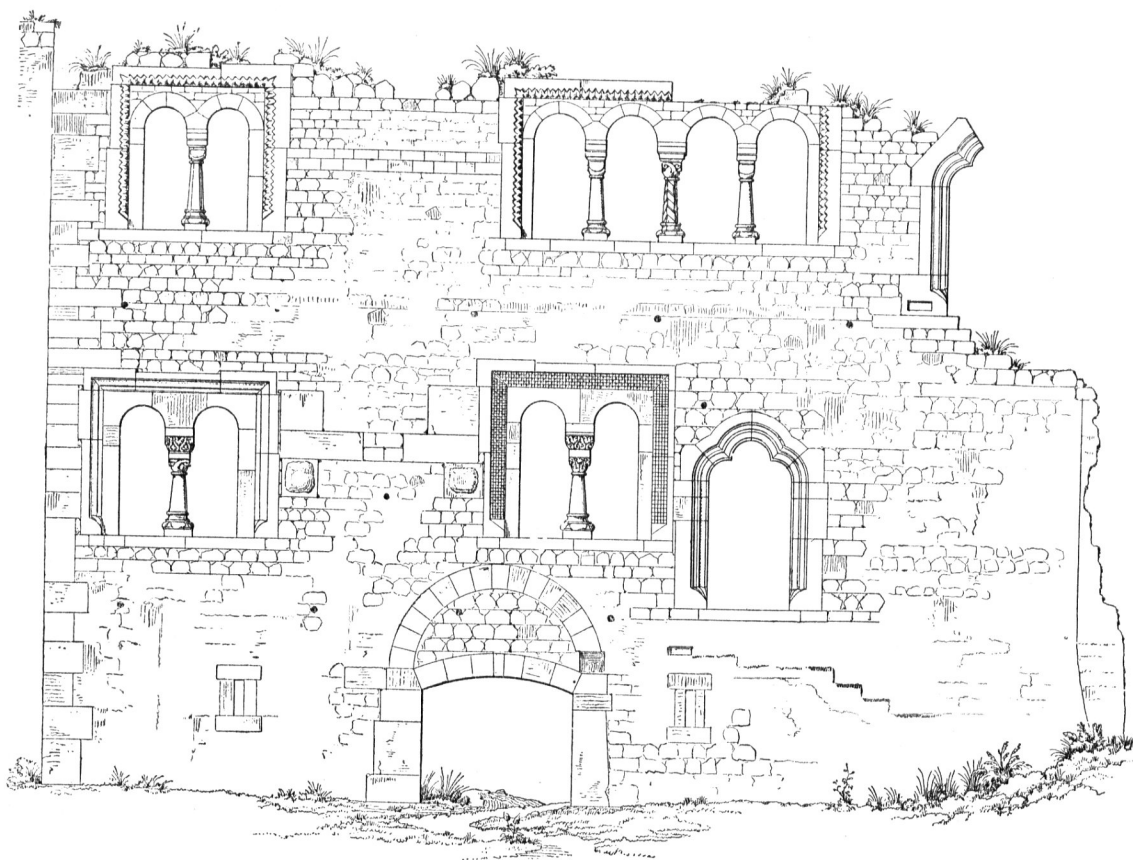
Hermann I., der Gönner der Dichter, von ihnen als der »mildeste«, d. h. der gegen sie freigebigste Fürst gepriesen, der gern unter einer großen Schaar reichen Hof hielt und zu welchem deshalb die fahrenden Ritter aus allen Landen zogen, fand den Saal als Festsaal nicht mehr groß genug und erhöhte den Palas um ein Stockwerk, welches einen einzigen großen Saal mit einem Corridor daneben enthielt (siehe Fig. 7). Durch diesen Aufbau hat aber der Palas die lang gestreckte Form verloren, welche sonst diesen Bauten eigen ist. Wir hegen keinen Zweifel, daß dieser Saal ursprünglich ebenfalls eine flache Holzdecke hatte, welche durch eine mittlere Säulenreihe gestützt war, während man bei der Restauration, um ihm mehr Höhe zu geben, eine in das Dach gehende schräge Decke darauf legte und so einen glänzenden Festsaal für Hofbälle und Hofafeln erhielt.

24.
Palas
zu
Nürnberg.

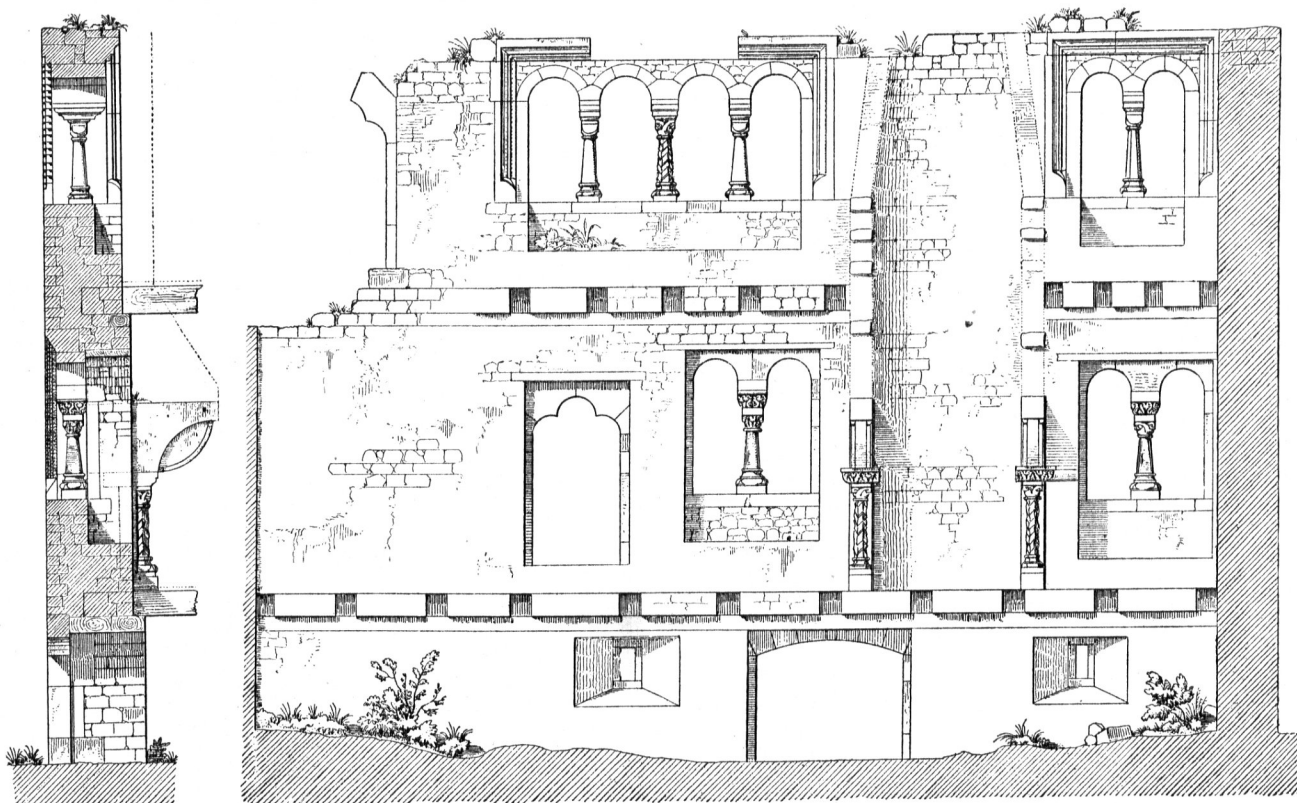
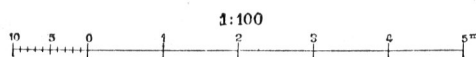
Auf der Burg zu Nürnberg, deren Gesamtanlage wir auf S. 80 u. 82 des vorigen Heftes dieses »Handbuches« gegeben, ist an der südlichen Langseite an die Capelle anstoßend und von da nach Westen zu laufend der Palas angebaut, und seine beiden Säle, der obere und der untere, mit Holzsäulen und horizontalen Balkendecken stehen noch wohl erhalten da, wenn auch, da sie seit ihrer Entstehung im XII. Jahrhundert bis heute immer im Gebrauche geblieben sind, in vielfältiger, zuletzt ganz moderner Umgestaltung, so daß der gesammte Palas gar nichts Charakteristisches mehr zeigt und deshalb kaum mehr als Beispiel angezogen werden kann. Nur macht die ganze Anlage eben den Eindruck, als sei auch hier schon im XII. Jahrhundert die Galeriefront nicht nach dem Burghofe gerichtet gewesen. Dagegen scheint trotz der späten, theilweise ganz modernen Holzgothik die im Hofe zum Saale des Obergeschosses emporführende hölzerne Freitreppe einer ursprünglichen, gleichfalls hölzernen nachgebildet. Ein weiterer Flügel, welcher an die der Capelle gegenüber liegende Seite des Palas angebaut ist, ist ebenfalls noch der ursprüngliche Bau, und zwar jener der Kemnate, der Wohnung des Burgherrn. Aber ebenfalls seit 700 Jahren im Gebrauch, wurden auch diese Wohnräume fortwährend umgestaltet und zuletzt modernisirt, wie der Saalbau, da noch jetzt der Regent des Landes, so oft er in Nürnberg weilt, die uralte Burg bewohnt. Der Saalbau hat nicht den Umfang, wie jener *Hermanns I.* auf der Wartburg; er ist nur etwas größer als der untere Saal derselben.

25.
Palas
zu
Gelnhausen.

In Trümmern liegt der Palas der Burg *Friedrichs des Rothbartes* zu Gelnhausen. Von der Gesamtanlage dieser Burg ist ebenfalls zu wenig erhalten, als daß ohne weit gehende Localstudien, insbesondere ohne Nachgrabungen versucht werden könnte, ein Bild des Ganzen aufzustellen, welches ja immer dem entsprechen haben muß, welches auch die seither betrachteten Bauten zeigten. Der Gelnhauser Palas hat für die weitere Entwicklung dieser Anlagen eine Bedeutung dadurch, daß unterhalb des unteren Saales noch ein hoher Unterbau untergeordnet ist, so daß schon der untere Saal, der beträchtlich hoch ist, eine große Freitreppe haben mußte, die zu einem zwar späteren, aber doch nicht wesentlich jüngeren Prunkportale führte. Auch war dieser untere Saal, wie der vorhandene, unten eingehend besprochene und abgebildete Kamin beweist, glänzend ausgestattet. Wenn der Glanz der Kaiserkrone



Außenfete der nördlichen Mauer.

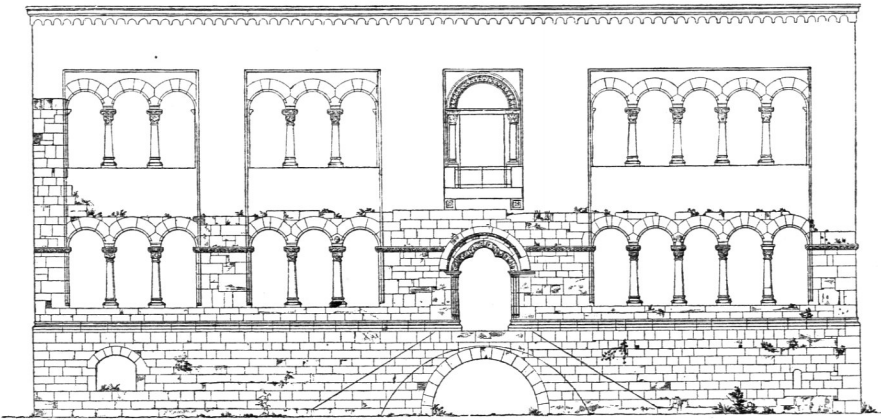


Innenfete der nördlichen Mauer.

Aelterer Palas zu Münzenberg.

zu verblaffen anfang, nachdem die kaiferliche Macht gefchwunden, fo machte bereits die Ritterfchaft höhere Ansprüche an den ihr zugewiefenen Aufenthaltsort. Man würde den unteren Saal als den Hauptfaal anfehen, vielleicht an einen darüber ftehenden zweiten gar nicht denken, wenn nicht an der Ruine eine Ecke hoch auffteigen würde und genügende Anhaltspunkte böte, auch den oberen Saal darnach zu reconftituiren. Nur bezüglich des Zuganges find wir auch auf Hypothesen angewiefen. Wir geben in Fig. 9 die Anficht der Front nach den Aufnahmen und der Reftauration *Gladbach's*²⁸⁾, welcher annimmt, dafs über dem noch ftehenden unteren Portal ein oberes, zu welchem gleichfalls eine Freitreppe emporführte, gar

Fig. 9.

Palas der Kaiferburg zu Gelnhausen²⁸⁾.

1/250 n. Gr.

nicht bestand, fondern dafs ein architektonifch ausgebildeter Balcon oder Aehnliches, diefe Stelle einnahm, die Verbindung zum oberen Saale alfo im Inneren lag. Wir halten diefe Auffaffung für jene Zeit noch nicht für richtig; wir glauben nach Analogie der Nürnberger Burg als ficher annehmen zu können, dafs eine äußere hölzerne Treppe auch zum Obergefchofs emporführte, wie fich dies auch in Münzenberg nachweisen läßt. Die Länge des Saales beträgt nur 27^m; er ift alfo wefentlich kleiner, als der Palas *Heinrichs des Löwen*, felbft als der obere Wartburgfaal. Es fpiegelt fich darin die abfteigende Bedeutung des Kaiferthumes gegenüber jener der Landesfürften. Was bedeutete der Kaifer noch? Wefhalb follte er, der flets Herumziehende fein wanderndes Hoflager fo einrichten, dafs er eine mächtige Halle nöthig hatte? In der Holzterppe könnten wir eine weitere Sicherung der kaiferlichen Perfon fehen, da fie fo eingerichtet fein konnte, dafs ein Theil rafch wegzunehmen war, fomit von den Getreuen im Augenblick beseitigt werden konnte, wenn widerfpänftige Vafallen, denen er nicht zu Willen war, dem unbewaffneten Kaifer in feiner Halle Gewalt anthun wollten.

Es ift nur ein kleiner, aber höchft lehrreicher Bau, der uns in dem Palas von Münzenberg entgegentritt²⁹⁾. Wir wollen den Herren der Burg zu Münzenberg nicht

26.
Aelterer
Palas
zu
Münzenberg.

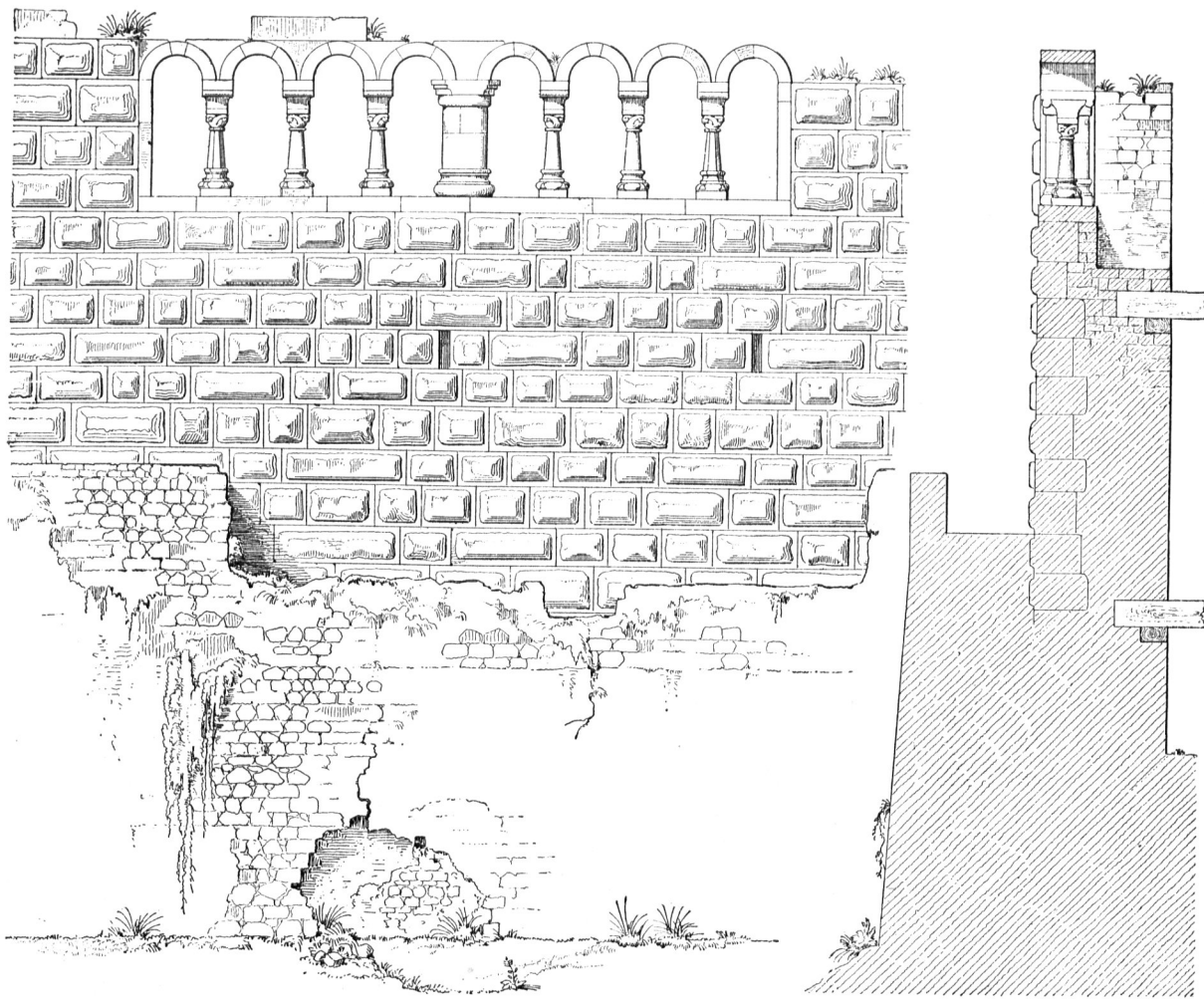
²⁸⁾ In: MOLLER, G. Denkmäler der deutfchen Baukunft. Fortgefetzt von E. GLADBACH. Bd. III. Darmftadt 1851. S. 9 u. Taf. XXXVI.

²⁹⁾ Nach ebendaf., S. 5 u. Taf. XXV—XXXIII.

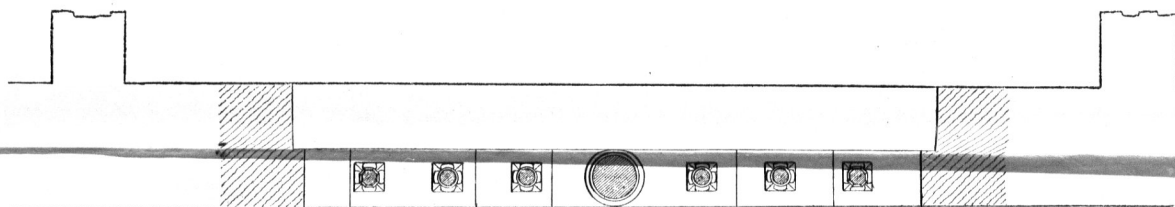
zu nahe treten, wenn wir aussprechen, daß es eben doch nur kleine Vafallen waren, welche um das Jahr 1200 sich diesen Palas erbauten, ihn also, wenn er auch klein ist, doch in diesem Umfange nöthig hatten, während die Kaifer kaum größere brauchten und nur die Landesfürsten in großen Hallen noch die letzten Reste öffentlicher Regierung und öffentlicher Gerechtigkeitspflege vollzogen. Auch der Münzenberger Palas, welchen wir auf der umstehenden und der neben stehenden Tafel (in größerem Maßstabe, als die übrigen [1 : 100]²⁹⁾, wiedergeben, ist ein doppelter Saalbau und hat noch unter dem unteren Geschoße einen Raum, welchen wir nicht bloß als Keller ansehen dürfen; er mag hier aus besonderen Rücksichten in solcher Höhe angeordnet sein, um ihn über die Burgmauer zu erheben, an welche er direct angebaut ist, so daß nur eben der Wehrgang noch an ihm vorüberführt. Wir haben im vorhergehenden Hefte (S. 72 u. ff.) dieses »Handbuches« die Burg näher betrachtet und in Fig. 34 den Gesamtgrundriss gegeben, haben dort auch von diesem Anschlusse des Palas an den Wehrgang gesprochen; wir fügen daher über sein Verhältniß zur Festigkeit der Burg nichts weiter bei. Wir können — und deshalb haben wir eben den größeren Maßstab gewählt — an den Saalbau, der nur eben 13^m Länge hat, und von welchem wir nicht wissen, ob ursprünglich bei der geringen Breite ein von Säulen getragener Durchzug vorhanden war, einige Betrachtungen anknüpfen.

Zunächst machen wir auf die Fenster aufmerksam. Die gegen den Hof gerichteten Fenster des unteren Saales haben im Inneren Nischen, welche mit einem Ueberlagsholze bedeckt und so eingerichtet sind, daß sich unmittelbar hinter den Säulen die ganze Nische ausfüllende Holzläden befestigen ließen, so daß der Saal, vollständig gegen den äußeren Luftzutritt abgeschlossen, wenn in dem großen Kamine ein mächtiges Feuer loderte, selbst im Winter einen behaglichen Raum bieten mochte. Die darüber stehenden Fenster des oberen Saales sind dagegen vollständig offen. Die Gliederung derselben nach innen und außen zeigt nirgends eine Stelle, an welcher solch ein Laden angebracht werden konnte. Gegen den Hof war also der obere Saal unbedingt offen, ein letzter Rest der Anlage der alten Hallen. Anders verhält es sich mit der großen Galerie nach der Außenseite. Wir bemerken zunächst, daß auf der Innenseite der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel) ein mit Zickzackverzierungen versehener Stein zu erkennen ist, der wohl später hierhin gewälzt ist, der aber auch, selbst wenn er ursprünglich dort vorhanden gewesen sein sollte, was wir um deswillen bezweifeln, weil keine Fortsetzung an den Seiten für ihn denkbar ist, keine weitere Bedeutung hat, da er eben nur um die Dicke des Rundstabes über die Bogenstellung vorspringt. Die lange, galerieartige Oeffnung steht in einer metertiefen Nische, für welche wir, ohne zu aussergewöhnlich phantastischen Motiven zu greifen, keine andere Ueberdeckung wüßten, als eine Holz-Construction, am einfachsten wohl so, daß nur das Gebälke auf der Uebermauerung dieser Säulenstellung sein Auflager fand, vielleicht aber auch auf einem mächtigen, die Nische als Ueberlagsholz überdeckenden Durchzuge, vielleicht auf einer hinter den Säulen stehenden Zimmerwerks-Construction. Jedenfalls ließe sich in dieser Nische eine solche Construction anbringen, an welcher hölzerne Läden befestigt werden konnten. Diese hatten nicht bloß den Zweck, Schutz gegen den Zug des auf beiden Seiten offenen Saales zu gewähren; im Falle einer Belagerung der Burg waren, wenn auch ein Sturm an dieser Stelle nicht zu fürchten war, doch Geschoße zu erwarten, welche ihren Weg durch die Bogenöffnungen hätten nehmen können, denen solche Läden den Weg sperrten. Wenn fest verschlossene Läden vorhanden waren, so trat die Bogen-Architektur von außen für das Auge des ferne Stehenden weniger auffallend als Ziel hervor; ja sie konnten zur Deckung dahinter stehender Schützen dienen, die bei der Entwicklung, welche die Armbrust bereits genommen, durch Schlitze schossen, und so zur Vertheidigung der Burg wesentlich beitragen konnten, um die Annäherung des Feindes an die Burg überhaupt zu verhindern. Daß man daran dachte, beweisen die zwei Schlitze unter der Decke des unteren Saales, welche zur Unterstüßung der auf dem Wehrgange befindlichen Mannschaft durch Armbrustschützen bestimmt waren und äußerlich, wie auf unserer Außenansicht der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel), so auch in Wirklichkeit zwischen den Buckelquadern kaum sichtbar werden.

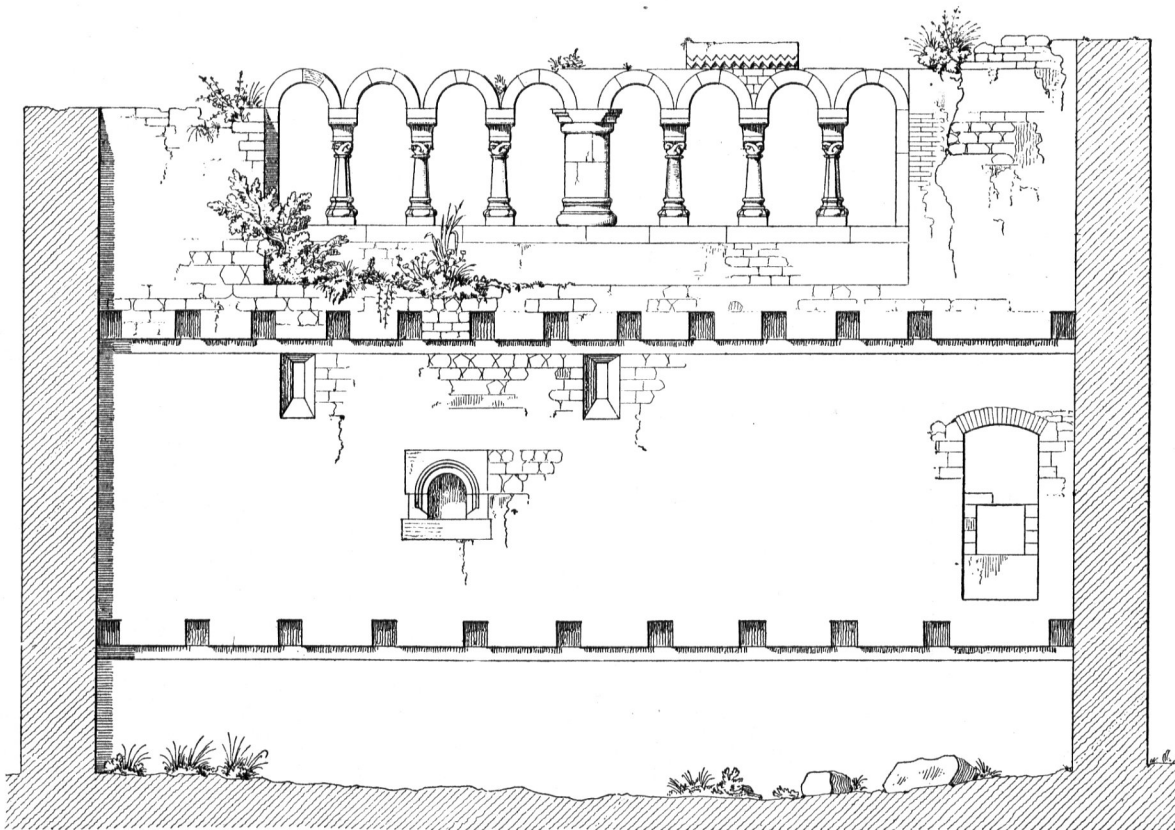
Die Thüren zu Münzenberg zeigen durch ihre Kleeblattbogen die Entstehung um das Jahr 1200 deutlich an. Wir können aber nicht annehmen, daß sie jüngere, nachträglich eingefügte Theile seien, etwa so wie der Eingang zu Gelnhausen; sie sind offenbar mit dem ganzen Bau so entstanden, wie sie sind.



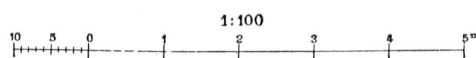
Außenfete der fűdlichen Mauer.



Sűdliche Mauer. — Grundriřs des Obergefchoffes.



Innenfete der fűdlichen Mauer.



Aelterer Palas zu Műnzenberg.

Zunächst fällt auf, daß sie nicht über einander stehen, nicht in der Mitte des ganzen Saales, sondern die untere an beliebiger untergeordneter Stelle, die obere an der Seite des Saales. Welcher Art gerade die Freitreppe war, die zur unteren Thür führte, ob von Holz oder von Stein, ist von nebenfächlicher Bedeutung. Auch ihre Anlage ist gleichgiltig. Die Treppe zum Obergeschoß aber kann nach der Stellung der Thüren nicht eine Fortsetzung dieser unteren gewesen sein; sie muß vielmehr direct vom Hofe emporgeführt haben; auch zeigt die Mauer nirgends herausspringende Binder, nirgends Oeffnungen zur Aufnahme eingreifender Steine, so daß an einen Verband der Treppeneinfassung und dieser selbst mit dem Mauerwerk nicht zu denken ist. Eine Vertiefung in dem Fußsteine des Thürgewandes kann dazu nicht gedient haben. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß eine hölzerne Treppe vollkommen selbständig sich erhob, vielleicht sogar frei stehend und nur durch eine Brücke mit dem Saalbau verbunden. Wenn wir auf der Innenseite der südlichen Mauer (siehe die neben stehende Tafel) die Löcher für die Balkenlage ansehen, so zeigt die Entfernung der zwei äußersten, auf der rechten Seite des Beschauers, daß wohl dort eine ziemlich breite, natürlich auch hölzerne Treppe vom unteren Saale nach dem oberen, aber auch, wie es scheint, noch tiefer hinab in den darunter liegenden Raum führte. Eine solche innere Verbindung, von der wir nur auf der Nürnberger Burg eine indirecte Parallele finden, die kaum in Vergleich gezogen werden kann³⁰⁾, fehlt bei den älteren Anlagen. Sie gestattete, daß die ritterliche Mannschaft von ihrem unteren Saale direct zum Burgherrn empor steigen konnte, falls ihm Gefahr nahte.

Auch die Construction des kleinen Baues ladet durch die Art, wie Holz und Stein mit einander verbunden sind, zu einer Betrachtung ein. Schon unten, wo die Thür zum Unterbau mit einem Flachbogen geschlossen ist, welchen ein Halbkreisbogen entlastet, hat diese Construction nur eben die Dicke des Thürgewandes; in der Dicke der Mauer sind hinter diesem Bogen zwei Ueberlagshölzer angeordnet, von denen das innere als breite Mauerlatte der ganzen Länge des Gebäudes nach geht, um die tief eingreifenden Balken zu tragen. Solch breite Mauerlatten, welche die Stärke der Umfassungsmauer beträchtlich schwächen, galten gewissermaßen als Anker, um einen guten Längenverband des Steinwerkes zu bilden und zugleich dessen Elasticität zu mehren. Auch das verhältnißmäßige dünne Ueberlagshölzer Fenster und Thürnischen deckten und das darüber liegende Mauerwerk trugen, galt nicht als eine weniger sorgfältige Construction. Man wandte der Auswahl der Hölzer alle Sorgfalt zu, sah sie aber als dem Steine vollkommen ebenbürtig an.

3. Kapitel.

Der Wohnbau der Stifte und Klöster, so wie der Stadtbürger bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts.

Wir brechen hier zunächst die Betrachtung der Palasbauten ab, um sie später an anderer Stelle wieder aufzunehmen. Es sind uns aus jener Zeit nicht lediglich Reste höfischer Bauten erhalten; auch aus anderen Kreisen der Gesellschaft, als fürstlichen, sind uns Wohnbauten übrig geblieben, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, wenn es deren auch nicht zu viele sind. Zunächst ist uns Einiges erhalten geblieben, das den Zwecken der Geistlichkeit diente. Die höchsten Kreise derselben kommen hier nicht in Betracht. Die geistlichen Fürsten waren nicht bloß Säulen der Kirche. Als Fürsten hatten sie auch eine weltliche Aufgabe; ihre Regierungshandlungen waren genau dieselben, wie jene anderer Fürsten; ihre Kanzlei und ihr Hofstaat unterschieden sich in nichts Wesentlichem von jenen der anderen;

27.
Wohnbauten
der
Geistlichkeit.

³⁰⁾ Es ist dort eine enge Wendeltreppe in der Capelle vorhanden, die zur Empore derselben führt. Da nun die Capelle mit dem unteren, die Empore mit dem oberen Saale in Verbindung steht, so ist durch diese Treppe auch eine indirecte Verbindung der beiden Säle gebildet.

jene hatten Geiftliche am Hofe, fie Krieger. Ihr Land mußte waffenbereit fein, ihre Mannen kriegstüchtig, wie die übrigen; fie hatten ihre Burgen mit der von ihnen bewohnten Kemnate und ihren Palas, wo fie Hof hielten. Es find etwas weniger hohe Kreife, die wir in das Auge zu faffen haben. Es find jene der Stifte und Klöfter. Die Stiftsherren waren nicht zu gemeinfamem Leben verpflichtet; auch waren deren nicht viele bei jeder Stiftskirche. Jeder derfelben hatte feine eigene Curie, ein Gebäude, das ein kleines Schloß darstellte, welches, wenn es auch zunächft nur ein Haus war, felten zu befonderer Vertheidigung eingerichtet, wenn nicht feinen Palas, fo doch einen Saal hatte, in welchem der Stiftsherr feine Freunde und Untergebenen um fich fah; dann hatte die Curie eine Hauscapelle, die Wohnräume für den Stiftsherrn felbst, feine Vicare, feine Beamten; denn mit jeder Curie war ein durch Güter fundirtes Einkommen verbunden, deffen Verwaltung der Stiftsherr beforgte, und endlich waren in der Curie Räume für das Gefinde. Nebengebäude, wie Ställe und Scheunen, fehlten auch nicht; kurz um die Curie des Stiftsherrn war, was ihr Name befagte, ein kleiner Hof, jene der Würdenträger des Stiftes, wie z. B. des Propstes, kein ganz unbedeutender.

Aber das Personal der Stiftskirchen bestand nicht bloß aus den Stiftsherren; es war eine beträchtliche Zahl von niederen Geiftlichen da; es waren Schulen für die Jugend und für jüngere Kleriker da; auch die Stifte hatten ihre Künftler und Handwerker, ihre Güter, welche zu verwalten und zu bebauen waren, deren Ertrag den Zwecken des Stiftes, nicht der Stiftsherren diente, und fo fügten fich an die Stiftskirche eine Menge von Gebäuden an, die eine kleine Stadt am Fuße derfelben bildeten, von einer Mauer umfchloffen, einer Stadtmauer ähnlich. Auch diefe boten an Form und Größe das bunteste Gemisch. Die ftattlichften unter denfelben neben den Curien waren jene, welche unmittelbar an die Kirche fich in einer großen Gruppe anfhloffen und faft einem Kloster glichen.

28.
Klosterbauten.

Ueber die Gefammtanlage der Klöfter haben wir im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« eingehend gehandelt und auf S. 94 den Plan einer folchen gegeben. Die bauliche Gefaltung des Haupttheiles, der fich unmittelbar an das Kirchengebäude fügte, ftellte nur eben mehr als die Gruppe, welche fich an die Stiftskirche anlehnte, ein in fich gefchlossenes und unter Verfhluß gehaltenes Ganze dar. Urfprünglich waren alle die Bauten der Klöfter und Stifte Holzbauten. Es war das Beifpiel, welches die Fürften gaben, dem auch die Geiftlichen folgten, indem auch fie im Anfhluße an die fteinernen Kirchen Steinbauten für die Zwecke des weltlichen Theiles ihres Lebens errichteten. Schon im XI. Jahrhundert, als noch allenthalben Holzbauten genügten, kommen vereinzelt, dann immer häufiger hier Steinbauten vor; meift waren es nur Umbauten beftimmter Einzeltheile, wenn ein Stifter, vielleicht ein Stiftsherr, feine Mittel nicht dem Umbau der Kirche, fondern einem anderen Theile der Stiftszwecke widmete, oder etwa das Haupt einer vornehmen Familie, wenn er felbst, oder ein anderes Familienglied, in das Kloster trat, demfelben eine beträchtliche Zuwendung machte.

So entftanden nach und nach jene Gruppen von Gebäuden, für welche die Klöfter in Folge ihrer Gefchlossenheit maßgebend wurden und die wir bereits im XII. Jahrhundert faft durchweg aus Stein ausgeführt finden. Dreierlei Räume treten darunter befonders hervor. Zunächft ift es allenthalben ein um einen Hof fich herumziehender Corridor, der Kreuzgang, welcher den Zutritt zu fämmtlichen Räumen vermittelt, urfprünglich gar nichts Anderes war, als ein Corridor, und auch fpäter feine Haupt-

bedeutung stets darin behielt, daß er, wie jeder Gang in einem anderen Hause, die Verbindung der Räume unter sich vermittelte. Der zweite Raum war der Kapitelsaal, in welchem sich die Mönche, wie die Stiftsherren versammelten, theils zu Andachtsübungen, theils zu Berathungen. Meist war er quadratisch angelegt, theilweise aber auch von anderer Grundform; von Bänken rings umzogen, mit besonderem thronartigem Sitze für den Vorsteher, hatte er gegen Osten einen Chorausbau mit einem Altare. Der dritte besondere Raum endlich, jener, welcher selbst in strengen Klöstern mitunter weltlichen Freuden offen stand, war der Speisesaal, das Refectorium, der Remter, auch Rebenthal genannt, der weltliche Repräsentationsraum, zu welchem auch Gäste gelangen konnten. Er war gewissermaßen der Palas des Klosters, wo beim einfachen, wie beim festlichen Mahle die Brüder nach dem Range, der ja auch im Kloster bestand, die Würdenträger an der Spitze, die Novizen und dienenden Brüder zu unterst, sich versammelten, so weit nicht für diese, wenn der Raum für die gesammte Zahl nicht reichte, der Tisch an anderer Stelle gedeckt war; denn mitunter finden sich mehrere Refectorien in einem Kloster.

Der Vergleich mit dem Palas stimmt allerdings nur zum Theile. Was sich im klösterlichen Leben mit Regierungshandlungen, dem wichtigsten Zwecke des Palas, vergleichen läßt, fand ja im Kapitelsaale statt, und so weit der Abt als Vertreter des Klosters Hoheitsrechte nach außen auszuüben hatte, geschah dies nicht in der Claufur des Klosters selbst. Es trifft vielleicht eher der Vergleich mit der Tenne des Bauernhofes zu; nur war der Raum monumental ausgebildet und trug ein festliches Gepräge an sich. Zu dieser festlichen Erscheinung trug wesentlich der Umstand bei, daß er meist durch ein glanzvolles Portal sich nach dem Kreuzgange öffnete, welchem gegenüber sich gegen den Klosterhof ein Brunnen mit plätschern- dem Wasser in einem besonderen polygonen Bau befand, durch dessen Oeffnungen hindurch der Blick vom Platze der Speisenden aus auf das sonnenbeschienene Grün im innersten Hofe des Klosters fiel.

Während diese drei Räume, von denen das Refectorium mitunter in mehrfacher Zahl vorhanden ist, mit einem gewissen Aufwande und insbesondere mit charakteristischer architektonischer Durchbildung ausgeführt wurden, sind die übrigen Räume des Klosters sehr einfach gehalten. Ein großer Schlaftaal, oder auch deren mehrere, für die Geistlichen, für die Novizen und die weltlichen Brüder, dann die Arbeitsräume für das Studium, die Bibliothek, Abschreibefäle, dann Krankenräume, Alles war zwar in einer der Bedeutung des Klosters entsprechenden Ausdehnung, aber doch sehr einfach in den Formen im Inneren angelegt, und nach außen ist ernste, selbst vornehme Erscheinung angestrebt, Prunk aber gänzlich vermieden. Nur die Kirche sollte das Auge auf sich ziehen, nicht aber die Wohnräume der auf bescheidenes und anspruchsloses Leben verpflichteten Mitglieder der Klostergemeinde.

Ganz abweichend in der Anlage von den übrigen Klöstern ist jenes des *Mont-Saint-Michel* in der Normandie³¹⁾, welches, an einem militärisch wichtigen Punkte gelegen, für die Landesvertheidigung im XIII. Jahrhundert besondere Bedeutung erhielt, bei welchem also die Mönche auf Kosten der französischen Könige das Vertheidigungssystem stärker ausbildeten, als dies sonst wohl der Fall gewesen sein

29.
Kloster
des *Mont-
Saint-Michel*.

³¹⁾ Vergl.: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. I. Paris 1854. S. 288 ff. — Ein ähnliches Beispiel in Deutschland bietet das Kloster Comburg bei Schwäbisch-Hall aus dem XII. Jahrhundert, welches jedoch durch die Umbauten des XVIII. Jahrhunderts den alten Charakter mehr verloren hat, als *Mont-Saint-Michel*. Auch dort war aber die Kuppe des Berges zu enge, um neben der Kirche die Klostergebäude der Regel entsprechend zu entwickeln; auch dort beherrschten die den Berg sich herabziehenden Vertheidigungswerke das Bild der Erscheinung des Klosters.

würde, während die Kirche sich zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Christenheit entwickelt hatte. Sie nimmt die Spitze eines am Meeresufer gelegenen Felskegels ein, an dessen Abhängen sich ringsum die Wohnbauten des Klosters, dann Kriegsbauten, ein kleines Städtchen einschließend, bis zum Fusse herabziehen, welcher regelmässig von der Fluth übergossen, bei der Ebbe aber frei wird. Wir geben in Fig. 10³²⁾ den Grundriss der Anlage unmittelbar unter der Kirche, deren Krypta allerdings in diese Tiefe herabreicht.

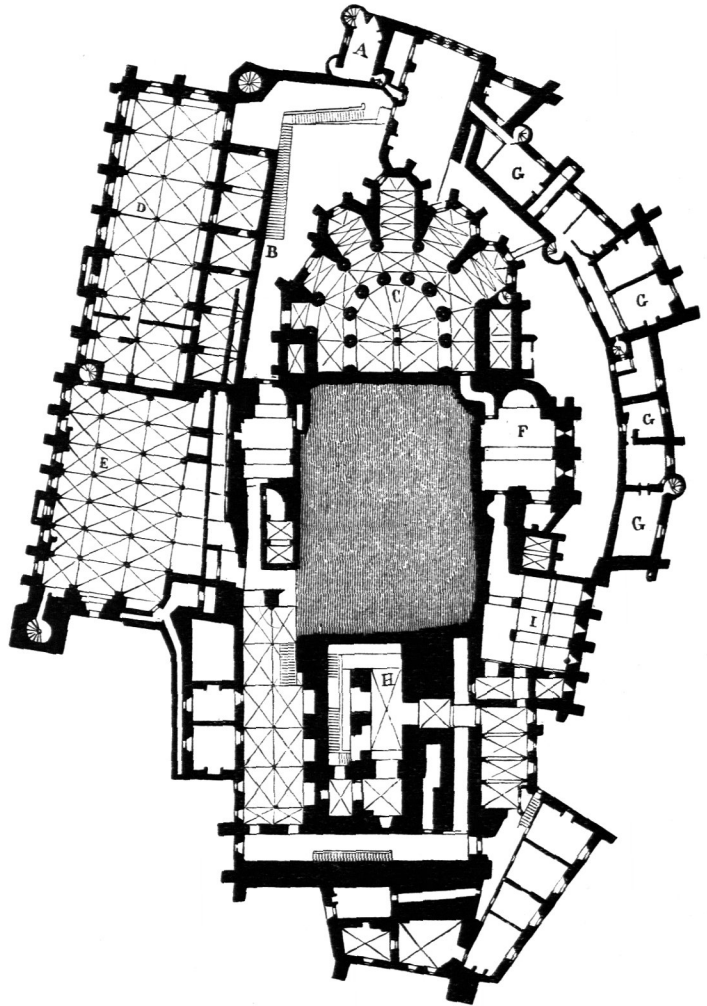
Vom tiefer liegenden Geschofs gelangt man mittels Treppen zur Pforte *A*, dann durch eine Treppe auf das Niveau *B*; *D* war der Schlaffaal der Mönche, *E* der Schlaffaal der Garnison; *G* sind Gaftwohnungen, so wie jene des Abtes. Unter *D* befand sich ein ähnlicher Saal, das Refectorium, unter *E* abermals ein dreischiffiger Saal, welcher ebenfalls der Garnison, vielleicht auch als Speisefaal diente. Im Einzelnen lassen sich wohl kaum mehr die Bestimmungen der verschiedenen übrigen Räume nachweisen. *F* ist der Unterbau des Querschiffes einer älteren Kirche, *H* jener des westlichen Theiles derselben, welcher heute noch als Schiff der gothischen Kirche erhalten ist. Der Raum oberhalb *I* wird als Bibliotheksaal angesehen. Oberhalb *E* befindet sich eine Plattform, die einen von einem Kreuzgange rings umgebenen Hof trägt, an welchen sich gegen Osten und Westen weitere Gelfasse anschlossen.

Um eine normale Klosteranlage zu geben, verweisen wir wieder auf Fig. 46 (S. 94) im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«, in welcher

auch die innere Klostergruppe ein durchaus charakteristisches Beispiel bietet, geben aber in Fig. 11³³⁾ die Hauptgruppe (im Mafsstabe von 1 : 1000) wieder.

Wir sehen dort als Fortsetzung der westlichen Kirchenfront hinter den später angebauten Vorhallen zwei gewölbte Säle 22 und 23, welche ursprünglich die eigentliche Klosterfront als Fortsetzung der Kirchenfront bildeten. Auf denselben befindet sich ein niedriges, ungewölbtes Stockwerk, zwischen

Fig. 10.

Kloster *Mont Saint-Michel* in der Normandie³²⁾.

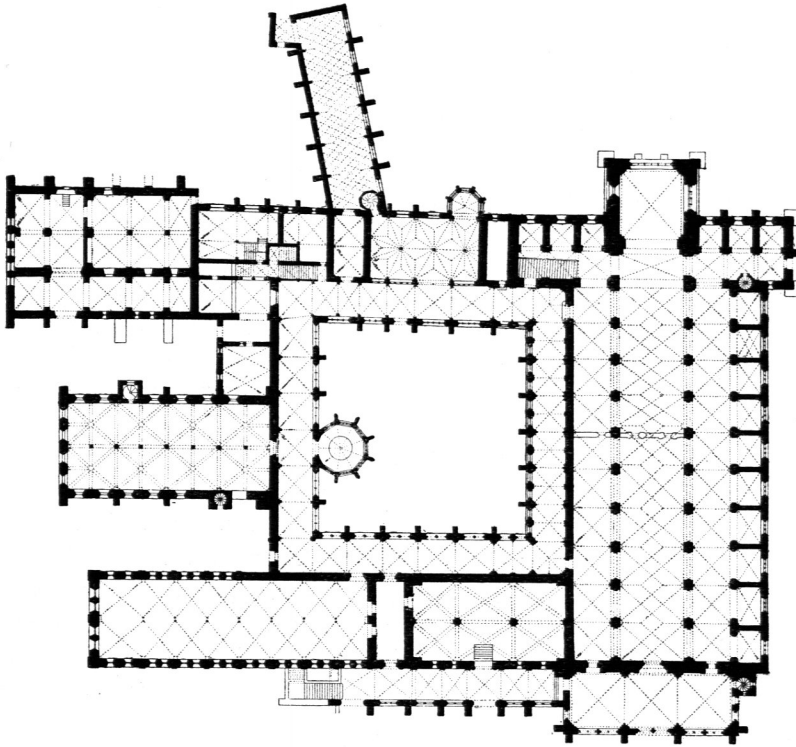
1/500 n. Gr.

30.
Kloster
zu
Maulbronn.

³²⁾ Ebendaf., S. 291.

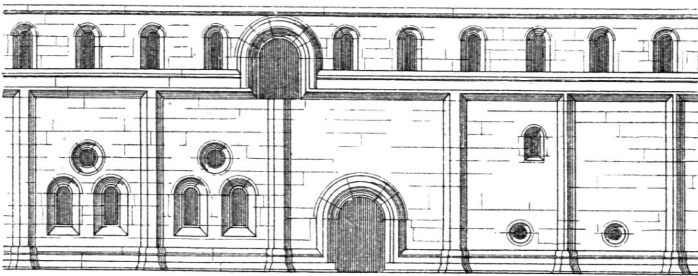
³³⁾ Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873.

Fig. 11.

Haupttheil des Klosters zu Maulbronn ³³⁾. $\frac{1}{1000}$ n. Gr.

beiden Sälen der Eingang zu den unter Claufur befindlichen Räumen. Die äußere Architektur dieses Theiles ist in Fig. 12 ³⁴⁾ als charakteristisches Beispiel einer solchen Profan-Architektur vom Schlusse des XII. Jahrhunderts wiedergegeben; sie ist mit der Kirchenfront zugleich erbaut, daher auch die Gliederung des Sockels, dann der Lifenen jenen der Kirche ganz ähnlich. Die innere Architektur des Saales 22 ist

Fig. 12.

Ursprüngliche Ansicht der westlichen Klostergebäude zu Maulbronn ³³⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

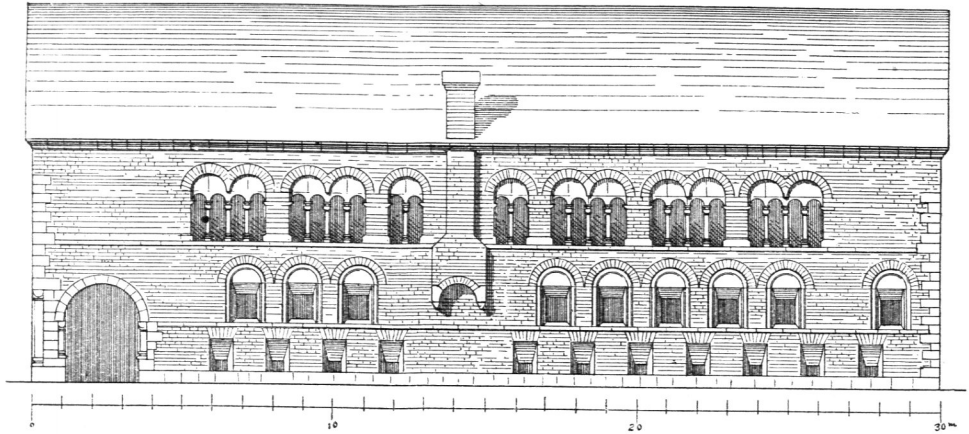
später umgebaut, stimmt daher nicht vollständig mit der äußeren Fasadentheilung; auch die Eingangsthür im Obergeschoß, zu welcher keine Treppe führt, die also nur durch einen Aufzug zugänglich war, deutet auf einen Umbau, wie solche ja fortwährend stattfanden; denn wir könnten durchaus nicht auf einen Zeitunterschied des Stils hinweisen. Wer weiß, wie während des Klosterbaues die Räume nach

einander fertig wurden, wie einzeln eprovisorisch zu mehreren Zwecken benutzt, untertheilt und dann wieder vereinigt wurden? Dafs die Bauweise mannigfach vom Kirchenbau abhängig war, ist unschwer zu ersehen. Etwas jünger, schon in das XIII. Jahrhundert hereingehend, ist der Bau eines Gebäudeflügels vom Stifte *St. Gereon* in Cöln (Fig. 13 ³⁴⁾), eines Saalbaues, welcher

³³⁾
Bau bei
St. Gereon
in Cöln.

³⁴⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

Fig. 13.

Palasartiger Bau des Stiftes von St. Gereon zu Köln ³⁴⁾.

noch auf unser Jahrhundert gekommen, aber jetzt leider nur mehr in den Aufnahmen erhalten ist, welche *Boisserée* vor dem Abbruche hat anfertigen lassen. Es war ein Saalbau in zwei Geschossen, deren oberes, den Palasbauten ähnlich, offen, deren unteres geschlossen gewesen und mit einer Heizung versehen war. Der Unterbau dürfte einen Keller enthalten haben.

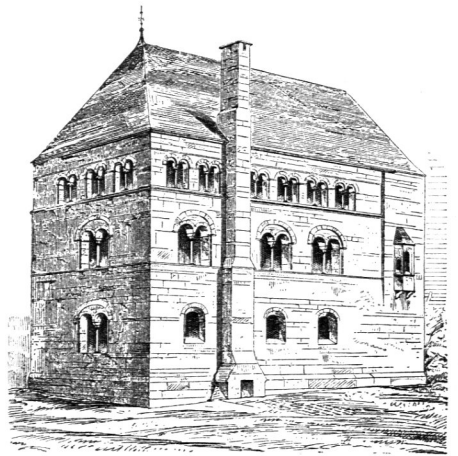
32.
Pröpstliche
Curie zu
Aachen.

Wie die einzelnen Curien der Stiftsherren jener Zeit ausfahen, zeigt uns Fig. 14 ³⁵⁾, welche die Propstei zu Aachen, d. h. das Haus des Stiftspropstes uns vorführt, wie dasselbe nach *Bock's* Restauration sich ergibt.

33.
Bürgerliches
Wohnhaus.

Mit der Entwicklung der Städte ging auch jene des bürgerlichen Wohnhausbaues Hand in Hand. Wo die Stadt eine ackerbautreibende Bevölkerung in sich aufnahm, war es auch das Bauernhaus der Gegend, welches in die Stadt übertragen wurde; nur mußte der Raumerparung wegen eine gewisse Reduction der einzelnen Räume stattfinden und der Höhe nach durch verschiedene Stockwerke ausgeglichen werden, was an der Horizontalausdehnung abgebrochen werden mußte. Die Häuser der Handwerker dürften jenen nachgebildet worden sein, welche für dieselben auf dem Areal der fürstlichen Burgen, der Stifte und Klöster errichtet wurden und sich auch dort auf das äußerste beschränken mußten. Die Regierung in den Städten hatten in älterer Zeit allenthalben die Geschlechter, d. h. der Stadtadel, welcher in feinen Burgen innerhalb der Stadt lebte, in Händen. Solche Burgen waren bereits im XII. Jahrhundert ziemlich allenthalben in den Städten aus Stein erbaut; aber die Geschlechter duldeten nicht, daß auch die Bürger ihre Häuser aus Stein errichteten, und so dürften für Deutschland wenigstens die kleinbürgerlichen Stein-

Fig. 14.

Curie des Stiftspropstes zu Aachen ³⁵⁾.

³⁵⁾ Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln.

bauten erst spät anzusetzen sein. Hölzerne Häuser aus jener Zeit aber sind nicht erhalten geblieben. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß sie in derselben Beschränkung angelegt waren, wie wir sie noch einige Jahrhunderte später treffen, und daß wir aus diesen späteren vollständig auf die früheren zurückschließen dürfen. Wenn unsere Leser sich also ein Bild der hölzernen Bürgerhäuser des XI. und XII. Jahrhunderts machen wollen, mögen sie nur unten lesen, was wir über jene des XIV. und XV. Jahrhunderts gesagt haben; es muß auch hierher passen. Eines vor Allem, die Beschränkung; denn in den geschlossenen Straßen, wo Haus an Haus stand, wird selten irgend wo ein Handwerker mehr Raum gehabt haben, als 4 bis 5 m Front ³⁶⁾.

Wenn wir nun die ältesten steinernen Wohnhäuser suchen, müssen wir uns zu jenen kleinen Burgen in der Stadt und auf dem Lande wenden, die wir im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« erwähnt und dort als Ausgangspunkte für die Kriegsbaukunst des Mittelalters bezeichnet haben. Dieselben haben wir auch als Ausgangspunkte für das Studium des monumentalen Wohnbaues anzusehen. Die Oberburg zu Rudesheim war nicht bloß ein Kriegsbau; sie war in erster Linie ein Wohnbau, welcher im Falle eines Krieges vertheidigt werden konnte. Der in Art. 3 (S. 3) erwähnte »gescheibte Thurm« zu Gries bei Bozen ist ein vielleicht noch etwas älterer Wohnbau aus der Zeit, wo jedes Freie Haus nicht bloß bildlich seine Burg war. Er mag noch der Zeit entstammen, wo ähnliche Bauten in Deutschland selbst in der Regel nur aus Holz errichtet wurden, während hier das Beispiel des nahen Italien Veranlassung geben mochte, die Geschiebe des Talferflusses als willkommenes Material zum Steinbau zu verwenden. Ob dies nun im IX. Jahrhundert oder im XI. oder gar erst im Beginne des XII. geschehen, ist ziemlich gleichgiltig. Urkundliche Nachrichten über seine Entstehung fehlen. Wir geben in Fig. 15 einen Grundriß und auf der umstehenden Tafel den Durchschnitt des interessanten Baues, welcher ein zwar festes, aber durchaus nicht behagliches Wohnhaus bildete.

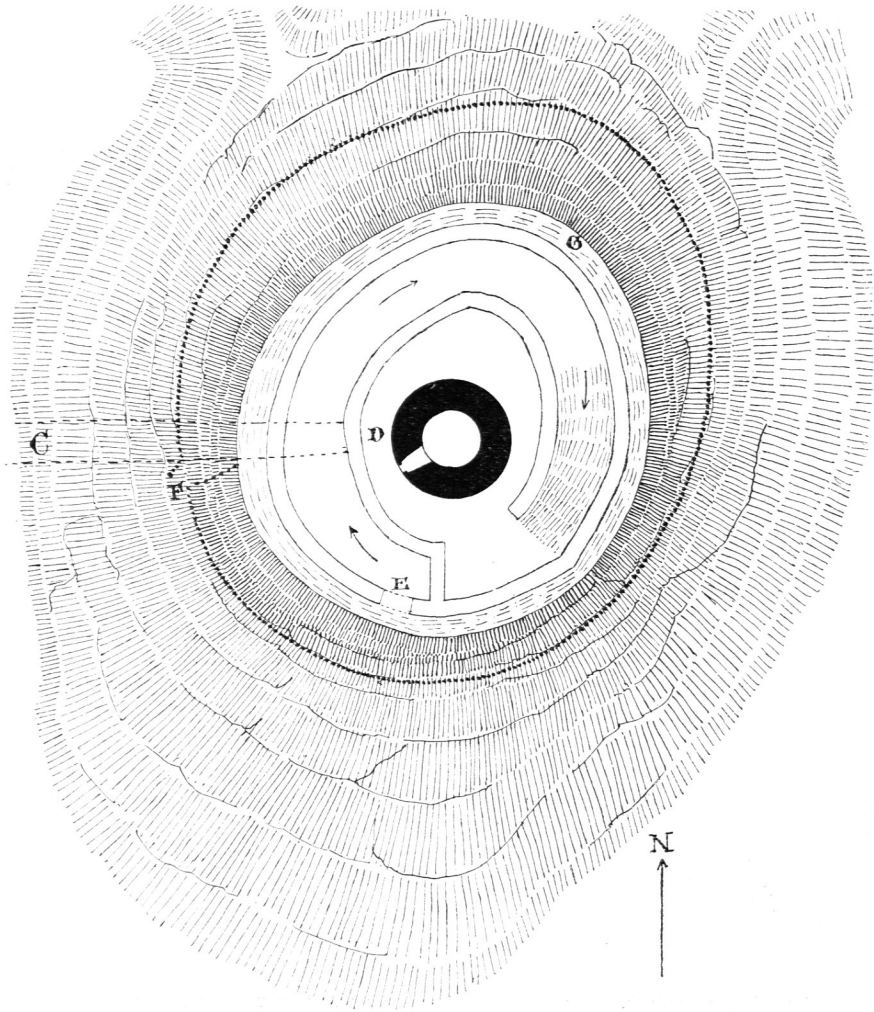
Auf einer am unteren Theile des Abhanges eines größeren Berges befindlichen niederen Kuppe steht ein runder Thurm *D*, umgeben von einer doppelten ovalen Mauer, deren äußere *EG* sich auf einer etwas unregelmäßigen geböschten Futtermauer erhebt. Von einem dritten Mauerkranze sind ebenfalls Reste zu sehen; er ist jünger und steht wohl an Stelle eines älteren Palissadenzaunes, der seinen Eingang bei *F* hatte, von wo man rings um die Mauer *EG* ziehen mußte, bis man am Fuße der Mauer unterhalb der Thür *E* anlangte, welche heute noch erhalten ist. Man konnte jedoch nicht eintreten; sie lag so hoch, daß man auf einer herabgelassenen Leiter hinaufsteigen oder mit einem Stricke emporgezogen werden mußte. Zwischen beiden Mauern stieg nun der Weg in einer Windung empor zu einer Plattform, welche den Thurm rings umgiebt. Sie ist, wie von oben ersichtlich, unterwölbt. Leider kann man jedoch heute nicht in das Innere der unter der Plattform befindlichen Gewölbe gelangen. Der Besitzer war zwar, als wir das Bauwerk studirten, bereit, die Unterfuchung zu gestatten; allein förmliche Grabungen hätten uns zu große Ausgaben veranlaßt. Das Innere des Thurmes ist bis zur Höhe *AB* zugeschüttet. Wie tief der Thurm im Inneren hinunter geht, ob er etwa in einen Brunnenschacht endet, konnte also der Verfasser nicht feststellen; ohne Zweifel befand sich im Inneren des Thurmes der Eingang in den gewölbten Raum unter der kleinen Terrasse. In jüngsten Jahren wurde nun eine sehr interessante Entdeckung gemacht. Ein Straßensbau unmittelbar neben der kleinen Burg gab Veranlassung, dort das Erdreich um mehrere Meter abzuheben, um das Niveau für den neuen Weg zu erhalten. Da stieß man, etwa bei *C*, nur einige Meter weiter aufsen, als wir der Raumerfparnis wegen gezeichnet haben, auf ein wohl erhaltenes Stück eines unterirdischen Ganges, von welchem lange eine Tradition im Volke gesprochen und behauptet hatte, daß ehemals eine unterirdische Verbindung dieses Thurmes mit der Burg zu Gries,

34.
Gescheibter
Thurm
zu Gries.

³⁶⁾ Vielleicht das letzte dieser Periode angehörige hölzerne Haus, allerdings nicht in Deutschland, sondern in Frankreich, wurde 1834 in Dreux abgetragen, von *Viollet-le-Duc* jedoch während des Abbruchs gezeichnet. Wir brauchen demselben aber nur einen Giebel aufzusetzen, und es ist ein deutsches Bürgerhaus des XII. Jahrhunderts. (Vergl.: *Viollet-le-Duc*, a. a. O., Bd. VII. Paris 1875. S. 39.)

dem jetzigen Benedictiner-Kloster, bestanden habe. Da der Gangrest glücklicher Weise, wenn auch nun oberirdisch liegend, erhalten geblieben ist und seine Richtung genau nach jener Burg führt, so wäre ja der willkommene Beweis für die Richtigkeit der Tradition gefunden, wenn nicht die Höhenrichtung so weit über die Thalföhle des Fagenbaches erhoben sich erweisen würde, daß der Gang durch die Luft geführt haben muß. Wohl ist gerade dieses Thal offenbar durch Abschwemmung gebildet, indem in früherer Zeit der Fagenbach, welcher jetzt als Wasserfall sich in dasselbe ergießt, höher lag, aber gelegentlich ein Stück des Berges weggepült hat. Dies müßte demnach erst in historischer Zeit, etwa erst zwischen dem

Fig. 15.

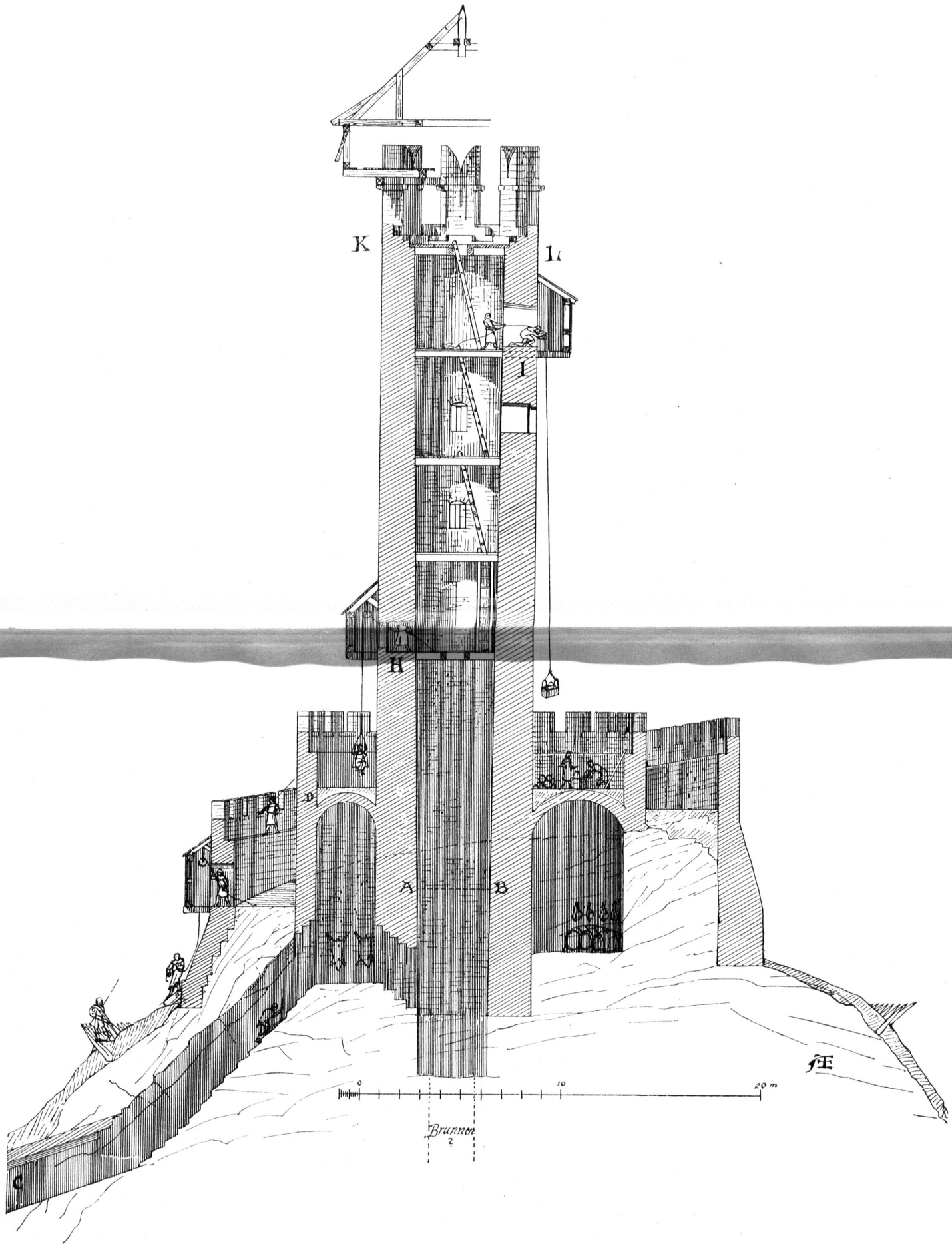


»Gefcheibter Thurm« zu Gries bei Bozen.

 $\frac{1}{500}$ w. Gr.

IX. und XII. Jahrhundert gefchehen sein, wovon jedoch durchaus nichts bekannt ist. Die Betrachtung des Terrains macht es fast wahrscheinlicher, daß dieser Bergsturz schon in der Urzeit stattgefunden habe. Dann kann aber dieser Gang mindestens nicht in irgend welcher bestimmt nachweisbaren Anlage nach der Grieser Burg geführt haben.

Der Eingang zum Thurme befindet sich bei *H*, so daß auch hier ein Aufzug nöthig war. Darüber hat der Thurm vier Geschosse, jedes einen runden Raum bietend, welche auch ursprünglich, wie heute, durch Leitern verbunden waren. Kleine Schlitzfenster in den dicken Mauern geben wenig Licht in das Innere. Im obersten Geschofs befindet sich bei *I* abermals eine Thür, durch welche man die im Kriegsfalle nöthige Munition, zur Zeit des Friedens aber allerlei Lebensbedürfnisse in die Höhe zog.



„Gefcheibter Thurm“ zu Gries bei Bozen.

Der Thurm war schon im XV. Jahrhundert längst theilweise zerfallen, wurde damals aber wieder benützlich gemacht, wobei der obere Theil, mindestens von *K/L* an, neu errichtet wurde.

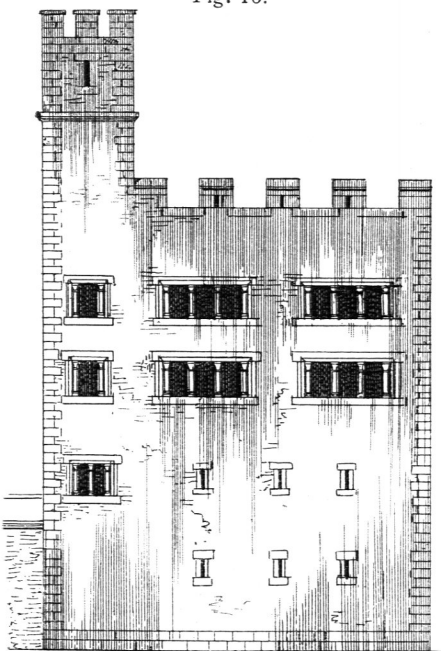
Die ersten Schritte zu weiterer Bequemlichkeit solcher kleiner Wohnburgen in Deutschland geschahen in den Städten, aber doch erst im Laufe des XII. Jahrhunderts, indem man auch hier die Thürme weiter anlegte, während sie in England schon von früher her weit angelegt werden. Allenthalben finden wir in Deutschland in jenen Städten, deren spätere Entwicklung nicht die Spuren dieser älteren Zeit vollständig verdrängt hat, noch Reste, die als von solchen verhältnismässig weiter angelegten Thürmen herrührend erkennbar sind. Während jene Regensburger, welche schon erwähnt sind, in der Anlage sich noch verhältnismässig enge zeigen, woraus wir einen Beweis für hohes Alter ableiten, haben z. B. jene zu Schwäbisch-Hall noch sichtbaren bereits beträchtlichere Seitenlängen und verhältnismässig geringere Stärke ihrer quadratisch angelegten Umfassungsmauern. Ebenfalls von beträchtlicher Breite der Anlage erscheint neben anderen das »hohe Haus« zu Constanz³⁷⁾, ein Rest eines solchen Burgthurmes, in Mafsen jedoch, wie sie die englischen Burghürme zeigen.

In Metz befindet sich in der Strafse der Trinitarier noch ein Haus des XII. Jahrhunderts, welches schon fast nicht mehr den Charakter eines Thurmes trägt³⁸⁾.

35.
Entwicklung
der
Thürme zu
Häusern.

36.
Haus
zu Metz.

Fig. 16.



Haus zu Metz.

$\frac{1}{250}$ n. Gr.

Das vier Stockwerke hohe, mit Zinnen gekrönte Gebäude (Fig. 16) erscheint schon als Haus, an dessen Ecke noch ein kleiner Thurm aus dem Hauptkörper sich erhebt.

Mit dem Schlusse des XII. Jahrhunderts kam auch in Deutschland schon eine recht demokratische Strömung in die Städte, und ihr mußte die obrigkeitliche Beschränkung, welche dem Bau steinerer Häuser entgegenstand, wenigstens gegenüber den reicheren Bürgern, die in der Lage waren, an bevorzugten Stellen günstigere und grössere Plätze zu erwerben, bald weichen. Auch die Geschlechter selbst wollten, theils im Anschlusse an ihre Burgen, theils an Stelle derselben, offene, doch halbwegs friedliche Wohnhäuser haben, bei denen mindestens theilweise die Beschränkungen in Wegfall kamen, die bis dahin der darin Wohnende aus Rücksicht auf die Möglichkeit einer Belagerung im Hause selbst sich auferlegen mußte; man konnte ja immer, wie bei dem Hause in Metz, so viele Vertheidigungsmaassregeln beibehalten, dass man

³⁷⁾ Das Haus ist bekannt als dasjenige, welches Burggraf *Friedrich* von Hohenzollern-Nürnberg während des Concils bewohnte, als er von Kaiser *Sigismund* mit der Mark Brandenburg belehnt wurde.

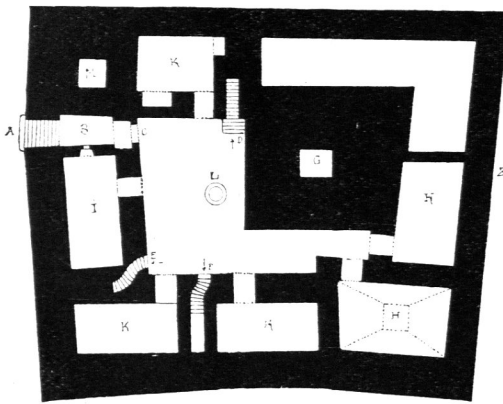
³⁸⁾ Heutzutage muß man allerdings stets fragen, ob ein solches Gebäude auch wenige Jahre, nachdem es publicirt ist, noch steht. (Vergl.: *VERDIER & CATTOIS. Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la renaissance.* Bd. I. Paris 1864. S. 153 ff. und 2 zugehörige Tafeln.) Schade, dass nicht auch die anderen Seiten des Hauses gezeichnet sind; denn die Beschreibung giebt kein sehr klares Bild von dem auf Consolen ausgekragten Aufgange zu den Zinnen und der Treppenanlage, so wie von der auf schwere Bogen gestützten Verbindung des Thurmes mit dem benachbarten Hause. Wir haben in unserer Abbildung die Steinkreuzfenster in den beiden unteren Geschossen weggelassen, welche im Texte als Zuthaten des XVI. bis XVII. Jahrhunderts bezeichnet sind; eben so haben wir dem oberen Theile des Thurmes die nach unserer Ansicht ursprüngliche Gestalt wieder gegeben. Nach Belieben mag man sich noch Dächer dazu denken.

einen Sturm abzuweisen in der Lage war, wenn die Handwerker, trotzig Rechte fordernd, an die Thür pochten oder einmal ein Geschlechtsfreund, welchem man nicht zu Willen sein mochte, das Haus überrumpeln und den Besitzer zur Nachgiebigkeit zwingen wollte.

Wir haben im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« von solchen festen Häusern gesprochen und dabei den Umbau erwähnt, welchen im Schlusse des XII. oder Beginne des XIII. Jahrhunderts die damals im Rheinbett stehende, aber doch der Stadt Rüdesheim einverleibte Niederburg erfahren hat. Wir haben dort von Fig. 110 bis 115 Abbildungen derselben gegeben und eingehend die kriegerischen inneren Einrichtungen besprochen, welche fämmtlich nicht zur Abwehr einer Belagerung, sondern nur zur Abweisung eines plötzlichen Sturmes dienten.

Wir wiederholen hier in Fig. 17 bis 19 die beiden Grundrisse und den Durchschnitt und bemerken kurz, daß ursprünglich nur eben der untere Theil der Umfassungsmauer einen Hof einschloß, in dessen Mitte der Burghurm *G*, in der Ecke aber neben dem Eingange *A* der mit *M* bezeichnete Thurm stand,

Fig. 17.

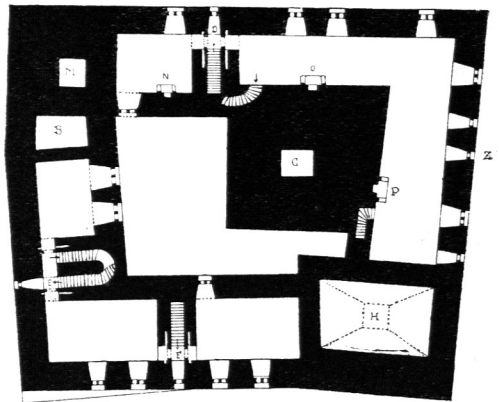


Erdgeschofs.

1/500 n. Gr.

Niederburg zu Rüdesheim³⁹⁾.

Fig. 18.

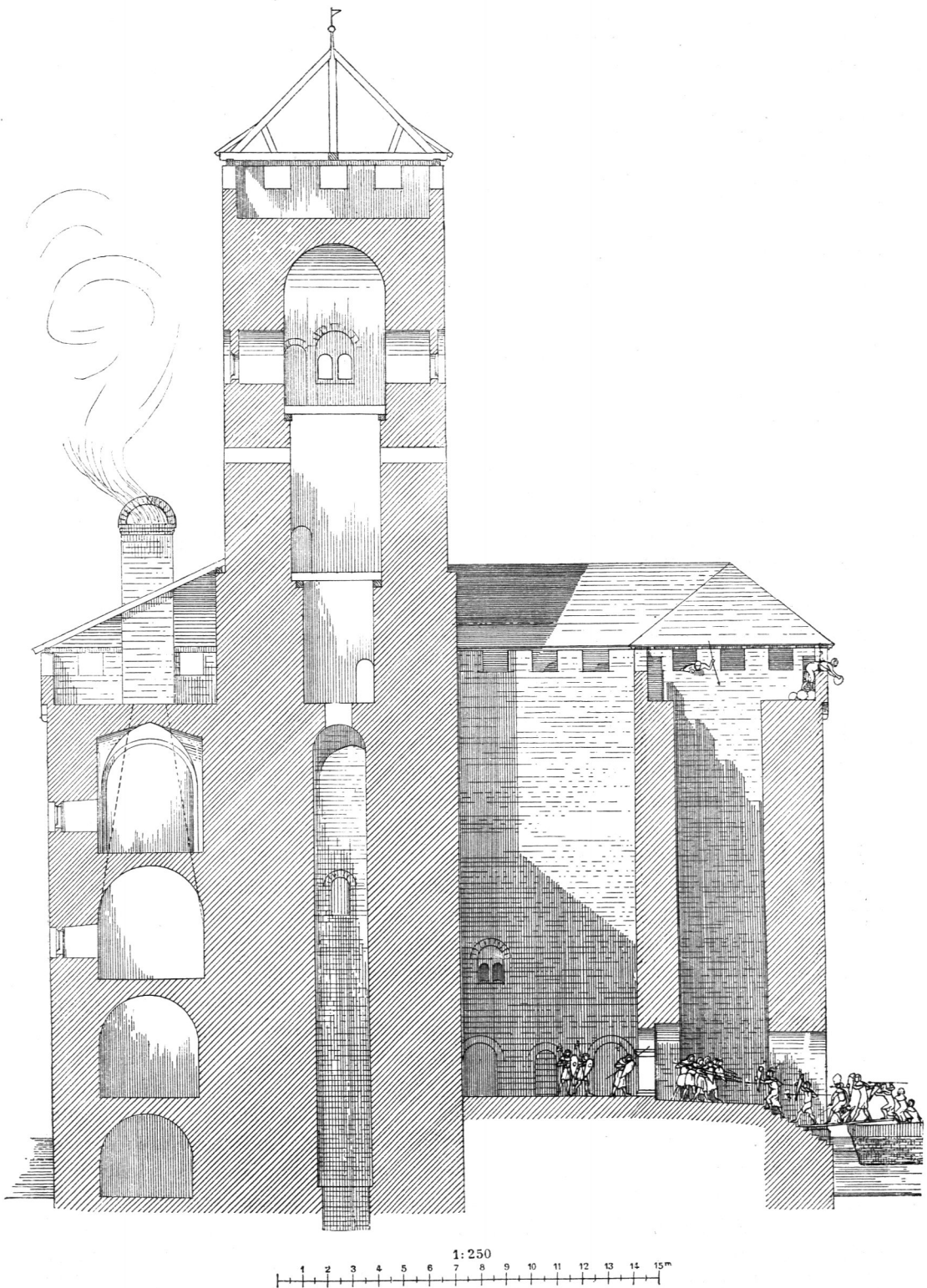


I. Obergeschofs.

während wohl, wie allenthalben, beliebige hölzerne Gebäude, die im Burghofe standen, Unterkunft für Menschen und Thiere boten, der Hauptthurm aber dem Burgherrn Wohnung gewährte, so weit er sich nicht für Friedenszeiten ebenfalls ein hölzernes Haus im Hofe wählte. Die Umfassungsmauern hatten nur eben jene Höhe, welche zur Vertheidigung nöthig war. Um das Jahr 1200 nun wurden diese Mauern erhöht und an sie ringsum Gebäude angelehnt, die heute noch als Wohnräume benutzbar erhalten sind; bloß die Ecke bei *H* ist offen, und es ist nur eben unsere Meinung, daß dort die Küche mit ihrem hohen, durch alle Stockwerke hindurchgehenden Schlotmantel stand. Zum Thore *A* konnte man wahrscheinlich bloß in Kähnen gelangen, falls nicht eine Brückenverbindung nach einem in der Nähe vorhandenen, mit dem festen Lande verbundenen Damme führte. Die Annäherung von Kähnen war jedenfalls durch Pfähle im Wasser erschwert. Vielleicht zogen sich auch bei der Nähe des Ufers Dämme, die wieder mit Palisaden geschützt waren, um das Haus in das Rheinbett herein. Hinter dem Eingange *A*, in welchen wir, da wir ja heute keine kriegerischen Absichten haben, gern eingelassen werden, ohne den Empfang fürchten zu müssen, welcher in Fig. 19 den nahenden Kriegern zu Theil wird, gelangen wir in das Höfchen *B* und durch die innere Hofthür *C* in den Hof. Das gesammte Erdgeschofs enthielt Keller- und Vorrathsräume *K*; nur der Raum *F* wird wohl für die Mannschaft bestimmt gewesen sein. Drei Treppen *D*, *E*, *F* führen zum I. Obergeschofs empor, jede zu getrennten Räumen, die Treppe *D* im I. Obergeschofs zu dem mit einem Kamine versehenen Zimmer *N*, welches verrammelt und verbarriadiert werden konnte, zu welchem Zwecke hinter der Thür Verschlussbalken angebracht sind, die, aus der Mauer gezogen, deren Einrennen verhindern; auf der anderen Seite führt die Treppe zu einem hakenförmigen Saale mit 2 Kaminen

³⁹⁾ Nach den im vorhergehenden Hefte (S. 168, Fußnote 157) genannten Quellen.

Fig. 19.



Niederburg zu Rüdesheim⁸⁹⁾. — Schnitt nach *AZ* in Fig. 17.

O und *P*, der wahrscheinlich ursprünglich zwei Säle bildete, von denen jeder seine eigene Kaminheizung hatte. Die Treppe *E* führte zu zwei Zimmern im I. Obergeschoß, deren Thüren ebenfalls verbarricadirt werden konnten. Das Eckzimmer ist auch durch eine gleichfalls verbarricadirt Thüre von der Treppe *F* zugänglich. Wir sehen also, daß jedes Zimmer des I. Obergeschoßes, mit Ausnahme des Saales *P*, falls der jetzige hakenförmige Saal, wie wir vermuthen, wirklich aus zwei Räumen bestand, seinen eigenen Zugang hatte, das eine Eckzimmer an der Rheinseite aber deren zwei, und daß doch jederseits, durch *M* und *H* von einander getrennt, eine Gruppe von drei unter sich in Verbindung stehenden Wohnräumen vorhanden war, so daß also in der Benutzung durch verschiedene von einander unabhängige, dem kleinen Gefolge des Hausherrn angehörige Personen volle Freiheit der Vertheilung gegeben war. Von den drei Treppen führt nur die mit *E* bezeichnete zum II. Obergeschoß weiter; dagegen führen zwei andere aus dem hakenförmigen Saale weiter empor. Die Räume des II. Obergeschoßes sind höher und zeigen eine gewisse architektonische Ausbildung, so daß dort die eigentliche Wohnung des Hausherrn zu vermuthen ist, welcher ohne Zweifel die Treppe *D* von unten an benutzte, während das Gefolge die Treppe *E* bis zum II. Obergeschoß zur Verfügung hatte. Nur durch die Wohnung des Hausherrn gelangte man zu der Wehrplatte, nur von dort über eine wegzuziehende Brücke in den Thurm und in demselben von dem zunächst betretenen Raum durch eine Wendeltreppe aufwärts in die oberen Stockwerke und abwärts durch einen Schacht (und einen Stollen, wie wir vermuthen, unter dem hinter dem Gebäude verbleibenden kleinen Rheinarme weg zu einem irgend wo, vielleicht auf der benachbarten Oberburg, mündenden Ausgange, so daß der Hausherr noch fliehen konnte, wenn der Gegner, der das Haus gestürmt hatte, ihn schon fest in seiner Gewalt wählte).

Die Niederburg hatte als festes Haus eine wasserdichte Wehrplatte, wie alle auf Vertheidigung eingerichteten Gebäude. Indessen war auf allen stets ein provisorisches Dach, da man doch fürchten mußte, daß die Einflüsse der Witterung zu rasch zerstörend wirken würden. Wir müssen uns ein solches auch auf der Niederburg denken; indessen zeigen schon die Abbildungen des XVII. Jahrhunderts die Niederburg ohne Dach, und es ist nicht das wenigst Angenehme, daß die Besitzerin und Bewohnerin dieser ältesten deutschen Wohnung diese Platte noch immer dicht halten und sich einen Garten mit allerlei Geträuch und Bäumen auf derselben anlegen konnte. Wenn auch der Zinnenkranz heute fehlt, die eine Ecke aufgerissen ist, das Haus also von außen einer Ruine gleicht, so bietet doch die Wohnung noch alle Behaglichkeit einer modernen, nachdem allerdings Fensterverchlüsse und Heizeinrichtungen von recht moderner Art eingefügt sind, doch glücklicher Weise so, daß man allenthalben noch die ursprünglichen Einrichtungen studiren kann.

38.
Palas-
ähnliche
Gebäude.

Auch palasähnliche Gebäude, die vollkommen unbewehrt waren, errichteten die in den Städten wohnenden Adeligen und vornehmen Geschlechter, wo sie keine Furcht vor Ueberfällen zu haben brauchten, im XII. und theilweise im XIII. Jahrhundert in den Straßsen derselben. Wir wüßten allerdings zur Zeit kein einziges zu nennen, welches annähernd wohl erhalten auf uns gekommen wäre; aber da und dort sind in älteren Städten später verbaute Häuser zu sehen, an welchen einzelne oder auch mehrere der galerieartigen Fenster, welche die Palasbauten charakterisiren, erhalten sind, die ursprünglich ein ähnliches Aussehen gehabt haben mögen, wie sie Fig. 13 u. 14 zeigen. Theilweise mögen sie geistlichen Gebäudegruppen angehört haben, zu großem Theile aber sicher weltlichen Vornehmen, die sich in der Stadt angesiedelt hatten. In Nürnberg ist vor einigen Jahren der Putz eines scheinbar modernen Hauses in der Burgstraße, vom Rathhause durch die schmale Rathhausgasse getrennt, welches im XVII. Jahrhundert den Hallern gehörte, über dessen Besitzverhältnisse aus dem XII. aber wohl kaum Nachrichten vorhanden sind, heruntergeschlagen und erneuert worden. Da zeigten sich allenthalben durch die jetzigen Fenster unterbrochen noch solche vermauerte Galerien, von denen leider bei der Kürze der Zeit keine Aufnahmen gemacht werden konnten, bevor der neue Putz sie wieder überzog; aber es war äußerlich ein förmlicher Palasbau von der Ausdehnung und Höhe des jetzigen Gebäudes. Obwohl im XII. Jahrhundert die Ausdehnung der Stadt noch keine große war, so gehörte doch die Lage zu den besseren, wie wir auch allenthalben jene erwähnten Reste nur in solchen Lagen der Städte finden, die ersicht-

lich vornehmen Geschlechtern gehört haben. Ziemlich groß ist auch die Zahl sonstiger Bruchstücke von Wohnhäusern des XII. Jahrhunderts, die da und dort in späteren Umbauten erhalten sind und über das Vorhandensein steinerne Häuser Auskunft geben, wenn auch die Aufschlüsse nur gering sind, welche wir über deren Anlage und äußere Form erhalten.

Wir können annehmen, daß mit dem Schlusse des XII. Jahrhunderts der Steinbau in den Städten ganz beträchtliche Fortschritte gemacht hatte; aber doch waren es noch nicht die kleinbürgerlichen Kreise, welche von derselben Anwendung machen konnten; es waren, wenn auch nicht ausschließlich Adelige, so doch nur die Vornehmen, welche ihn zur Anwendung brachten; was sie bauten, stand in einem geistigen Abhängigkeitsverhältnisse zu jenen Bauten der fürstlichen und geistlichen Kreise.

Ein Typus für steinerne Bürgerhäuser hat sich in Deutschland im XII. Jahrhundert vielleicht gar nicht so ausgebildet, wie in Frankreich, wo die Häuser der Stadt Cluny noch mindestens vor einigen Jahrzehnten so manches Beispiel gezeigt haben, von welchem unten die Rede sein wird. Aber wir dürfen vielleicht auch annehmen, daß ähnliche Häuser in Deutschland vorhanden waren, aber bei der Entwicklung, welche die Städte im XIV. u. XV. Jahrhunderte nahmen, späteren weichen mußten. Wir halten stets am Gedanken fest, daß aus späterer Zeit viele Rückschlüsse auf die ältere gezogen werden können, und wenn wir heute noch in südtiroler Städten, insbesondere nennen wir Bozen, Häuser finden, die vielleicht schon im XII. entstanden, allerdings nur in Umbauten des XV. und XVI. Jahrhunderts auf uns gekommen sind, aber noch genau die Anlagen zeigen, wie die in Fig. 22 wiedergegebenen Häuser aus Cluny, so meinen wir, daß die Bozener Häuser des XII. Jahrhunderts in ihrer Erscheinung die auffallendste Ähnlichkeit mit jenen französischen gehabt haben müssen, und wie in Bozen, so mag es auch anderwärts in Deutschland gewesen sein. Insbesondere ist in den noch erhaltenen Häusern der Silbergasse und Karnnergasse Bozens deutlich erkennbar, daß sie ein fensterloses, theilweise halbkellerartig in der Erde steckendes Erdgeschloß hatten, welches als Magazin diente, daß das Wohngeschloß sich im mehr oder weniger hohen I. Obergeschloß befand, gerade wie bei den beiden Häusern in Fig. 22, daß die Thür sich an der Seite befand und direct von ihr die Treppe in die Höhe führte, theilweise außen vor dem Hause liegend. Auch kleine schmale Häuschen befinden sich dort zwischen den größeren; aber die vornehme Lage verbietet uns, auch die kleinsten als Kleinbürgern angehörig zu denken; wir müssen stets mindestens an Handelstreibende mit ihren Lagerräumen im Erdgeschloß denken.

Die Städte standen auch bei uns in fest geregelter Verhältnisse zu ihren Herren und zu den Obrigkeiten, welche diese den Bürgern vorgesetzt hatten. Die Gesamtzahl der Bürger bildete aber doch eine wohl gegliederte Corporation, und wenn auch die Verfassungen, wenn Pflichten und Rechte der Einzelnen wie der Gesamtheit verschieden waren, so bestanden doch in jeder Stadt gemeinsame Interessen; es gab gemeinsames Eigenthum zu verwalten, und von dem Begriffe einer Stadt war die Vertretung derselben durch hierzu von den Bürgern Erwählte, die einen engeren Kreis bildeten, Bürgermeister und Rath, unzertrennlich. Da waren denn auch Gebäude verschiedener Art erforderlich, vor Allem als eigentlicher Repräsentant der Stadt und ihrer Freiheiten das Rathhaus. Daß solche die Stadt repräsentirende Gebäude aus Stein errichtet wurden, sobald die Einkünfte es gestatteten, versteht

39.
Reste von
Bauanlagen
des XII. Jahrh.
in Bozen.

40.
Älteste
Rathhaus-
bauten.

sich von selbst. Aber auch sie schlossen sich in ihrer Erscheinung den fürstlichen Bauten an, um so mehr, als gerade gegen Schluss des XII. Jahrhunderts sich in den Städten neben der demokratischen vor Allem eine Bewegung dahin geltend machte, die Oberherrschaft der geistlichen und weltlichen Landesfürsten abzuschütteln, sich und die Stadt frei zu kaufen oder auf dem Wege des Aufbruchs mit Gewalt frei zu machen.

Ein solcher Rathhausbau war wieder im Wesentlichen ein Saalbau⁴⁰⁾. Ein mächtiger Saal, in welchem die gesammte Bürgerschaft zusammenkommen konnte, wurde errichtet, unterhalb desselben meist Marktzwecken dienende Hallen, gemeinsame Verkaufs-Localen für Bäcker, Metzger, Weber und andere Handwerker. Als zweiter Haupttheil des Rathhauses wurde, wo es anging, ein mächtiger hoher Thurm errichtet, theils eben als Repräsentant, aber doch meist noch mit dem Gedanken, ihn als Burghurm zur Vertheidigung des Rathhauses zu verwenden, wie dies die Inhaber der übrigen Burgen mit ihren Thürmen thaten. Endlich sollte er die verschiedenen Glocken tragen, welche den Bürgern Zeichen zukommen ließen, vor Allem die Sturmglocke, welche sie zu gemeinfamem Handeln zusammenrief. Noch sind uns einige solcher Rathhäuser aus dieser ersten Periode der städtischen Freiheit in Deutschland erhalten. Erst vor wenigen Jahren ist das Rathhaus in Gelnhausen wieder entdeckt worden, ein den Verhältnissen der Stadt entsprechend kleiner Bau in ausgesprochener Palas-Architektur. Vom Rathhause zu Würzburg interessiert uns vorzugsweise der Thurm, welcher in feiner Schmuck-Architektur ein hervorragendes Werk des XII. Jahrhunderts ist, und wir bedauern, daß wir nicht von beiden eben genannten Gebäuden Abbildungen hier beifügen können.

41.
Steinhäuser
des XIII. Jahrh.
zu Cöln.

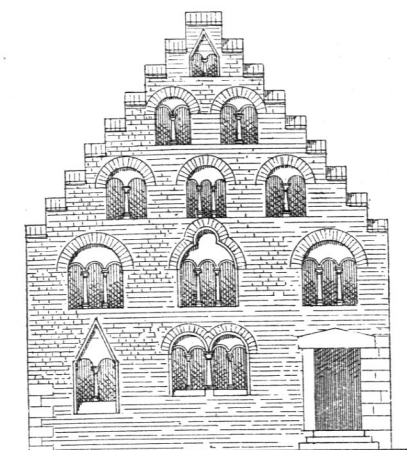
Mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts erst bekam der feither lediglich bei Holzbauten ausgebildete Typus des Bürgerhauses, auf welchen wir, wie oben ausgesprochen, nur aus späteren Anlagen zurückschließen können, Gelegenheit, auf den Steinbau Einfluß zu üben.

Die schmale Anlage der Häuser bei verhältnismäßiger Tiefe der Bauplätze, wie sie sich in den Städten ergab, brachte es mit sich, daß die Häuser ihre Giebelseite nach der Straße kehrten und die Dächer alsdann der Tiefe nach gegen beide Nachbarn abfallend auf dem Hause lagen, so daß die Mauern zwischen je zwei Häusern Stockrinnen trugen, in welche von den Seiten her das Wasser von den Dächern fiel, wenn nicht, wie in manchen Städten, ein enger Gang, eine »Reihe«, ein »Reihlein« blieb. Wo die Häuserbreite sehr gering war, hatten auch, wie dies später noch der Fall war, je zwei Häuser gemeinschaftlichen Giebel und gemeinschaftliches Satteldach, jedes einzelne also nur ein Pultdach. Diesen Typus des nach der Straße gekehrten Giebels zeigen denn auch die ältesten erhalten gebliebenen steinernen Wohnhäuser, die wir als vermuthliche bürgerliche Häuser den anderen Bauten gegenüberstellen können.

Vielleicht noch in den Schluss des XII. Jahrhunderts ging ein in Cöln bis zum Beginne des XIX. Jahrhunderts erhaltenes Giebelhaus, dessen Front *Boifferée* giebt und das wir in Fig. 20 nachbilden. Bekanntlich sind aber dessen Aufnahmen nicht stets reine Aufnahmen, sondern auch Restaurations-Entwürfe. So flößt uns der Umstand einiges Bedenken ein, daß die Fenster des Erdgeschosses in solcher

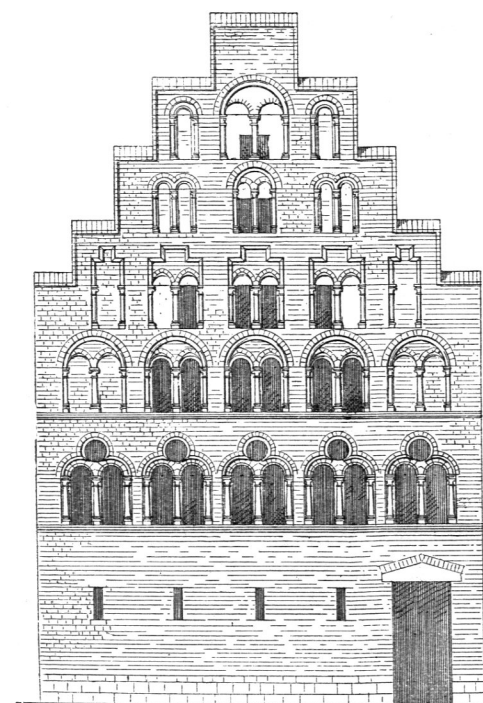
40) Vergl. darüber das in Kap. 4 über die Rathhäuser Gefagte.

Fig. 20.

Giebelhaus zu Cöln ⁴¹⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

späteren fog. Ritterburgen in Cöln mögen die Nachfolger ähnlicher Anlagen sein, die schon im XII. Jahrhundert nicht dicht an der Strafe lagen, und so mag auch dieses Haus ursprünglich einer solchen angehört haben.

Fig. 21.

Wohnhaus der Familie *Overstolz* zu Cöln,
Templerhaus genannt ⁴¹⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

Weise ursprünglich ausgebildet waren, falls das Gebäude, was wir allerdings nicht beurtheilen können, an offener Strafe stand. Jene, welche sich im Beginne des XIII. Jahrhunderts ein solches Steinhaus, wenn es auch unbefestigt war, erbauen konnten, faßten den Begriff »Mein Haus ist meine Burg« doch nicht so auf, daß ihnen jeder Vorübergehende in das Fenster schauen oder gar einsteigen konnte, auch wenn sie die Thür verrammelt hatten. Anders stellt sich natürlich die Sache, wenn die Front nicht unmittelbar an der Strafe stand, sondern durch eine Mauer gedeckt in einem Hofe. Das Fenster mit dreieckigem Schluß zu ebener Erde sieht aber doch nicht aus, als wenn es bloß eine Erfindung *Boisseree's* wäre. Solche hinter dem Hofe stehende Häuser schloß an den Burgentypus an. Die

Etwas größer in den Maßen ist ein wohl nur wenig jüngeres, in der Rheinstraße zu Cöln noch stehendes Haus, dessen 15 m breite Front wir in Fig. 21 gleichfalls nach den Aufnahmen *Boisseree's* wiedergeben; es soll das Haus der Patrizier-Familie *Overstolz* sein. Es liegt dicht an der Strafe, und da wir wissen, daß das Erdgeschoß der Front neu ist, so nehmen wir bei diesem Hause als sicher an, daß *Boisseree's* Aufnahmen den Zustand des XIII. Jahrhunderts nicht wiedergeben. Hier befand sich jedenfalls nach der Strafe zu ein Flur, der nicht mit großen Fenstern versehen, sondern höchstens durch Schlitzbeleuchtet war, hinter welchen der Besitzer des Hauses Armbrustschützen aufstellte, wenn seine demokratischen Mitbürger ungebärdig wurden. Ist doch ein Erdgeschoß ohne Fenster bis zum Schlusse des Mittelalters in allen Ländern das Zeichen gewesen, daß das Haus einen vornehmen Besitzer hatte.

Es waren in Cöln bis in unsere Zeit etwa ein halbes Dutzend ähnlicher Häuser

⁴¹⁾ Nach: BOISSERÉE, S. Denkmale der Baukunst vom VII. bis XIII. Jahrhundert am Niederrhein. München 1833. S. 12 u. Taf. XXXIV u. XXXV.

erhalten, welche diesen ältesten Typus deutscher städtischer Steinhäuser zeigten; jetzt ist, so viel uns bekannt, außer dem *Overstolz*'schen, welches wohl stets das bedeutendste der ganzen Reihe war, da es lange schon im Volksmunde das Templerhaus hieß, also als etwas Besonderes angesehen wurde, nur noch der Mitteltheil der Fassade eines Hauses am alten Markte⁴²⁾ erhalten. Der Typus ist ja zum Theile aus der Natur der Sache selbst hervorgegangen. Alle älteren Häuser, so weit sie nicht als Handwerkerhäuser, die nach der Strafe offene Werkstätten im Erdgeschosse hatten, anzusehen sind, sind unten möglichst fensterlos; wo wir große Fenster finden, sind sie später eingebrochen. Die oberen Geschosse dagegen zeigen Fenster an Fenster, um möglichst viel Licht in das Innere der tiefen Häuser zu bekommen. Es ging dies um so leichter an, als die Frontmauern nicht die Gebälke trugen, sondern die Balkenlagen parallel mit der Frontmauer gingen. Das Dach hatte eine Reihe von Stockwerken, um Wohn- und Lagerräume zu bieten; hier in unserem Beispiele, beim Hause *Overstolz*, ist über dem Erdgeschosse nur ein Vollgeschoss. Das Dach hat dagegen vier Abtheilungen. Es ist durch eine Windberge abgeschlossen, d. h. durch einen Giebel, welcher dem Wind den Zutritt in das Innere des Daches wehrt, so daß er sich nicht darin fangen kann, dasselbe also gegen den Wind birgt. Der treppenförmig aufsteigende Contour ist naturgemäß aus der horizontalen Lage der Steinschichten hervorgegangen; jeder Absatz konnte leicht gedeckt werden, ohne daß eine schräg aufsteigende Giebelabdeckung entweder nach unten schob oder eine complicirte treppenförmige Einbindung nöthig machte. Während diese bei dem complicirten construirenden Kirchenbau maßgebend blieb, hat der einfacher arbeitende Wohnbau den Treppengiebel bis zum Schlusse des Mittelalters und weit darüber hinaus bevorzugt. Es hat allerdings stets sein Bedenkliches, aus zu wenigen Beispielen Regeln ableiten zu wollen; aber wenn wir Fig. 20 mit Fig. 21 vergleichen, so scheint es uns doch nicht ganz zufällig, daß bei Fig. 20 die Absätze des Giebels viel kleiner sind, also im Ganzen noch die Schrägform mehr durchscheint, als bei Fig. 21, so daß man wohl annehmen kann, daß letztere uns schon eine weiter gehende Entwicklungsform zeigt. Wenn wir die letztere Form als die ältere zu betrachten hätten, läge es nahe, an die Aehnlichkeit mit Zinnen zu denken und die Entstehung des Treppengiebels im Kriegsbau zu suchen. Aber es sind uns doch keine nachweisbar so alten Treppengiebel auf Burgen erhalten. Wo wir sie abgebildet sehen, sind es entweder spätere Zusätze oder Restaurations-Entwürfe, deren Richtigkeit von uns nicht angefochten werden soll, aber doch nicht belegt ist. Wir glauben doch, daß der Treppengiebel dem städtischen Bürgerhausbaue entstamme, also in naturgemäßer Constructionsweise seinen Ursprung habe und nicht mit den Zinnen zusammenhänge; denn auch auf Burgen finden wir ihn ja gerade bei den unbewehrten Wohnbauten derselben, welche mit dem städtischen Wohnbau in Zusammenhang stehen. Wo wir je bei wirklich wehrhaften Bauten der älteren Zeit überhaupt ein Dach treffen, steht dasselbe nirgends in organischer Verbindung mit dem Hause; die Wehrplatte ist allenthalben die eigentliche Deckung des Hauses, das Dach nur als

⁴²⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift zur VIII. Wanderversammlung deutscher Architekten- und Ingenieurvereine in Köln vom 12. bis 16. August 1888. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen. S. 83 u. 84, so wie Fig. 64 u. 65. — Bezüglich der letzteren Darstellung bemerken wir, daß, wie die Stellung der Fenster zeigt, ein Treppengiebel als ursprüngliche Anlage angenommen werden muß. Der oben horizontale, blinde und gezinnte Aufbau vor dem Dache an Stelle des Giebels ist in Köln wohl erst nach dem Ausgange des Mittelalters häufig geworden, als Nachahmung des im XV. Jahrhundert auch bei Bürgerhäusern, wie bei öffentlichen Gebäuden häufigen Zinnenkranzes als Krönung der Fagaden.

Provisorium aufgebracht, wenn auch als solches fast durchweg permanent erhalten. Ein provisorisches Dach hat aber wohl nirgends einen gemauerten Giebel erhalten.

In Italien hatte von jeher der Steinbau, anknüpfend noch an die antike Tradition, die Herrschaft gehabt; aber, was uns erhalten, mindestens was studirt ist und der Zeit vor Schlufs des XII. Jahrhunderts angehört, entstammt ebenfalls nicht kleinbürgerlichen Verhältnissen. Es hatte zwar dort der demokratische Geist früher die Bevölkerung durchdrungen; die Bürgerchaft war früher zu Bedeutung gelangt; allein wie weit davon der Einzelne Nutzen zog, um die Mittel zu einem Wohnhausbau von architektonischer Bedeutung zu erlangen, können wir heute nicht beurtheilen; ja wir glauben annehmen zu müssen, dafs dies überhaupt nicht der Fall war und dafs auch in den demokratischen Gemeinden nur einzelne Wohlhabende in der Lage waren, ihren Häusern eine gewisse Bedeutung zu geben. Vielleicht war es etwas früher, wahrscheinlich aber noch später als in Deutschland, dafs der Adel in den Städten auf seine Burgen und Thürme verzichtete. Als dies geschehen, baute er sich palasartige Anlagen, die mit Zinnen bewehrt, gegen Ueberfall ähnlichen Schutz boten, wie die Niederburg in Rüdesheim. Grofsartig war dagegen, lange bevor in Deutschland daran gedacht werden konnte, die Bauthätigkeit der Communen selbst. Die Rathhäuser und Kaufhäuser Italiens, in Mafsen ausgeführt, an welche man in Deutschland nicht denken konnte, gaben für alle nordischen Länder, für Frankreich und England eben so, wie für Deutschland, die Vorbilder, und es waren neben den kleineren Verhältnissen, welche folch umfangreiche Bauten nirgends in Frankreich oder Deutschland, selbst noch im Schlusse des XII. Jahrhunderts nicht in den niederländischen Handelsstädten, möglich machten, nur eigentlich klimatische Nöthigung und locale Traditionen, die zu Abweichungen von den italienischen Vorbildern nöthigten. Auch diese italienischen Vorbilder zeigen schon dasselbe Programm, wie wir es beim deutschen Rathhause kennen gelernt haben, Saalbau und Thurm, zugleich aber auch die architektonische Annäherung an die dortigen Fürsten- und Adelsbauten, mit welchen sie wetteifern und die sie in Schatten stellen sollten. Auch bei ihnen zeigt sich etwas Burgenhaftes, Trotziges und Festes in der massigen Erscheinung, den einfachen grofsen Linien des Ganzen, zugleich aber wieder ein Gegensatz in der leichten, theilweise phantastischen Durchbildung der Galerien-Architektur, wie sie vorzugsweise in den oberen Theilen herrschte, unmittelbar unter dem Zinnenkranze, welcher den oberen Abschluß bildete.

Ein eigenartiges Element tritt zunächst auch in Italien schon früh auf; es ist die Anordnung der Lauben, der der Strafse entlang sich ziehenden offenen Pfeiler- und Säulenhallen. Es trat hier das Bedürfnis zu der von der Antike fortgeerbten Tradition der Säulenhallen vor grofsen Gebäuden. Die Sommerhitze in den Strafsen machte Schatten nöthig; der grofse Verkehr konnte von den engen Strafsen allein nicht gefafst werden, daher die Vermehrung der Strafsenbreite, welche nur auf Kosten des Erdgefchoffes, nicht aber auch der oberen Stockwerke der Gebäude ging. In die architektonische Erscheinung brachten diese Lauben ungemeines Leben, und insbesondere die massigen unteren Theile der Gebäude wurden durch sie belebt. Hinter diesen Lauben war entweder die glatte, fensterlose Mauer, höchstens mit Schlitzfenstern versehen, die für Bogen- oder Armbrustschützen dienten, oder es waren für den Marktverkehr bestimmte grofse gewölbte Räume, die ausser jeder Verbindung mit dem Hause selbst standen, das nur seinen verhältnismäfsig kleinen und leicht zu vertheidigenden Eingang von aufsen hatte.

Bezüglich der Häuser aller jener, die weder eine Burg, noch einen großen Palaſt ihr eigen nennen konnten, zeigt ſich von Anfang an, d. h. ſo weit uns Reſte erhalten ſind, in der äußeren Geſtaltung die charakteriſtiſche Erſcheinung, daß man nicht danach ſtrebte, das Haus zu einer fertigen kleineren Einheit zu geſtalten, ſondern eben einen Abſchnitt eines großen Palaſtes gab. Unter Umſtänden bildete bei ſchmäler Façade ſelbſt ein einzelner Bogen einer Arcade und darüber in jedem Geſchoſſe je ein galerieartiges Fenſter ein Haus. Es ſind uns allerdings bei der Blüthe, deren ſich in ſpäterer Zeit noch die Städte erfreuten, und den daraus ſich ergebenden Umbauten kaum irgend wo ſolche Gebäude aus dem Schluffe des XII. oder Beginne des XIII. Jahrhunderts in derartiger Anzahl neben einander erhalten, daß wir feſtſtellen könnten, ob etwa, wie dies heute bei uns Modernen wohl vorkommt, eine Anzahl derſelben ein architektoniſches Ganze bildete. Wir glauben indeſſen kaum, daß ein ſolcher Gedanke befolgt wurde, und daß die Einheit weiter ging, als ſie ſich eben ergibt, wenn eine Reihe von Häuſern für Leute mit gleichen Bedürfniſſen, gleichen Anſchauungen und gleichen Mitteln durch denſelben Meiſter zu gleicher Zeit neben einander erbaut werden. Von den Wohnungen jener aber, die in ganz kleinen Verhältniſſen lebten, wiſſen wir gar nichts.

43.
Frankreich.
Angebliche
Bauten
des XI. Jahrh.

In Frankreich war, ähnlich wie in Italien, die Verfaſſung der Städte ſchon früher demokratiſch, als in Deutſchland; zudem war das Land in allen ſeinen Theilen vollſtändig mit römischen Anſchauungen und mit römischen Bauwerken erfüllt geweſen, bevor Franken und Normannen davon Beſitz genommen. So weit von Tradition die Rede ſein konnte, gehörte dieſe alſo vom IX. bis XII. Jahrhundert dem Steinbau an; aber, ob nun die vorrömische Tradition noch tiefer gewurzelt war, oder ob die neuen Eroberer ihre Gewohnheiten mit ſolcher Energie zu den herrſchenden zu machen wußten: der ganze nördliche Theil des Landes zeigt uns noch in ſpäteren Jahrhunderten bei den ſtädtiſchen Wohngebäuden den Holzbau in ſolchem Umfange angewandt, daß wir nicht daran zweifeln können, er ſei dort mindeſtens im XI. und XII. Jahrhundert eben ſo heimlich geweſen, wie wir dies für Deutſchland annehmen müſſen, und der Steinbau ſei auch dort von den höflichen und geiſtlichen Kreiſen excluſiv geübt worden, bis er ſich, vielleicht nur etwas rafcher als in Deutſchland, weitere Kreiſe eroberte. Vom Burgenbau wiſſen wir, daß er auch, wie in Deutſchland, urſprünglich Holzbau war und daß erſt ſpäter der Steinbau an deſſen Stelle trat, und ſo können wir dies ſicher auch beim Wohnhausbau annehmen. Es ſtimmt dies allerdings nicht mit den Theorien überein, welche *Viollet-le-Duc* entwickelt ⁴³⁾, der auf die gemiſchte Bauweiſe als eine Vermählung der beiden Traditionen hinweiſt. Indeſſen fehlen in Frankreich gerade ſo, wie in Deutſchland, erhaltene Denkmäler, welche uns Gewiſſheit gäben. Die Reſte, welche er in der Bourgogne, im Nivernais und in der oberen Champagne gefunden und forgfältig unterſucht haben will, müſſten doch erſt als ſolche des XI. Jahrhunderts nachgewieſen werden, bevor Schlüſſe daraus zu ziehen wären. Es iſt ſehr dankenswerth, daß er es verſucht hat, in ſeiner Fig. 3 des Artikels »*Maison*« daraus einen Typus des franzöſiſchen Bürgerhaufes des XI. Jahrhunderts zu conſtruiren. Nur ſolche hypothetiſche Reſtaurationen zeigen uns, ob unſer Material wirklichen Werth hat und ob es genügt, ein Bild zu geben; wenn wir noch ſo viel Material in rohen Bruchſtücken, wie es ſich bietet, neben einander ſtellen, bekommen wir keinen richtigen Eindruck; wir müſſen es

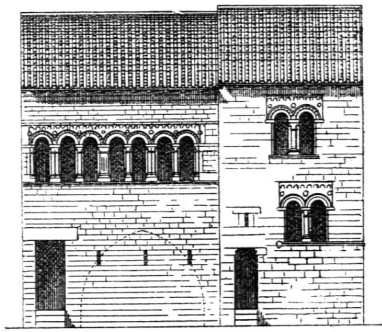
⁴³ In: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1875. S. 214 ff.: Artikel »*Maison*«.

verfuchen, dasselbe hypothetisch zu verbinden. Aber die Hypothese *Viollet-le-Duc's* hat nun doch keine Spur von Wahrscheinlichkeit für sich; so sah überhaupt nie ein mittelalterliches Haus aus, am wenigsten ein solches des XI. Jahrhunderts. Sie zeigt also, dass das Material bedeutungslos ist. Wozu aber überhaupt weit gehen? Frankreich ist ja in so manchen Fällen in der glücklichen Lage, dass sich dort ältere Elemente erhalten haben, als bei uns; so auch beim Holzbau für Wohnhäuser. Es war uns noch vor wenigen Jahrzehnten, wenn wir von norwegischen Beispielen absehen, die hier kaum in Betracht kommen, gerade in Frankreich ein Exemplar von spezifisch mittelalterlicher Fachwerk-Architektur in einem Wohnhause zu Dreux erhalten, von dem sofort die Rede sein wird, welches allerdings nicht mehr dem XI., wohl aber dem XII. Jahrhundert angehörte, und wenn wir in Deutschland aus Exemplaren des XIV. und XV. Jahrhunderts auf die ältere Zeit zurückschließen müssen, so kann dies für Frankreich um so leichter aus einem Exemplar des XII. Jahrhunderts geschehen, das ja doch den Carolingischen, die wir aus den erwähnten norwegischen Traditionen kennen lernen, näher steht, als die deutschen mittelalterlichen Holzbauten. Wenn es überhaupt gelingen kann, einen Typus für ein französisches Wohnhaus des XI. Jahrhunderts auf anderer Basis, als der des Hauses zu Dreux aufzustellen, so müssen die Studien von vorn beginnen. Aber wir glauben, es wird besser sein, einfach zu gestehen, dass wir vom französischen Bürgerhause des XI. Jahrhunderts eben so wenig Positives wissen, als vom deutschen.

Etwas günstiger, als in Deutschland, scheint der Vorrath des vorhandenen Materials zum Studium des bürgerlichen Wohnhausbaues für das XII. Jahrhundert in Frankreich zu stehen. *Viollet-le-Duc* kann bezüglich des Steinbaues auf eine Reihe von Häusern in der Stadt Cluny hinweisen, von welchen er in seinen Fig. 4 u. 5 ⁴⁴⁾

44.
Bauten
des XII. Jahrh.
in Cluny.

Fig. 22.



Wohnhäuser zu Cluny ⁴⁴⁾.

1/500 n. Gr.

des gleichen Artikels ein ziemlich wohl erhalten auf uns gekommenes zur Veröffentlichung ausgewählt hat. Es ist das größere Steinhaus von den beiden in Fig. 22 nach *Verdier* wiedergegebenen, welches indeffen, nach unserer Meinung, einige nicht unwesentliche spätere Umgestaltungen erfahren haben muss, bevor es die Erscheinung erhielt, in welcher es *Viollet-le-Duc* wiedergibt. Der große Spitzbogen des Erdgeschosses harmonirt durchaus nicht mit der marmornen Galerie-Architektur des Obergeschosses, von welcher wir nicht glauben, dass sie bestimmt war, das Haus eines einfachen bürgerlichen Handwerkers zu zieren, der da unten in der Werkstätte hantirte; *Viollet-le-Duc* geht offenbar von der ganz

falschen Voraussetzung aus, dass ein Handwerker dort einen Laden gehabt, unter dessen Thür er wartend gestanden, bis Kunden kamen. Wir vermuthen in dem Hause das Besitzthum eines Wohlhabenden ⁴⁵⁾, an der Stelle des Spitzbogens ursprünglich eine

⁴⁴⁾ A. a. O., S. 222 u. 224.

⁴⁵⁾ Etwa eines Kaufmannes. Aber diese hatten auch keine Läden, nur geschlossene Warenlager, wozu in erster Linie der Flur diente. Kaufläden in unserem Sinne, wenn auch sehr primitiv, hatten nur die Krämer.

Uebrigens sind die Häuser zu Cluny eingehender behandelt von *Verdier* in dem Aufsatz: *Maisons à Cluny, douzième, treizième et quatorzième siècles*. 8 Tafeln in dem nachstehend bezeichneten Sammelwerke: *VERDIER, A. & F. CATTOIS. Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la Renaissance*. Paris 1864. Bd. I, S. 69 u. ff. Der Verfasser giebt darin 9 romanische Hausfassaden und bezeichnet im Plane etwa ein Viertelhundert mindestens damals, hoffentlich auch heute noch vorhandener Wohnhäuser des XII. Jahrhunderts.

maffive Wand, hinter ihr den Flur, der nach der Strafe geschlossen war. Das ganze Haus, wie es *Viollet-le-Duc* giebt, mit Vorder-, Hinterhaus und Höfchen macht durchaus nicht den Eindruck, als ob es das Besitzthum eines Handwerkers im XII. Jahrhundert gewesen sei, am wenigsten in der Stadt Cluny, wo im XII. Jahrhundert hinter den Mauern des Stiftes vorzügliche Handwerker und Künstler faßen und jene in der Stadt nur eben das zu arbeiten hatten, was für die des Stiftes zu gering war. Im XIV. Jahrhundert mögen die Verhältnisse andere geworden sein; da mag das Haus in die Hände eines Arbeiters übergegangen sein, welcher den Flur, das Waarenlager des Kaufmannes, durch den großen Spitzbogen öffnete und seine Werkstätte dort einrichtete, in derselben aber arbeitete, nicht unter der Thür stand, wenn er seine Familie ernähren wollte. Das Haus indeffen, wem es auch ursprünglich gehört haben mag, ist doch wesentlich tiefer, als breit, ohne das versucht ist, das Dach der Tiefe nach zu legen. Es kehrt vielmehr die Traufe nach der Strafe und dem Hofe; die Fassade erscheint eben so, wie die italienischen Privathäuser, ein Stück eines größeren Palastes. Auf die Einrichtung mehrerer Geschosse im Dache ist verzichtet.

45.
Häuser
zu Dreux und
Montréal;
XII. (?) u. XIII.
Jahrhundert.

Man möge unsere Bemerkungen nicht so auffassen, als sei es uns darum zu thun, an den Arbeiten des von uns so sehr verehrten Meisters *Viollet-le-Duc* zu nörgeln. Wir wollen nur eben versuchen, im Interesse der Wahrheit Einzelnes richtig zu stellen, und zwar bloß deshalb, weil wir nicht glauben können, daß die Verhältnisse in Frankreich schon so früh, als er annimmt, modern entwickelt waren. Wenn wir auch gern glauben, daß das Frankreich des XII. Jahrhunderts demokratischer war, als Deutschland, so glauben wir doch nicht, daß der Unterschied zwischen Deutschland und Frankreich im XII. Jahrhundert schon so beträchtlich gewesen sein könne, als dies nach seiner Darstellung der Fall sein mußte. Durchaus keinen Zweifel hegen wir bezüglich eines ganz kleinen hölzernen Hauses, das 1834 in Dreux abgetragen, während dieser Zeit aber noch von *Viollet-le-Duc* gezeichnet wurde. Ob etwa statt des XII. das XIII. Jahrhundert anzunehmen wäre ⁴⁶⁾? Gerade so denken wir uns, nur mit Giebel, auch die kleinen deutschen Stadthäuser jener Zeit. Er giebt nun als Fig. 6 u. 7 ⁴⁷⁾ ein Haus, welches aus dem Beginne des XIII. Jahrhunderts stammt, ein Doppelhaus für 2 Familien aus der kleinen Stadt Montréal (Yonne), das in deutscher Weise den Giebel nach der Strafe kehrt, obwohl es nicht so tief ist als breit, sondern gerade durch diese Construction wieder der Giebel an der breiteren Seite des Daches liegt. Da es, wie *Viollet-le-Duc* angiebt, noch ziemlich wohl erhalten da steht, so wollen wir nur bemerken, daß uns die Giebel-Construction einigermaßen befremdlich vorkommt, noch mehr aber der Umstand, daß gar nicht versucht ist, durch entsprechenden Dachbau Raum zu gewinnen. Da es als Typus vorgeführt wird, so muß die Beschaffung weiteren Raumes trotz der Kleinheit der Bürgerhäuser in Montréal nicht nöthig gewesen sein.

46.
Südfranzösische
Häuser
des
XIII. Jahrh.

In den südlichen Theilen Frankreichs ist eine Reihe steinerner Häuser aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts erhalten, welche lebhaft an die italienischen Bauten erinnern. Ein in der kleinen Stadt St. Antonin (Tarn-et-Garonne) am Hauptplatze stehendes Haus, das einer Anzahl gleichartiger angehört, ist bei *Viollet-le-Duc* ⁴⁸⁾ als Fig. 8 in dem erwähnten Artikel abgebildet. Es hat zu ebener Erde Lauben,

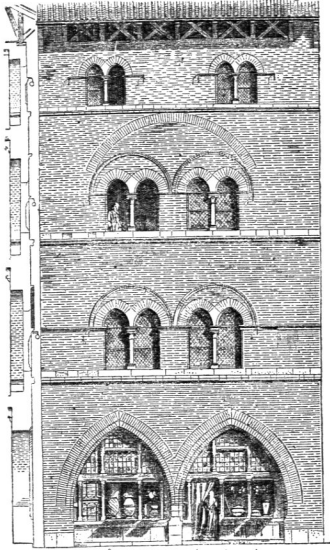
⁴⁶⁾ A. a. O., S. 225 u. 226.

⁴⁷⁾ Ebenda., S. 229.

⁴⁸⁾ Siehe A. a. O., S. 228.

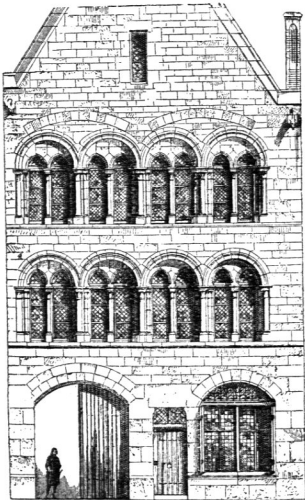
von denen auf die Frontlänge des Hauses (10 m) drei spitzbogige Stellungen mit viereckigen Pfeilern treffen. Im I. und II. Obergeschoß steht je eine Fenstergalerie von 8 spitzbogigen Oeffnungen, die wechselweise durch Pfeiler und Säulen getrennt sind, eine Palas-Architektur, das Ganze wie ein Stück der Front eines großen Gebäudes erscheinend, die das Motiv, etwa mit anderen wechselnd, mehrmals wiederholte.

Fig. 23.

Haus zu Cauffade ⁴⁹⁾.

fchen Baudenkmalen, das Erdgeschoß ebenfalls verändert ist. Wir geben in Fig. 24 das Haus wieder ⁵⁰⁾; ob aber *Viollet-le-Duc's* Restauration dieses Erdgeschoßes richtig

Fig. 24.

Haus zu Amiens ⁵⁰⁾.

Aehnlich italienisch ist ein Haus von Cauffade (ebenfalls Tarn-et-Garonne), von welchem wir in Fig. 23 die 8,5 m lange hohe Fronte nach *Viollet-le-Duc* ⁴⁹⁾ mit feiner Bemerkung wiedergeben, daß das Erdgeschoß und das I. Obergeschoß im späteren Mittelalter umgebaut und hier nach seiner Restauration veröffentlicht sind. Obwohl er unten den Verkaufsladen eines Handwerkers annimmt, können wir doch nicht denken, daß das Haus, welches in jedem Stockwerke einen großen, nahezu quadratischen Saal und ein kleineres Zimmer, im III. Obergeschoß 3 Zimmer neben der Treppe enthält, ein Handwerkerhaus ist, so demokratisch auch die Verfassung der kleinen Stadt gewesen sein mag.

Ganz anders im Charakter tritt uns ein Haus entgegen, welches in Amiens in der Straße St. Martin steht, bei welchem allerdings, wie bei so vielen deut-

47.
Haus
zu Amiens.

ist? Das Haus kehrt den Giebel nach der Straße, hat im I. und II. Obergeschoß je 4 dicht an einander geschobene Doppelfenster mit reizender Säulen-Architektur, wie sie ganz ähnlich, vielleicht unter dem Einfluß des Hauses zu Amiens, entstanden, sich an deutschen Häusern zu Trier und anderwärts findet. Der nach der Straße gekehrte Giebel erinnert ebenfalls an deutsche Weise. Solcher Häuser finden sich manche auch in anderen französischen Städten, so in Beauvais und Soissons. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Typus mit jenem der Kölner Häuser zusammenhängt und gewiss auch wie jene nicht gerade für kleinbürgerliche Verhältnisse berechnet ist. Wie kleinbürgerliche Verhältnisse in Frankreich in Bezug auf die Wohnräume aussehen, können wir nicht aus einem Hause erkennen, das solch reiche, also auch theuere Fenster-Architektur und solche Masse hat, die bei uns eben den reichen Mann anzeigen. Wenn sein Haus aus Montréal viel-

leicht auch in der Architektur nicht ganz richtig restaurirt dargestellt ist, so ist es doch das einzige, welches den Massen nach zu kleinbürgerlichen Verhältnissen paßt.

⁴⁹⁾ Nach ebendaf., S. 235, Fig. 10.

⁵⁰⁾ Nach ebendaf., S. 234, Fig. 9bis.

Es trifft damit auch einigermaßen mit jenem französischen zusammen, von welchem wir unten werden zu sprechen haben, das einige hundert Jahre jünger ist, aber in den Mafsen etwa auch mit den deutschen Handwerkerhäufem übereinstimmt.

Wir sind auch hier am Schluffe der Periode angelangt; aber was wir in Frankreich an Wohnbauten erhalten gefunden haben, gehört den Kreifen Wohlhabender an, gerade so, wie in Deutschland und Italien.

4. Kapitel.

Die fürstlichen Palaftbauten von der Mitte des XIII. Jahrhunderts bis zum Schluffe des XV. und die von ihnen abgeleiteten Rathhäuser, Kaufhäuser und andere Anlagen dieser Zeit.

48.
Französische
Palaftbauten
des XIII.
Jahrhundertes.

Wir haben mit Art. 26 (S. 27) die Besprechung der Palasbauten in dem Augenblicke abgebrochen, als gerade der Schluf der alten deutschen Herrlichkeit sich vorbereitete, als das Kaiferthum im Untergehen begriffen war, die Landeshoheit der Fürsten festen Boden gewonnen hatte, in der Zeit, als Frankreich auf dem Gebiete der Cultur tonangebend war und eben im Begriffe stand, in Kunst und Wissenschaft die glänzendsten Blüthen zu entwickeln, wo es eben auf dem Gebiete der Baukunst die herrlichsten Werke hervorbrachte. Auch Frankreich war seit *Carl des Grofsen* Weltreich ein Lehenstaat; auch dort sammelten sich um den König die Vafallen, welche, gleich wie in Deutschland die Länder, mit denen sie beliehen waren, im Namen des Königs regierten, aber, wie damals Jedermann, nach Selbständigkeit strebten, wenn es ihnen auch nicht gelang, das Königthum seiner Macht und damit seiner Bedeutung zu entkleiden, wie es mit dem Kaiferthume ergangen war. Damit war auch eine gewisse Aehnlichkeit in der Anlage und Bedeutung der Königsburgen mit den Burgen der deutschen Grofsen und den Kaiferburgen selbstverständlich; be- ruhten ja doch die deutschen, wie die französischen auf dem gemeinsamen Boden der Carolingischen und selbst antiken Vorbilder, gleich den Institutionen, welchen beide Ausdruck gaben. Es scheint jedoch nicht, dafs in Frankreich ältere Bauten folcher Art erhalten sind, die als Parallelen zu den von uns betrachteten deutschen gelten könnten.

49.
Palas
als
ausgesprochener
Saal.

Anders wird das Verhältnifs mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts. Der Palaft der Könige von Frankreich erfuhr gerade im XIII. Jahrhundert einen wesentlichen Umbau seiner Haupttheile. Der Palas, die grofse königliche Halle, wurde dabei zum geschlossenen Saalbau in verwandter Weise, aber grofsartiger und monumentaler, als die vorausgehenden und gleichzeitigen deutschen. Wir verweisen auf *Viollet-le-Duc's* Artikel »*Palais*« am Eingange des VII. Bandes seines »*Dictionnaire raisonné etc.*«.

Ein anderes Beispiel giebt er uns im Artikel »*Salle*« ⁵¹⁾ vom Palasbau des Schlosses Montargis, einem Bau, der in grofsartigen Mafsen gerade jene Reihe fortsetzt, welche wir oben besprochen haben.

Auch hier im Erdgeschofs ein Saal für die Mannschaft, allerdings auch in Frankreich damals nicht mehr die Blüthe der Ritterschaft, sondern Soldaten, wie die römischen Prätorianer, aber vornehme

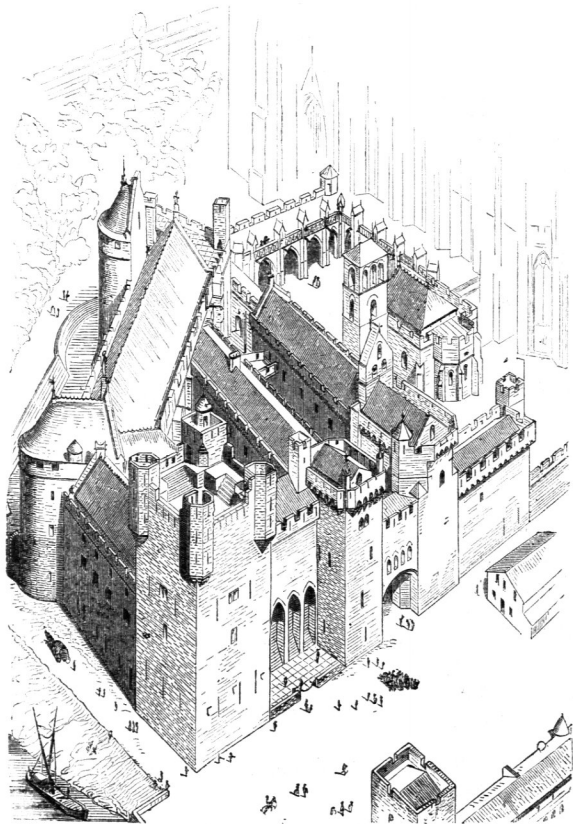
⁵¹⁾ Ebendaf., Bd. VIII. Paris 1866. S. 77.

junge Männer immerhin, die eine architektonische Ausbildung des ihnen zugewiesenen Raumes als selbstverständlich verlangten, welcher denn auch auf einer Reihe von gegliederten Pfeilern, die ihn in zwei Schiffe trennen, mit Gurten und Kreuzrippen gegliederte elegante Kreuzgewölbe zeigt. Eine Freitreppe, bei welcher von drei Seiten her Läufe nach einem Podest zusammentreffen, nach der vierten aber der Hauptlauf weiter aufsteigt, führt vom Hofe zum Obergeschoß. Der Saal des Obergeschoßes, welcher noch die Bezeichnung *Malbergium* führt, ist mit Fenstern ringsum versehen, also vollständig geschlossen; er hat auch keine Untertheilung in zwei Schiffe mehr, sondern trägt auf hohen Mauern eine in das Dach gehende tonnenförmige Holz-Construction. Es ist beinahe ein Kirchenschiff, welches wir hier sehen, und wir können sagen, daß mit diesem Bau die Entwicklung des Saalbaues ihre Höhe erreicht hat.

Von Vertheidigungsmafsregeln nur Andeutungen. Was in dieser Beziehung in Kap. 2 über den deutschen Palas gesagt ist, gilt auch vom französischen. So finden sich denn auch andere Saalbauten, z. B. jener bei der Kathedrale zu Sens, ohne irgend welche kriegerische Vorkehrung.

Wir haben jedoch auch in Frankreich Palastbauten des XIII. und XIV. Jahrhunderts in jenem umfassenderen Sinne, welche eigentlich als Burgen aufzufassen sind, welche wir jedoch besser feste Häuser nennen, weil eben nur einzelne

Fig. 25.

Palast des Erzbischofs zu Narbonne ⁵²⁾.

haben. — In folcher Art ist auch der großartige »Palast« der Päpste zu Avignon ⁵⁴⁾ ausgestattet, durchaus zwar mit Fenstern versehen, mit Sälen und Räumen aller Art,

⁵²⁾ Nach: VIOLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VII. Paris 1875. S. 22 ff.

⁵³⁾ Siehe ebendaf., S. 18 ff.

⁵⁴⁾ Siehe ebendaf., S. 24 ff.

Vertheidigungsmafsregeln gegen einen Ueberfall getroffen sind, nicht die Abwehr einer langen Belagerung vorgesehen ist. So der Palast des Erzbischofs zu Narbonne (Fig. 25) neben der dortigen Kathedrale ⁵²⁾, der bischöfliche Palast zu Laon ⁵³⁾, welcher unmittelbar hinter der Stadtmauer lag, so daß dessen Zinnenkranz auch noch zur Vertheidigung der letzteren beitragen konnte. Von diesem Zinnenkranze aber abgesehen ist er ein friedliches Bauwerk, welches nur wieder ein befestigtes Eingangsthor hatte; es waren also auch hier blofs Mafsregeln, die nur gegen einen plötzlichen Ueberfall, nicht gegen eine Belagerung schützen sollten, oder die das Gebäude nicht zur eigenen, sondern zur Gesamtvertheidigung der Stadt in Folge seiner Lage zu leisten hatte. Auch hier sei noch des erzbischöflichen Palaftes zu Paris gedacht, welchen wir im vorhergehenden Hefte (Fig. 122, S. 188) dieses »Handbuches« abgebildet

wie sie der päpstliche Hof nöthig hatte, aber doch mit Zinnen, Wehrgängen und Wehrplatten überall, vor Allem mit befestigten Zugängen und mit Vormauern.

Auch die Burgen selbst wurden zu jener Zeit in stets ausgedehnterer Weise mit friedlichen Gebäuden versehen. Sie näherten sich wieder den Palastbauten des VI. bis XI. Jahrhunderts. In diesen Palästen finden wir dann solche Palas- oder Saalbauten, wie auf den eigentlichen Burgen des XI. und XII. Jahrhunderts.

Bereits im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« ist bei Betrachtung der Schlösser von Coucy, Pierrefonds u. a. auf dieses Verhältniß aufmerksam gemacht worden. Während dieselben nach außen noch immer Burgen sind, in welchen bloß einzelne friedliche Gebäude über die Mauer wegsehen, sind solche gegen den Hof durchaus festliche Paläste mit großen Sälen, deren Rückwand gerade die Verteidigungslinie bildet und deren Dachrand den ringsum laufenden Wehrgang enthält. Es ist also die Verteidigung in die Wohngebäude und Festräume selbst verlegt; doch ist damit der Festigkeit als solcher wenig Abbruch gethan; es sind ja nur die Mauern erhöht; Außenmauern konnten noch immer eine zweite Verteidigungslinie bilden, wie dies auch in Pierrefonds der Fall war.

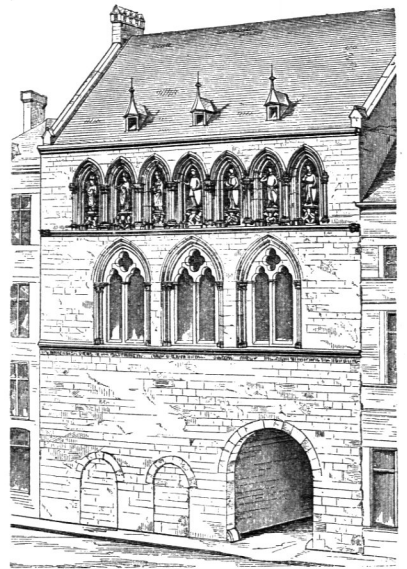
Diese glänzende Entwicklung der Saalbauten in Frankreich konnte nicht ohne Einfluß auf die gleichzeitigen deutschen bleiben. Selten zwar erreichen die Maße aussergewöhnliche Dimensionen; ein deutscher Landesfürst war doch noch immer nicht König von Frankreich; sein Hof erreichte selten eine über seine Landesgrenzen hinausgehende Bedeutung.

Ja wir müssen die Betrachtung der deutschen Palastbauten mit einem sehr kleinen Bau wieder beginnen, mit der Curie des deutschen Königs *Richard von Cornwallis* zu Aachen aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts (Fig. 26). Aber der deutsche König hatte damals noch geringe Macht, daß seine Curie, deren Saalbau noch erhalten ist, nicht über das Maß eines mittleren Bürgerhauses hinausgeht, in denen wir ja auch Säle finden; nur ist doch hier ein Saal von beträchtlicher Höhe angelegt. Die Wohnräume haben wir in einem anstoßenden Seitengebäude des Hofes zu suchen. Im Uebrigen steht die Curie wie ein bürgerliches Wohnhaus an der Straße zwischen anderen, die wenigstens heute solche sind, und hat auch ganz das Aussehen eines mittelgroßen Wohnhauses, welches ein nicht gerade ganz einfacher Bürger sich erbaut hatte. Das

Erdgeschoss, der traditionelle Raum für das Gefolge unter dem Saale, ist hier fensterlos nach der Straße; der Saal des Obergeschosses hat 3 Maßwerkfenster frühester Construction; darüber stehen 7 Nischen mit den Standbildern der 7 Kurfürsten. Bemerkenswerth ist, daß der deutsche König aus englischem Geschlechte nicht den Kaiser zu den Kurfürsten stellte. Sah er die Kaiserwürde damals als erloschen an?

Im XIII. Jahrhundert hatte der Hof der Landgrafen von Hessen eine gewisse Bedeutung erlangt, als der deutsche Orden unter Landgraf *Konrad*, welcher dem-

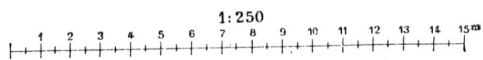
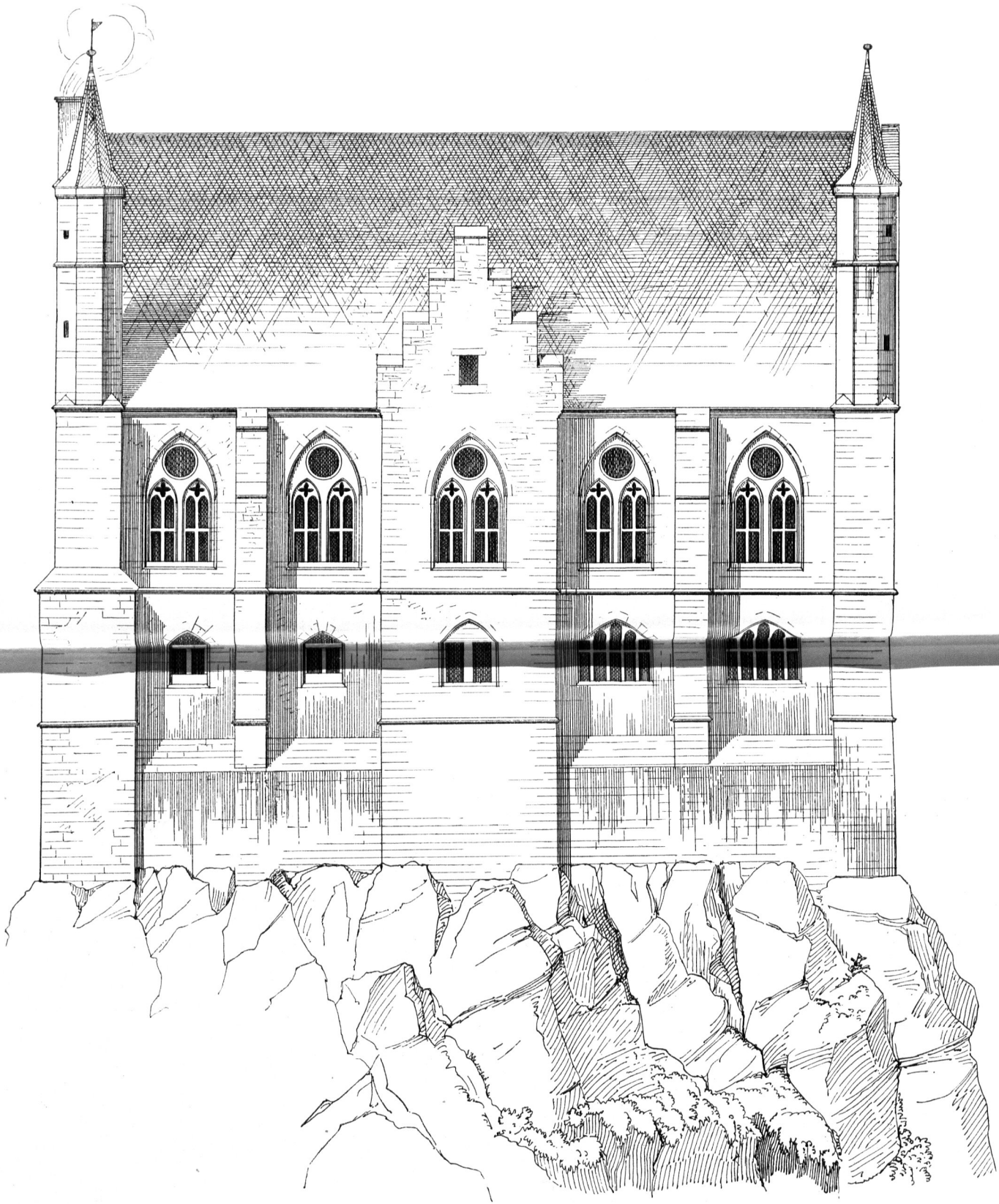
Fig. 26.



Curie Richards von Cornwallis zu Aachen.

51.
Curie
des deutschen
Königs
zu Aachen.

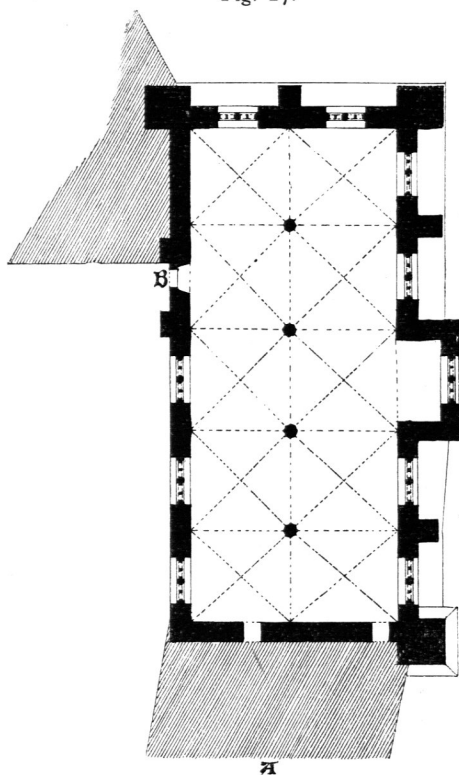
52.
Schloß
zu Marburg.



Palas des Schlosses zu Marburg.

felben als Hochmeister vorstand, zu Marburg einen feiner Hauptfitze aufgeschlagen und ein glänzendes Leben dahin gebracht hatte. Landgraf *Heinrich I.*, der Enkel der heiligen *Elisabeth*, errichtete daher auf der die Stadt beherrschenden Burg um

Fig. 27.

Palastbau *Heinrichs I.* zu Marburg ⁵⁵⁾.

1/500 n. Gr.

jedenfalls als Hochmeister vorstand, zu Marburg einen feiner Hauptfitze aufgeschlagen und ein glänzendes Leben dahin gebracht hatte. Landgraf *Heinrich I.*, der Enkel der heiligen *Elisabeth*, errichtete daher auf der die Stadt beherrschenden Burg um das Jahr 1288 neue Bauten, darunter auch einen eigenen Palasbau (Fig. 27 ⁵⁵⁾), wie ihn die älteren Schlösser zeigten, jedoch nicht mehr mit einer offenen Halle als Hauptraum, sondern an deren Stelle mit einem in französischer Weise vollkommen geschlossenen Saalbau. Sein Bruder *Ludwig*, Bischof zu Münster, beendete ihn 1311. Unter diesem befindet sich ein zweiter, der jedoch nur die halbe Ausdehnung des oberen hat, beide mit Fenstern versehen, die auf vollständigen Verschluss berechnet waren, beide gewölbt; auch der obere nicht übermächtig hoch, mit einer Reihe von massigen, über Ecke gestellten achteckigen Pfeilern in der Mitte. Darauf ruhen zehn Kreuzgewölbe. In der Mitte der einen Langseite ist ein Fenster ausgebaut, eine Capelle bildend (?). Die äußere Architektur (siehe die neben stehende Tafel ⁵⁶⁾) ist einfach und ernst. An den Ecken und an der Nordseite stehen mächtige Pfeiler. Auf den quadratisch angelegten Eckpfeilern bauen sich achteckige Thürmchen auf. Der Zugang zum Saale führt jetzt über eine Wendeltreppe durch das anstoßende Gebäude. Man nimmt jedoch an, daß der frühere über eine Brücke bei *B* in das Innere geführt habe. Wir vermuthen, daß es keine Brücke, sondern eine Freitreppe war, die hier emporführte, vielleicht von Holz, wie beim Palas zu Nürnberg.

Als der deutsche Orden seine Macht im Morgenlande schwinden sah, und die Verlegung seines Sitzes nach Europa nöthig war, verfügte er über ein großes Vermögen. Sein Groß- und Hochmeister war ein mächtiger Fürst, welcher in keines anderen Fürsten Land als Unterthan leben konnte und deshalb an den Hauptort der neuen Thätigkeit des Ordens, nach der Marienburg, seinen Sitz verlegte, wo er Landesfürst war. Es fehlte ihm nicht an Mitteln, seine Residenz glanzvoll auszustatten, und wie die Burg in ihrer Anlage mit den größten Fürstenthümern wetteifert ⁵⁷⁾, so thaten es auch die Räume für den Großmeister und seine Ritter an Umfang und Pracht. Ein eigentlicher Palasbau ist dort allerdings nicht vorhanden. Der Ritterorden hatte eine geistliche Organisation, und wie es oben von den Klöstern ausgesprochen ist, so war es auch hier der Fall, daß zwei Räume sich in die Auf-

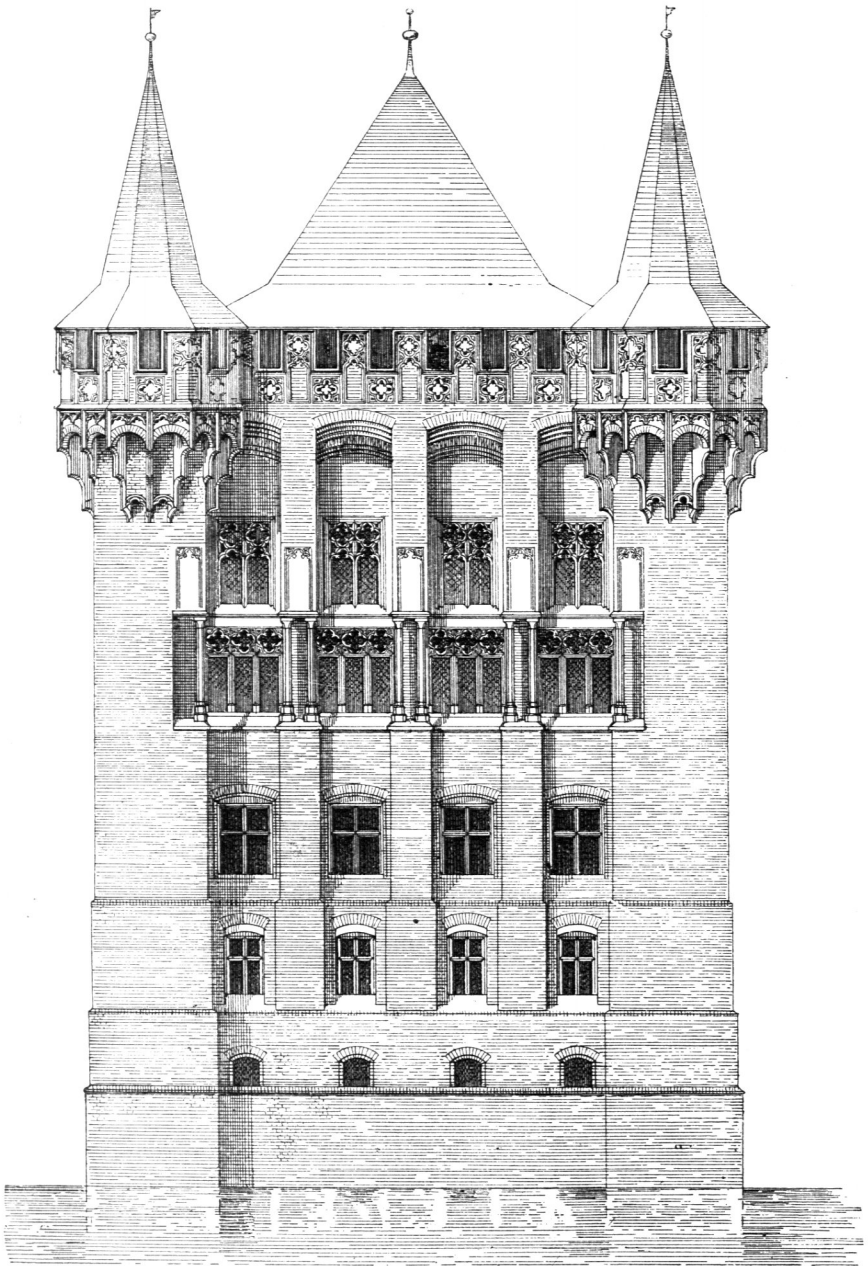
53.
Wohnbauten
der
Marienburg.

⁵⁵⁾ Nach: Mittelalterliche Baudenkmale in Kurheffen, herausgegeben von dem Verein für heffische Geschichte und Landeskunde. Lief. 1: Die Schloßkapelle und der Ritteraal zu Marburg, bearbeitet von *H. v. Dehn-Rothfelser*. Kassel 1862. S. 2.

⁵⁶⁾ Zum Aufzeichnen unserer Figur wurde noch benutzt: KALLENBACH, G. G. Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst. München 1847. Taf. XXXIII.

⁵⁷⁾ Siehe das vorhergehende Heft (S. 136) dieses »Handbuches«.

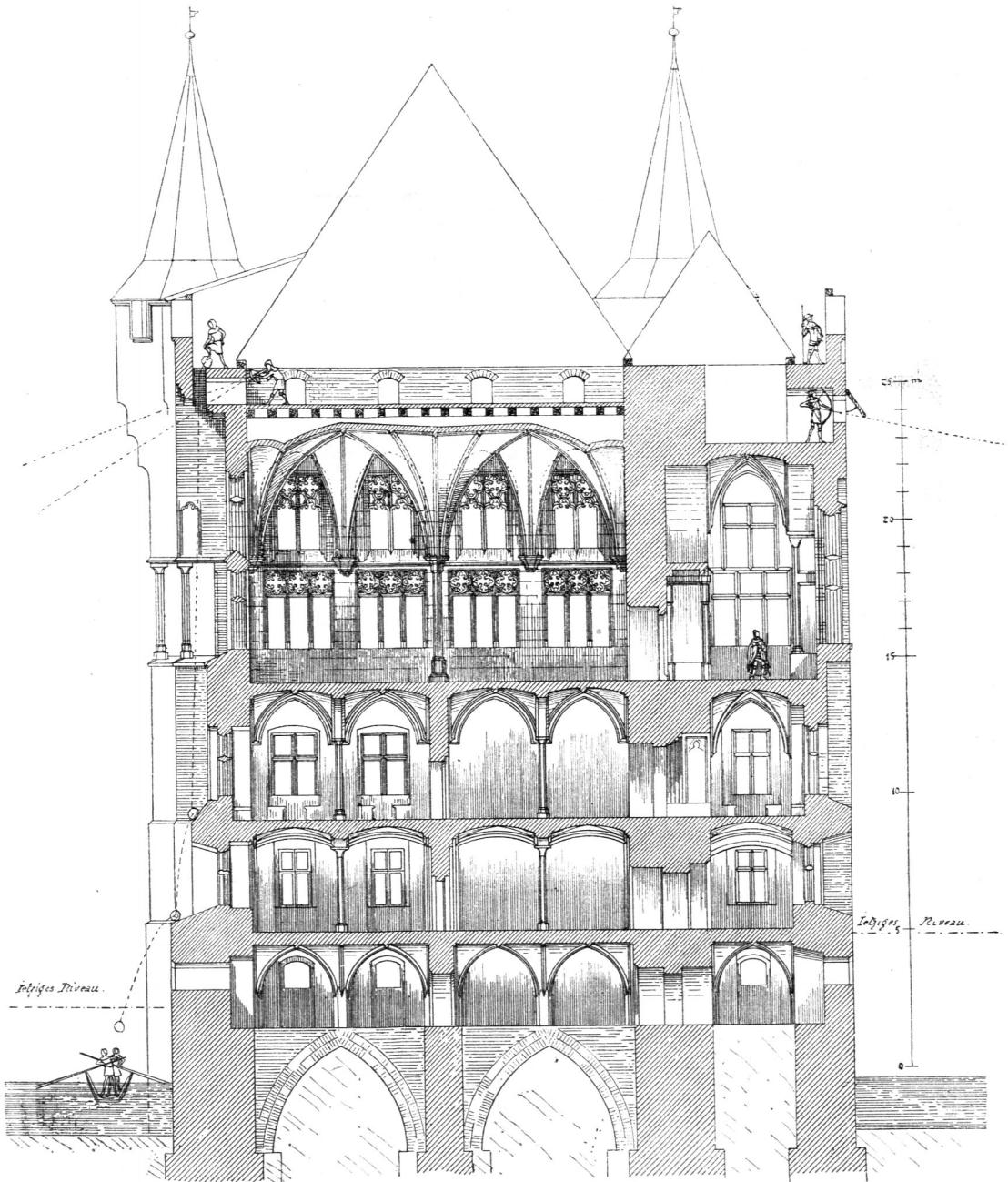
Fig. 28.



Ansicht.

Hochmeisterswohnung

Fig. 29.



Schnitt.

der Marienburg.

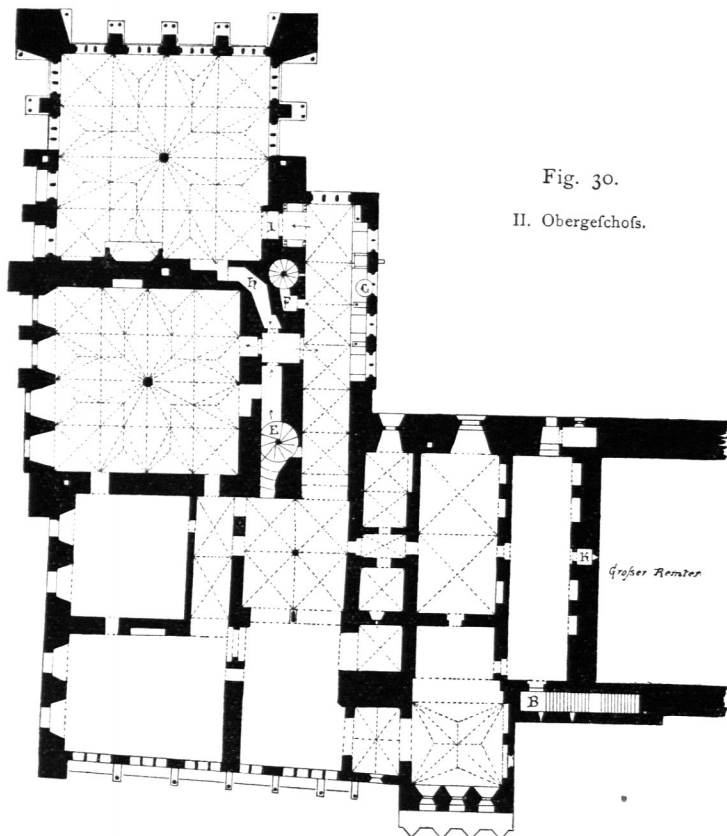
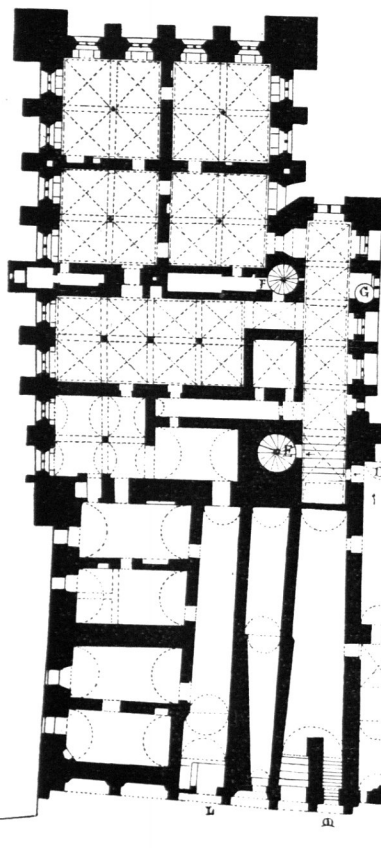


Fig. 30.

II. Obergeschoß.



Grundrisse des Hauptgebäudes
des neuen Schlosses der Marienburg.

1:500
10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 0 5 10 15 20 m

Fig. 31.

Erdgeschoß.

gaben theilten, welche sonst die groſſe Halle des Palas hatte, der Kapitelsaal und der Remter.

Der Kapitelsaal war anschliessend an die Capelle im alten Schlosse untergebracht, der Remter im neuen, anschliessend an jenen Bau, welcher des Hochmeisters Kemnate umfaſste. Der Kapitelsaal ist ein mit reichen Gewölben bedeckter kirchenartiger Raum. Der gleichfalls gewölbte groſſe Remter der Ritter dagegen hat ein rein weltlich festliches Gepräge. Eine Erinnerung noch an die alten Palashallen bildet die zweischiffige Anlage desselben; doch sind die drei Säulen so dünn und so weit gestellt, daſs sie kaum bemerkbar werden, daſs der Raum nicht wie ein zweischiffiger wirkt, sondern eine mächtige Einheit bildet. Der Eingang zu demselben geht direct vom Hofe aus. Wenn wir uns die alten Niveau-verhältnisse reconstituieren, so muſs eine, wenn auch nicht gerade bedeutende Freitreppe sich davor befunden haben. Der Saal hat auch, was ja bei der Härte und langen Dauer eines preussischen Winters nicht anders zu erwarten ist, eine eigene Heizanlage im Keller, von welcher unten als von einer Vorgängerin der modernen Luftheizungen die Rede sein wird. Vorzugsweise ist es die Wölbung, welche den Eindruck beherrscht und den Saal zu einer der groſsartigsten Erscheinungen der mittelalterlichen Architektur macht. Wir haben schon auf S. 183 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« den Grundriss im Anschlusse an die Hochmeisterswohnung gegeben und wiederholen hier in Fig. 28 bis 31 die Grundrisse der letzteren nebst Ansicht und Durchschnitt; denn wir müſſen doch auch bei den Wohngebäuden derselben gedenken, nachdem wir sie dort, um ihrer Vertheidigungsmaſsregeln willen betrachtet haben.

Der Hochmeister hatte keine Familie; für seine eigene Person und persönliche Bedienung hatte er also nicht viele Räume nöthig; ihm genügte demnach, was im II. Obergeschoſs jener Kemnate Raum fand; aber es muſsten Räume darunter sein, die zugleich als Repräsentationsräume erschienen. Es war insbesondere der Prunksaal, welcher, unter dem Namen Hochmeisters-Remter bekannt, weit über das übrige Gebäude vorſpringt, nicht etwa lediglich der angenehmen Aussicht wegen, sondern weil von dort die ganze Nogat-Seite überblickt werden kann, vom Wehrgange aus fast die gesamte Burg, und weil bei dieser vorgeschobenen Lage auch der natürliche Hauptangriffspunkt des Feindes, die Nogat-Brücke und der Haupteingang der Burg, das Waffenthor, mit vertheidigt werden konnte. Wir dürfen überhaupt diesen Wohnbau als den Nachfolger der alten *Donjons* ansehen, die ja, eben weil sie als letzte Zufluchtsstätte bei Eroberung der Burg dienten, die Wohnung des Burgherrn enthielten, nichts desto weniger auch an jene Stelle geschoben wurden, an der sie von vornherein am meisten zur Vertheidigung der Burg beitragen konnten. Aber der *Donjon* ist hier allerdings kein so recht trotziger Kriegsbau mehr; er ist vielmehr ein prunkvoller und bequemer Wohnbau, nicht thurmartig erhoben mehr, wenn schon die Herrenwohnung hoch gelegen ist. Was ihm in erster Linie an Bequemlichkeit abgeht, ist wohl kaum aus kriegerischen Rücksichten so angeordnet, vielleicht aber aus solchen der häuslichen Sicherheit. Es ist dies die Treppenanlage. Für uns moderne Menschen ist es im höchsten Grade auffallend, daſs der mächtige Fürst, welcher sich mit solch hoch entwickeltem baulichen Luxus hoch oben jene Prunkräume schuf, mit zwei verhältnismäſsig engen Wendeltreppen sich begnügte und alle seine Gäste, welche er dort zu empfangen hatte, sich ebenfalls mit diesen bescheidenen Zugängen begnügen muſsten. Diese Treppen führen von tief unten vom Keller bis zur Wohnung empor. Der Zugang vom Hofe geschah über eine Freitreppe bei *C*; bei *D* gelangte man in den Bau selbst zur Treppe *E* und weiter im Gange fort zur Treppe *E*. Oben trat man dort in einen Corridor aus, in welchem sich ein Brunnen *G* befand, der bis in das oberste Stockwerk hinauf reichte. Bei *I* ist durch eine reich und prunkvoll construierte Thür der Zugang zum Remter, bei *H* ein versteckter Ausgang. Eben so führt von dem daneben gelegenen, ähnlich reich gewölbten, nur wenig kleineren Saale, der nur von einer Seite beleuchtet ist, ein doppelter Ausgang zum Gang und zur Treppe *E*. Eine Treppe *B* führt vom groſsen Remter unmittelbar zur Hochmeisterswohnung; eine kleine Loge *K* gestattete dem Meister, durch einen Schlitz hinab in den Remter zu sehen, ohne selbst bemerkt zu werden. Des Hochmeisters eigentliche Wohnung dürfte sich gerade auf dieser Seite in den ungewölbten Räumen nach dem Hofe zu befunden haben und die schön gewölbten Räume auf der Nogatseite sammt dem davorliegenden prächtigen Gange nur seine Repräsentations- und Prunkräume, ein Palas im Kleinen, gewesen sein.

Wie bedeutend sich ein solcher Saalbau zu Ende des XIV. Jahrhunderts auf einer doch kleineren Burg darstellte, zeigt das Schloſs Vayda-Hunyad, welches auf S. 140 u. 141 des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« dargestellt ist. Der dort in Fig. 79 (S. 140) gegebene Grundriss läſst auf der Westseite, direct in die Vertheidigungslinie eingerückt, südlich vom Eingangsthor, den Saalbau als Haupt-

54.
Saal
zu Vayda-
Hunyad.

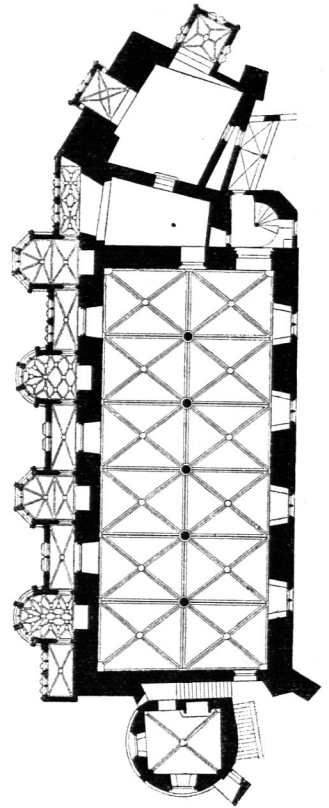
bau der ganzen Burg erkennen. Auch die Ansicht ⁵⁸⁾ läßt ihn als besonders bedeutend erscheinen. Wie überall, so sind es auch hier zwei über einander liegende Säle, und wir geben hier in Fig. 32 den oberen wieder, nachdem auf dem Gesamtgrundriss der Burg der untere angedeutet ist.

Die Freitreppe ist hier gänzlich aufgegeben; eine leicht abzufchneidende Wendeltreppe führt empor, wie folche auch auf den Schlössern zu Coucy und Pierrefonds angelegt sind. Eben so wie dort ist der Saalbau mit den benachbarten Vertheidigungsthürmen, hier mit dem Eingangsthurme im Norden und einem runden Thurme im Süden, in Verbindung gebracht. Die Westwand ist von einem Gange begleitet, welcher einen doppelten Zweck hat. Zunächst hat er als Wehrgang zur Vertheidigung der Burg beizutragen, insbesondere mitzuhelfen bei der Vertheidigung der Brücke, welche zum Eingangsthurme führte. Eine ganze Anzahl Schützen konnten von den Erkern aus die Brücke beschiefen, und von den Fenstern des Ganges konnte das gegenüber liegende Ufer des Flüsßchens und die Ebene, wo sich der Feind ausdehnen konnte, beherrscht werden. Dieser Gang mit seiner reizenden Architektur hat allerdings nicht den Charakter des Kriegsbaues. Ueber den Strebepfeilern, die am unteren Theile der Mauer angebracht sind, um dieselbe zu stützen, erheben sich die Erker, zwischen denselben auf Confolen der Gang mit reicher Fenster-Architektur, so daß die Schützen ohne Deckung dahinter stehen mußten. Einige Kanonenkugeln, mit welchen man ja damals, als der Saalbau errichtet wurde, schon zu rechnen hatte, mußten dem reizend ausgestatteten Wehrgange ein rasches Ende bereiten. Aber man rechnete eben nicht darauf, daß hier im fernen Osten Kanonen mit einem regelmäßigen Kriegsheere erscheinen würden; man rechnete überhaupt nicht auf eine Belagerung, sondern auf die lange Zeit des Friedens. Da erfüllten denn Gang und Erker ihren Hauptzweck. Wie herrlich waren da solche Lauben an schönen Abenden! Und wenn große Tafel im Saale gehalten wurde, wenn man beim Trinkgelage saß, so konnte die Dienerschaft draußen auf dem Gange verkehren. Sollte man auf alle solche Bequemlichkeiten des Lebens verzichten, weil einmal ein trüber Tag kommen konnte, an welchem man sich zu wehren hatte und wo der Erfolg doch von ganz anderen Dingen weit mehr abhängig war, als von der Festigkeit der Burg? Die Ritterschaft und die Vassallen waren nur mehr Freunde und Nachbarn, welche sich zum frohen Mahle einfanden; zur Vertheidigung war man auf Söldner angewiesen, deren Treue und Zuverlässigkeit doch oft noch geringer war, als die Festigkeit einer Burg, wenn diese auch ihre Blößen hatte. War doch auch die Marienburg vom Feinde nicht genommen, sondern von den eigenen innen befindlichen Söldnern nebst dem Hochmeister an diesen verkauft worden!

Der Saal selbst ist, wie der Marburger, gewölbt auf einer Reihe von Säulen, hat also ebenfalls noch die Tradition der Zweischiffigkeit sich bewahrt. Die Architekturentwicklung ist einfach, aber elegant. In dieser Weise wurden im XIV. und XV. Jahrhundert eine Reihe von Saalbauten errichtet. Die Wölbung war jedoch keineswegs unbedingt fest gehalten worden; im Gegentheile trugen manche jener Saalbauten Holzdecken.

Je mehr die Regierungshandlungen der Fürsten und Großen aufhörten, von ihnen selbst öffentlich vorgenommen zu werden, je mehr die Säle aufhörten, Gerichtsstätten zu sein und die eigentliche Regierungsthätigkeit von Beamten an anderer Stelle befürgt wurde, je mehr also die Säle nur noch Festsäle waren, um so mehr treten dagegen andere an ihre Stelle, jene der Städte, welche nunmehr solchen

Fig. 32.



Schloß Vayda-Hunyad.
Grundriss des oberen Saales.
1/500 n. Gr.

55.
Gerichts- und
Versammlungs-
säle der
Städte an Stelle
der fürstlichen
Säle.

⁵⁸⁾ Siehe im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« die Tafel bei S. 140.

Zwecken großartige Bauten widmeten, die sie mit Erwerbung ihrer Verfassung an Befugnissen errungen hatten, welche vorher den Fürsten zustanden.

Diese öffentlichen Gebäude, welche die Bürgerchaften der verschiedenen Stadtgemeinden für ihre gemeinschaftlichen Zwecke errichteten, waren denn auch im Wesentlichen Saal- und Hallenbauten, wie wir schon in Art. 40 (S. 39) gesagt haben. Die Niederlande gingen darin den oberdeutschen Ländern voran. Handel und Fabrikation, insbesondere der Tuche, hatten dort die Städte zu großem Wohlstande gebracht, und die Quelle dieser Blüthe aufrecht zu erhalten, war deren höchstes Bestreben, obwohl sie in der Arbeiterbevölkerung sich ein sehr unruhiges Element herangezogen hatten und manche Episode in der Geschichte jener Städte im XIII. und XIV. Jahrhunderte auf ein Haar dem gleicht, was wir heute erleben.

So weit es anging, folgten ihnen dann auch die süddeutschen Städte, insbesondere die Reichsstädte.

Je mehr die letzteren an Freiheiten und Rechten erwarben, desto mehr hatten sie auch sowohl ihren Bürgern gegenüber Regierungshandlungen vorzunehmen und Recht zu sprechen, als auch gegen die Fürsten, wie gegen andere Städte Repräsentationspflichten zu üben. Gleich jenen hatten sie also einen Palas, einen Saalbau nöthig, in welchem die dreifache Bedeutung solcher Palasbauten wieder zur Geltung gelangen konnte, ihre Eigenschaft als öffentliche Gerichtsstätte, als Platz zur Vornahme öffentlicher Regierungshandlungen und als Festraum. Wie dort der Fürst »Hof« hielt, so sah man die Vorgänge im Stadthause damit als gleichbedeutend an, welches deshalb auch die Bezeichnung Curia erhielt. So bildete denn allenthalben ein großer Saalbau von Anfang an den Hauptraum eines jeden Rathhauses, wenn auch an Stelle des Fürsten der gewählte Rath den Ausgangs- und Mittelpunkt für die geschäftliche Thätigkeit, wie für die Feste bildete. Von der Größe und Bedeutung der Stadt hing das Bedürfnis der Saalgröße ab; denn der Begriff der Öffentlichkeit war nur darin gegeben, daß möglichst Viele, wenn möglich Alle, welche an einer Sache Interesse hatten, auch den Raum fanden, anwesend zu sein, wenn sie verhandelt wurde oder vor sich ging. Wer freilich im Saale selbst keinen Raum mehr finden konnte, gesellte sich zu den Anderen vor dem Hause, das deshalb in der Regel an dem größten Platze der Stadt lag. Als eigentlicher Versammlungssaal der gesammten Bürgerchaft tritt uns so der Rathhausaal entgegen. Wenn auch, so viel wir wissen, bei keiner Stadtverfassung die gesammte Bürgerchaft die Rechte der Stadt *in corpore* zu vertreten hatte, so war doch bei jeder Verfassung auch Veranlassung gegeben, daß der Rath sich an die Gesammtbürgerchaft wendete, und je besser das Einvernehmen, je größer das Vertrauen der Bürgerchaft auf den Rath sein sollte, um so leichter mußte man zum Rathe und den einzelnen Gliedern desselben gelangen können, wenn Beschwerden vorzutragen oder Anfragen, wie Bitten zu stellen waren; je größer also die Bewohnerzahl, um so größer mußte der Saal der Stadt sein.

Aber nicht alle Geschäfte konnten in dem großen Saale in Gegenwart der gesammten Bürgerchaft befragt werden. Das Rathhaus hatte daher noch eine Reihe von Gelassen nöthig. Der Rath brauchte zu seinen Versammlungen eine Stube; es mußten Briefe und Urkunden ausgefertigt werden; es war also eine Kanzlei nöthig. Die Stadt befaß ihre Briefe über die erworbenen Freiheiten und Rechte, wie über ihre Besitzthümer; sie hatte ihre Correspondenzen zu verwahren; sie hatte ihre Raths-Protocolle, ihre Rechnungen, die Originale ihrer Erlasse und so vieles Andere auf-

zubewahren; ein Archiv-Local war also unbedingt nöthig. Dann hatte sie ihre Gelder sicher aufzubewahren; sie bedurfte also für diese eines schwer zugänglichen Raumes — kurz es waren von Anfang an nebst dem großen Saale, der aber stets der erste Raum war, welcher ausgeführt wurde, allerlei andere Räume nöthig. Wo ein Thurm errichtet wurde, konnten sie zum Theile darin untergebracht werden, und ein solcher gehörte auch noch in der Zeit, von welcher wir hier handeln, als weithin sichtbarer Repräsentant der städtischen Herrlichkeit, wenn auch kaum mehr als eigentlicher Burgturm, in welchem man sich einschließen und sich vertheidigen wollte, zu den Erfordernissen eines jeden, mindestens jedes bedeutenden Rathhauses. Da man indeffen nicht Alles zu gleicher Zeit erbauen konnte, so mag bei den wenigen größeren Rathhäusern jener Zeit, welche ohne Thurm zur Ausführung gekommen sind, dieser und sein Bau eben nur einer späteren Zeit vorbehalten worden und sodann unausgeführt geblieben sein. Auch eine Capelle fand sich in nächster Nähe des Saales, eben so wie neben dem fürstlichen Palas. Jeder wichtigen Handlung ging eine Messe voraus, der die Nächstbetheiligten anwohnten. Ein Geschloß des Thurmes eignete sich dazu sehr wohl; aber sie konnte auch an anderer Stelle errichtet sein. Endlich kam beim Bau des Rathhauses noch in Betracht, daß der Handwerksbetrieb, wie der Handel in der Stadt zu großem Theile vom Stadtreghment abhängig war, dieses also insbesondere für jene Gewerbe, die auf Vorrath zu arbeiten hatten, Verkaufsräume beschaffen mußte, welche, wo nicht gefundene Gebäude dafür errichtet sind, mit dem Rathhause verbunden wurden, eben so wie für fremde Waaren, die nur unter Controle verkauft werden konnten, von Seite der Stadt für Lager und Verkaufsräume gefordert werden mußte. Dann bedurfte man der öffentlichen Wage und anderer Räume zur Beschau und zur Prüfung der Waaren. So finden wir denn allenthalben mit dem Rathhause solche Räume verbunden oder dafür in dessen unmittelbarer Nähe besondere Gebäude errichtet, die sich mit dem Rathhause zu einer Gruppe verbanden. Insbesondere sind es die Tuchhallen oder das Tuchhaus, welche da und dort großen Umfang annahmen und in welche theilweise der große Stadtsaal verlegt wurde, wenn im Rathhause der Raum nicht mehr reichen wollte. So tritt wieder im Rathhause die alte Basilika für Handel und Gerichtsbarkeit auf, die früher der Palas der Herrscherburg in sich geschlossen hatte. Nirgends aber ist man zur offenen Halle zurückgekehrt. Gleich den Festfälen des Herrschers sind die Rathhausfäle mit Fenstern verschlossen.

56.
Rathhäuser
und Kauf-
hallen der
Niederlande.

Die großartigsten Rathhausbauten, deren ausgefuchter Schmuck von einem Selbstbewußtsein der Gemeinden zeugt, welche keinem Fürsten nachstehen wollten, so wie die umfangreichsten Kaufhallen errichteten vom XIII. bis XV. Jahrhundert die niederländischen Städte, in welchen besonders die Tuchindustrie einen großartigen Aufschwung genommen hatte. Die Hallen zu Ypern und Brügge zeugen von geradezu überraschendem Umfange des Betriebes, und die Rathhäuser von Brüssel, Löwen, Gent, Audenaarde und mancher anderen Stadt bilden heute noch den Gegenstand der Bewunderung aller Reisenden, wie sie vor Jahrhunderten angestaunt wurden. Leider müssen wir uns bei dem beschränkten Raume, welcher uns überhaupt nöthigt, mehr anzudeuten, als zu erschöpfen, auch hier kurz fassen; aber wir können unsern Lesern das Studium dieser Bauten nicht warm genug empfehlen ⁵⁹⁾.

⁵⁹⁾ Vergl. über die Hallen zu Ypern und Brügge, so wie über die übrigen, dann über die Rathhäuser Belgiens: SCHAYES, A. E. B. *Histoire de l'architecture en Belgique*. Brüssel. Bd. II, S. 243 ff. — ferner Theil IV, Halbband VII (Abth. VII, Abchn. 1, Kap. 1: Stadt- und Rathhäuser) dieses »Handbuches«.

Die großartigste unter diesen großen niederländischen Hallen, noch dem XIII. Jahrhundert angehörig, ist jene zu Ypern, mit welcher, gleich wie mit jener zu Brügge, der städtische Glockenthurm verbunden ist, dessen mächtige Dimensionen mit der Länge der Halle wetteifern. *Baldwin* von Constantinopel legte im Jahre 1200 den ersten Stein zum Bau, der über ein Jahrhundert dauerte; denn die Vollendung der Halle erfolgte erst 1304. Ihre Länge beträgt 133,10 m. Ein großes Untergeschoß ist in zwei kleinere Geschoße getheilt; darauf erhebt sich das Obergeschoß, aus welchem der Thurm hoch in die Lüfte emporsteigt, scheinbar nahezu so hoch, als die Front lang ist. Die Halle zu Brügge bildet ein Rechteck von 84,00 m Länge auf 43,50 m Breite, wurde 1284 begonnen, war aber 1364 noch nicht beendet. Ihr Thurm hatte eine Gesamthöhe von 107,43 m; jetzt fehlt der 19,00 m hohe Helm.

Aus den angegebenen langen Bauzeiten dürfen wir nicht schließen, daß der Bau so lässig betrieben wurde; wir werden vielmehr anzunehmen haben, daß vielleicht die Gesamtanlage ursprünglich kleiner gedacht war und auch davon zuerst nur ein Theil zur Ausführung gelangte, daß dann nach Bedarf und Mitteln im Laufe der Jahrzehnte nach und nach die übrigen Theile fertig gestellt, dann der Bau erweitert wurde, bis er endlich die heutigen Dimensionen hatte. Die niederländischen Hallen galten meist dem Tuchhandel, welcher von allen Fabrikationszweigen zuerst solchen Umfang annahm, daß das Rathhaus dafür nicht mehr zureichte. Stets aber wurden sie als ein zu demselben gehöriger Bestandtheil angesehen.

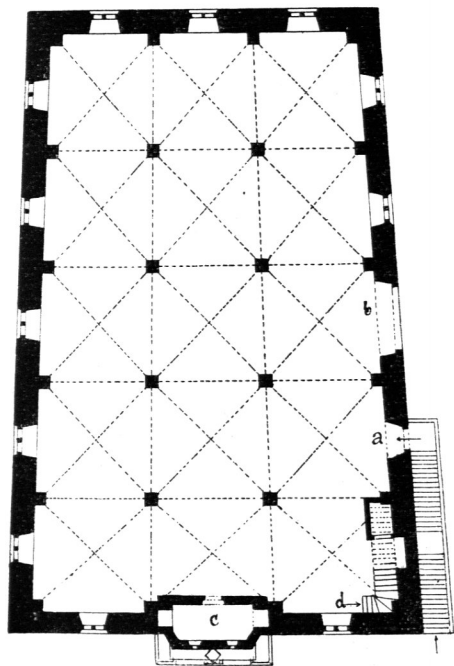
Unter den Rathhäusern selbst ist das großartigste jenes zu Brüssel, mit seinem hohen Thurme, seiner reichen Schmuck-Architektur, der Statuenfülle des Aeußeren,

an welchem gleichfalls mehrere Jahrhunderte gebaut haben, ohne dessen ursprüngliche Grundanlage, den Saalbau mit der Freitreppe, so wie einer Reihe ursprünglich dazu gehöriger Nebenräume, zu verwischen.

Auch im mittleren Deutschland treten im Schlusse des XIII. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des XIV. jene Hallen für den Handel, insbesondere den Tuchhandel auf, welcher damals geradezu die Welt bewegte. Unter den Gebäuden dieser Art nimmt zunächst die Kaufhalle zu Mainz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch⁶⁰⁾. Wenn auch in ihren Maßen nicht an jene zu Ypern reichend, war sie immerhin ein umfängliches Gebäude, dessen Grundriss ein Paralleltapez von 42 m Axenlänge bildete, dessen größere Schmalseite 21 m maß. Das Gebäude soll 1313 beendet worden sein. Wir möchten jedoch manche Theile für jünger halten. Leider wurde zur Zeit, als Mainz französisch war, im Jahre 1812, das Gebäude abgetragen; doch hat *Moller* noch sorgfältige Aufnahmen

57.
Kaufhaus
zu Mainz.

Fig. 33.



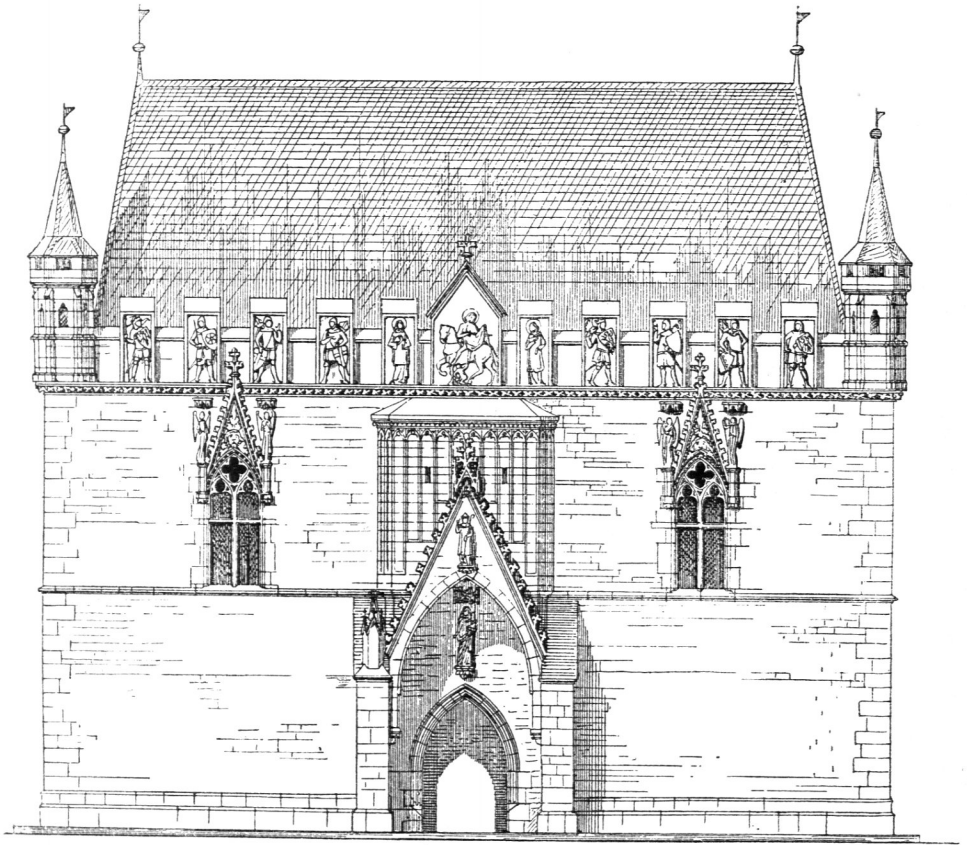
Kaufhaus zu Mainz.

Grundriss des Obergeschoßes. — 1/500 n. Gr.

⁶⁰⁾ Siehe: MOLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. 4. Aufl., herausgegeben von F. M. HESSEMER. Band I. Frankfurt 1854.

gemacht und diese später in seinem bekannten Werke veröffentlicht. Fig. 33 u. 34 geben den Grundriß des Obergeschosses und die östliche, d. i. die breitere Schmalansicht wieder. Beide gleich angelegten und gleich gewölbten Stockwerke sind dreischiffig; die Kreuzgewölbe mit schmalen, schneidig profilirten Rippen ruhen auf niedrigen quadratischen Pfeilern ohne Kapitelle, in welche die sehr regelmässig gestellten Rippen scharf einschneiden, eine Anordnung, die uns eben nicht zum Jahre 1313 passen will. Im Erdgeschosse ist auf der von uns dargestellten Seite, welche überhaupt die eigentliche Schauffeite ist, ein reicheres vortretendes Portal angelegt, ihm gegenüber an der Westseite ebenfalls ein großes Thor, während in der Mitte der beiden Langseiten kleine Thüren sich befanden.

Fig. 34.



Kaufhaus zu Mainz.

 $\frac{1}{250}$ n. Gr.

Der Aufgang zum Obergeschosse geschah durch eine äußere Freitreppe an der Nordseite, von welcher aus man den Saal bei *a* betrat; bei *b* war eine große bis zum Fußboden herabgehende Oeffnung, die als Einlaß für größere aufzuwindende Güter dienen, aber auch etwa zur Anfügung eines provisorischen Festaufganges, sei es einer Treppe oder einer Rampe zum Emporreiten in den Saal, dienen konnte; bei *c* ist ein kleines Gemach über dem Portal, dessen Lage nach Osten es wohl trotz der ungewöhnlichen Grundrißform als Capelle charakterisirt. *d* ist der Aufgang zur Wehrplatte, welche auf dem gesammten Gebäude lag und von einem Zinnenkranz umgeben, mit vier kleinen Thürmchen an den Ecken versehen war. Als *Moller* im Jahre 1805 seine Aufnahmen anfertigte, trug das Gebäude ein provisorisches, niedriges

Dach. Auf der Ansicht von Mainz bei Merian⁶¹⁾ erkennt man neben dem Rathhause das Gebäude und sieht, daß es eine Anzahl Paralleldächer hatte, jedenfalls deren fünf, den fünf Gewölbeeintheilungen entsprechend. Die äußere Architektur des ganzen Baues war sehr einfach; nur der Mittelbau der Ostseite und die zwei Fenster des Obergeschosses derselben zeigen für einen deutschen Profanbau jener Zeit auffallenden Reichthum. Die Zinnen der Ostseite tragen sogar figürlichen Schmuck, und zwar in der Mitte den Schutzpatron der Stadt Mainz, den heil. *Martin*, zu Pferde. In Feldern, die zu *Moller's* Zeit schon leer waren, standen wohl die Mitpatrone *St. Stephan* und *St. Alban*, dann in den 8 weiteren Feldern die Figuren des Kaisers und der 7 Kurfürsten, bei welchen es bemerkenswerth ist, daß auch die 3 geistlichen nicht in priesterlichem Ornate, sondern in ritterlicher Wehr dargestellt sind; jene von Trier und Cöln haben Mitren neben sich, während beim Mainzer solche fehlt.

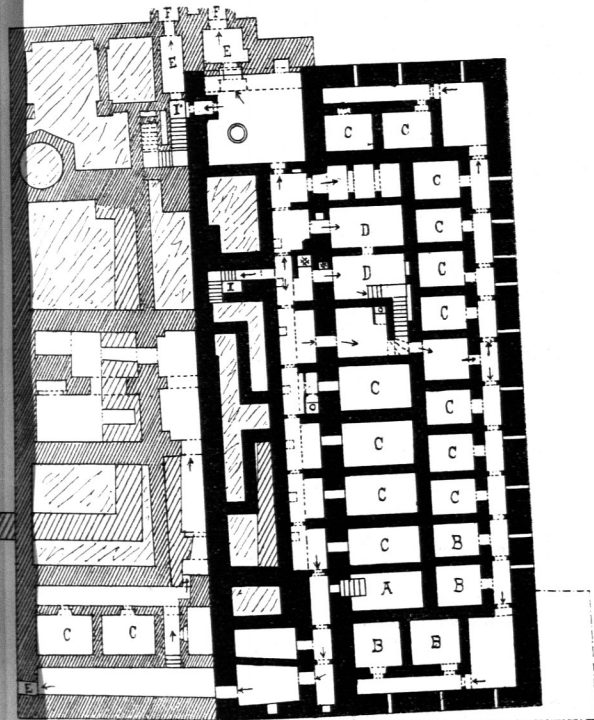
Auf dem Merian'schen Bilde sehen wir neben der Halle die Ostseite des Rathhauses, die eine solch auffallende Aehnlichkeit mit der heute noch erhaltenen Ostseite des ältesten Theiles des Nürnberger Rathhauses hatte, und der sich als drittes verwandtes Beispiel, wie wir wohl vermuthen dürfen, die ältere Ostseite des Cölner Rathhauses anschloß, daß diese Form wohl als charakteristisch für eine Reihe von Rathhäusern angesehen werden darf, welche in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts entstanden sind, so daß der wohl erhaltene Bau zu Nürnberg als ein charakteristisches Beispiel eingehendes Studium beanspruchen darf.

Nürnberg⁶²⁾ hatte natürlich schon in älterer Zeit sein Rathhaus, und zwar in Verbindung mit dem Tuchhause, nach älteren Meinungen auch mit dem Brothause.

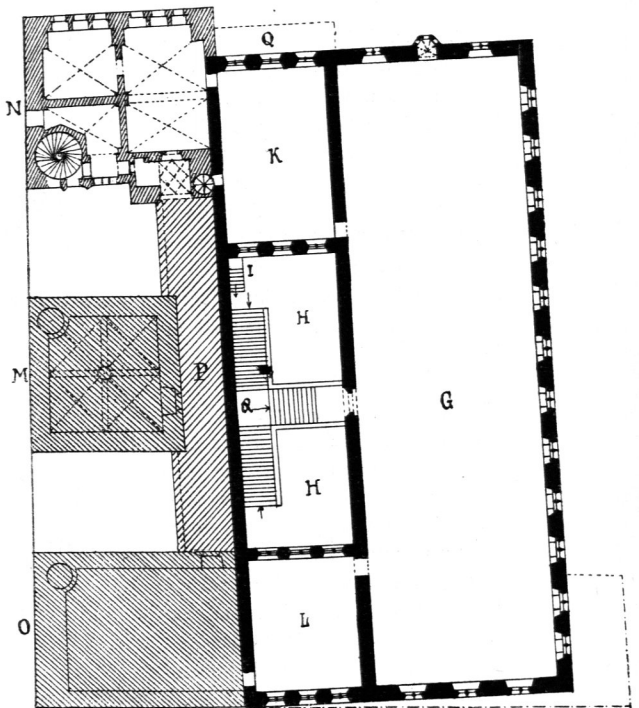
58.
Rathhaus
zu Nürnberg.

Fig. 35.

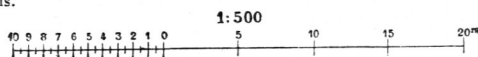
Fig. 36.



Kellergechofs.



Obergechofs.



Rathhaus zu Nürnberg.

⁶¹⁾ *Topographia Archiepiscopatum Moguntinensis, Trevirensis et Colonienfis* ... an Tag gegeben durch *Math. Merian* 1646. S. 5.

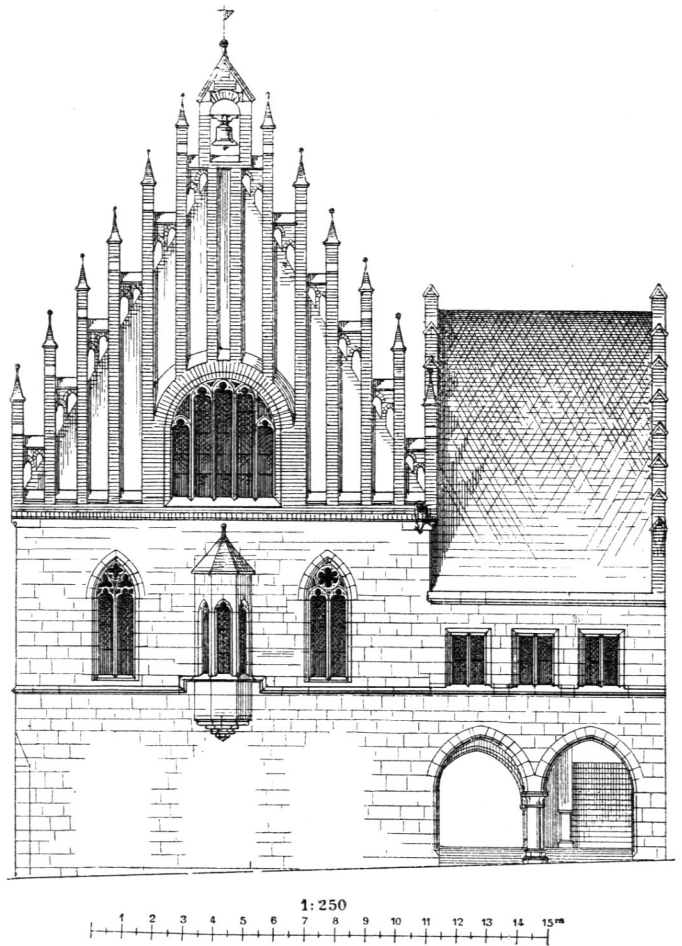
⁶²⁾ Vergl.: MUMMENHOFF, E. Das Rathhaus in Nürnberg. Mit Abbildungen ... von *Heinrich Wallraff*. Nürnberg 1891.

Plötzlich verlief der Rath dieses Haus, ohne dafs irgend ein Grund dafür ersichtlich wäre, überliefs dasselbe gänzlich dem damals blühenden Tuchhandel, richtete sich provisorisch da und dort ein und begann sofort den Neubau des jetzigen Rathhauses, wozu er als Bauplatz im Jahre 1332 vom Kloster Heilsbronn dessen Haus erwarb. Das neue Rathhaus wurde 1340 bezogen. Es fällt heute auf, dafs dasselbe nicht am Marktplatze liegt; allein der jetzige Marktplatz ist erst eine spätere Schöpfung; der alte viel beschränktere hatte eine andere Lage, so dafs damals das Rathhaus an ihm stand. An Stelle des heutigen Marktes befand sich das Judenviertel, so dafs zu jener Zeit von einem Zusammenhange zwischen dem Rathhause und dem heutigen Marktplatze noch keine Rede sein konnte.

Die Local-Geschichtsforscher haben allerlei Vermuthungen über das plötzliche Verlassen des alten Rathhauses, bevor nur der Neubau begonnen war, aufgestellt. Uns scheint der bis jetzt noch nicht angeführte Grund die Veranlassung gegeben zu haben, dafs die Entwicklung des Tuchgewerbes und Tuchhandels nach dem Beispiele der Niederlande gefördert werden sollte und deshalb vor Allem für den Tuchhandel ein gröfserer Raum freigemacht werden mußte. Fällt doch das Verlassen des Gebäudes gerade in die Zeit, als die lebhaftesten Handelsbeziehungen zu den Niederlanden eben angeknüpft und die in den Niederlanden erworbenen Privilegien der Nürnberger durch Verträge besiegelt worden waren. Das alte Rath- und Tuchhaus wurde erst 1569 abgebrochen, und eine bei dieser Gelegenheit aufgezeichnete Beschreibung schildert es als einen 118 Fufs langen und nur 24 Fufs breiten Bau, der im Erdgeschofs eine einzige Halle bildete und im Obergeschofs in zwei Räume getrennt war. Nach den Bedürfnissen,

welchen bei allen Rathhäusern jener Zeit Rechnung getragen wurde, dürfen wir annehmen, dafs der eine dieser Räume im Obergeschofs der Saal der Bürgerchaft war, der andere, wahrscheinlich durch Verfläge noch mehrmals untertheilt, die übrigen für den Rath nöthigen Gelasse enthielt, das Erdgeschofs aber dem Tuchhandel diente. Von einem Thurme ist nirgends die Rede. Eine Tuchhalle von den oben angegebenen Mafsen entsprach den Verhältnissen einer kleinen Stadt, konnte aber der stets wachsenden Bedeutung der Stadt Nürnberg nicht genügen, so dafs Wandel geschaffen werden mußte, und da offenbar der Tuchhandel, wenn er sich nicht von Nürnberg wegziehen sollte, wenn er vielmehr dafelbst immer gröfsere Bedeutung annehmen sollte, mit dem ihm zugewiesenen Raume nicht auskommen konnte, da

Fig. 37.



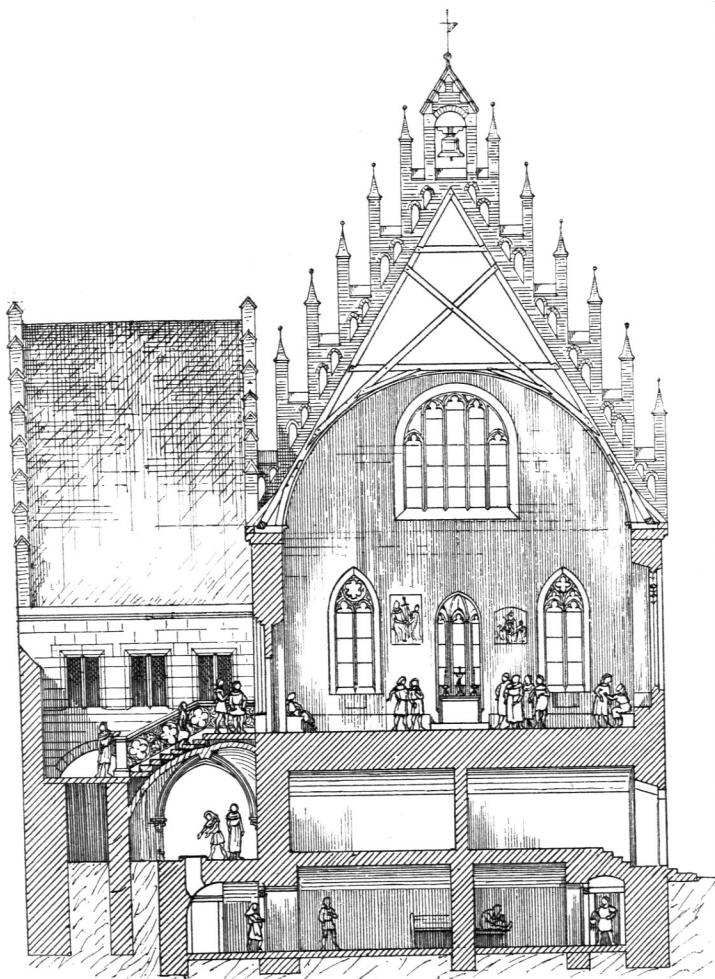
Ansicht der Ostseite.

Rathhaus zu

größere Vorräthe fremder steuerpflichtiger Tuche, insbesondere Niederländer, eingelagert werden mußten, so beschloß der Rath sofort das ganze Haus, von welchem er einen Theil benutzt hatte, dem Tuchhandel zu überlassen, sich auf kurze Zeit zu behelfen und ein neues Rathhaus zu bauen.

Diefes wurde denn in Mafsen angelegt, welche den Verhältniffen der wachfenden Stadt entsprachen. Der Haupttheil war, wie allenthalben, der grofse Saalbau, welcher bei 43 m Länge im Aeufseren eine Breite von 13½ m erhielt (39 m lichte Länge bei 11½ m lichter Breite). Es ist dies zwar der einzige aus der Erbauungszeit übrig gebliebene Theil: Grund genug für Manche, zu behaupten, dafs es auch der einzige fei, welcher damals errichtet wurde. Da es sich nun aber abfolut nicht beftreiten läßt, dafs schon damals auch andere Gelaffe un-

Fig. 38.



Querschnitt durch die Mitte.

Nürnberg.

über solchen keine urkundlichen Nachrichten, und keine Tradition, kein Chronist wissen von einem solchen. Nun ja; er ist eben nicht gleich Anfangs ausgeführt worden, und später kam man nicht mehr dazu oder dachte nicht mehr daran, ihn auszuführen; Nürnberg konnte auf einen solchen Repräsentanten seiner Macht und Bedeutung verzichten; ist doch auch anderwärts ein solcher Thurmbau nicht der erste Theil des Rathhausbaues gewesen, welcher zur Ausführung kam. So hat in Cöln, dessen Rathhaus in seinen ursprünglichen Anlagen, gleich dem Mainzer, mit dem Nürnberger eng verwandt ist, der Bau des Rathhausturmes erst 1407 begonnen; und der herrliche Prunkbau war dann auch in sieben Jahren beendet. Indessen müßte es doch im höchsten Grade merkwürdig sein, die Nürn-

bedingt eben so nöthig waren, wie bei anderen Rathhäusern, so bleibt nichts als die Annahme übrig, dafs sie auch zugleich mit errichtet wurden. Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, dafs jene Theile an der Nordseite, von deren späterer Erwerbung nirgends die Rede ist, schon ursprünglich zu dem 1332 erworbenen Bauplatz gehört haben und dafs auf diesem Territorium jene unerläßlichen Bauten errichtet waren. Es ist der kleinere Hof, in welchem sich die Freitreppe zum Saale befand, ohne die man ja nicht zum Saale gelangen konnte, nebst den beiden Gelassen an der Ost- und an der Westseite. Ein dazu gekauftes *Grundherr*-sches Haus muß auch noch im XIV. Jahrhundert, und zwar bald nach 1340, erworben worden sein; denn dann erst war der Bau anderer Gelaffe möglich, von denen schon früh die Rede ist. Unfer Grundrifs (Fig. 36) zeigt diesen ältesten Theil schwarz ausgeführt; die Trennungsmauer im Norden besteht heute noch, während der zweite Theil bis zur Linie *NMO* jenes *Grundherr*-sche Haus ist, an dessen Stelle noch im XIV. Jahrhundert Bauten ausgeführt wurden. Auffallender Weise ist auch mit dem jetzigen Rathhause, gleich wie mit dem älteren, nie ein Thurm in Verbindung gewesen; wir haben

berger müßten nicht Kinder ihrer Zeit gewesen sein, wenn hier nie an den Bau eines Rathhausturmes gedacht worden wäre. Nun zeigen aber die Keller unter dem südlichsten Theile des jetzigen großen Rathhaushofes und unter dem anstoßenden Gebäudeflügel auf dem Platze des ehemals *Grundherr'schen* Hauses einen quadratischen Raum, welcher oben keinen Ueberbau hat und nichts Anderes sein kann, als der Unterbau eines quadratischen Thurmes von etwa 10 m Seite, wie er auch den Raumverhältnissen des Saales entspricht. Wir wollen gern annehmen, daß er nie über die Erde emporgekommen ist, weil sich keine Erinnerung an denselben erhalten hat. Bezüglich der übrigen Bauten des XIV. Jahrhunderts müssen wir annehmen, daß sie im Wesentlichen weniger monumental gebaut waren, als der Saal, so daß vielleicht zu verschiedenen Zeiten daran gearbeitet wurde, bis sie wohl gegen den Schluß des XV. Jahrhunderts so baufällig waren, daß sie nicht mehr gehalten werden konnten, und der *Behaim'sche* Neubau 1502—15 an deren Stelle trat; denn daß damals die Gelasse vorhanden waren, wissen wir aus den Verhandlungen über den Umbau der einzelnen.

Der Saalbau des XIV. Jahrhunderts ist in seinem Kern nie berührt worden, wenn auch manche Ausschmückung stattfand; nur der Umbau des XVII. Jahrhunderts hat den westlichen Theil abgebrochen. Der Saal stellt einen weiteren Schritt in der Entwicklung des Saalbaues auch für Deutschland dar, da die bis dahin übliche Zweigeschoßigkeit weggefallen und das Erdgeschoß zu einem bloßen Unterbau geworden ist; dasselbe ist nur niedrig und in zwei Reihen von Zellen getheilt, die Handelszwecken dienten, und zwar Anfangs auch dem Tuchhandel. Unter diesen Zellen befinden sich im Keller abermals Zellen, die so bethrichtigten Lochgefängnisse. Der Saal selbst hat ringsum glatte Wände ohne architektonische Gliederung; die Ostseite hat ein Chörlein zwischen zwei spitzbogigen Maßwerkenfenstern und ein rundbogiges darüber. Die südliche Langseite zeigt in gleichen Abständen 10 solche Maßwerkenfenster, während deren 2 mit der Westseite abgebrochen sind, welche einst 3 Fenster und darüber eine Rosette hatte. An der Nordseite befinden sich 3 Eingänge, der mittlere mit einer von *Behaim* gebauten, von unten aufzuführenden Treppe, wohl einer Nachbildung der Freitreppe des XIV. Jahrhunderts, welche vom Rathhaushofe, der Fortsetzung des Marktes, direct zum Saale emporführte, die anderen beiden, welche die Gemächer an der Ost- und Westseite des Hofes mit dem Saale verbanden. Der noch erhaltene Dachstuhl zeigt die gewöhnliche, für hölzerne Tonnengewölbe damals übliche Construction, wie sie z. B., wenn *Viollet-le-Duc's* Zeichnungen richtig sind, ganz ähnlich auf dem oben erwähnten Saale zu Montargis sich fand. Die *Behaim'sche* Freitreppe erinnert merkwürdiger Weise ebenfalls so auffallend an die dort vorhandene, daß, falls die ursprüngliche Vorgängerin die gleiche Anlage gehabt, hier ein neues Beispiel dafür gegeben ist, wie die deutschen Baumeister der gothischen Periode ihre Vorbilder in Frankreich fanden, das damals die führende Stellung auf dem Gebiete des Bauwesens, welche es im XIII. Jahrhundert errungen, noch inne hatte. Fig. 35 bis 38 erläutern diese Mittheilungen.

G in Fig. 36 ist der große Saal; *K* war die Rathsstube, welche im Beginne des XVI. Jahrhunderts um das Stück *Q* vergrößert wurde, *L* die Lofungstube; unter *K* und *L* war der Durchgang offen, so daß der Hof *H* sich nach beiden Seiten bis zur Gasse erstreckte, somit vollkommen frei und zugänglich war. Darin führte als einziger Ausgang die Treppe *R* zum Saale des Obergeschoßes in die Höhe, während die Treppe *T* zu den unterirdischen Gefängnissen hinabführte, deren noch heute wohl erhaltene Anlage und Einrichtung hoch interessant ist, wenn schon der Philanthrop sie nicht nachahmungswerth finden wird. In Fig. 35 ist *A* die Folterkammer; *B* sind besondere Strafzellen; *C* die gewöhnlichen Haftzellen, *D* sind Gelasse für die Küche, Schmiede, ein Bad u. a.; *E* sind die Ausgänge zu dem unterirdischen Gangnetze *F*. Keine der Zellen hat auch nur das mindeste directe Licht; nur durch die Oeffnungen in den Thüren konnte der ebenfalls nur durch Lichtschächte beleuchtete Gang ein wenig Licht an die Zelle abgeben. Der Theil zur linken Seite des Beschauers in Fig. 35 u. 36 ist in seiner späteren Einrichtung gezeichnet, wobei die stärker schraffirten Theile jene der *Behaim'schen* Bauten von 1502—15 sind, die schwächer schraffirten jene des XVII. Jahrhunderts.

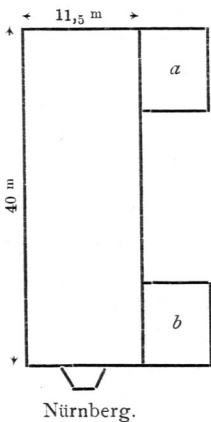
Wir dürfen nicht unterlassen, im Anschlusse an die ältesten Theile des Nürnberger Rathhauses zu prüfen, wie weit jene zu Mainz und Cöln ursprünglich ganz ähnlich waren. Für Mainz ist das *Merian'sche* Panorama von der Rheinseite, auf welchem das Rathhaus mit Nr. 19 bezeichnet ist, die Hauptquelle. Es sieht über die Stadtmauer ein Giebelbau hervor. Unterhalb desselben sind zwei Fenster und zwischen denselben ein Chörlein, also genau dieselbe Ostseite des Saalbaues wie in Nürnberg; nur sind hier die Giebelanfänge mit Thürmchen besetzt. Ein kleiner Seitenbau auf der Südseite entspricht genau der in Nürnberg auf der Nordseite be-

findlichen Rathsstube. Es ist daher gewiß nicht unberechtigt, auch an der Westseite des Saalbaues südlich einen ähnlichen Anbau für das Schatzamt der Stadt Mainz anzunehmen, wie er in Nürnberg an die Westseite des Saales nach Norden angebaut war. Wenn sich nicht auf der Südseite unmittelbar der Marktplatz anschloß, was nach dem Prospect unwahrscheinlich ist, so ist auch hier zwischen diesen beiden Bauten *a* und *b* ein Höflein anzunehmen, welches die Freitreppe zum Saale enthielt. Wie sich in Nürnberg das Rathhaus gegen Norden ausdehnte, so in Mainz gegen Süden, und wie wir in Fig. 36 den ersten wohl noch dem XIV. Jahrhundert angehörigen Erweiterungsbau auf dem Platze des ehemals *Grundherr*'schen Hauses angedeutet haben, so steht auch in Mainz ein gothischer Erweiterungsbau an der Südseite, und hinter demselben erscheint ein zwar einfacher Thurm, welcher aber doch recht wohl ein monumentaler Rathhausthurm sein könnte, wie wir glauben, Fundamente eines solchen zu Nürnberg in dem quadratischen Baue sehen zu dürfen, welcher in der Mitte des ehemals *Grundherr*'schen Bauplatzes steht.

Auch das Rathhaus zu Cöln hat seine interessante Geschichte, und es wäre wünschenswerth, daß dieselbe einmal in derselben Weise, wie jene des Nürnberger Rathhauses dargestellt würde. Mehr als bei irgend einem anderen zeigt der heutige Grundriß, daß dasselbe offenbar aus einer Anzahl nach und nach zusammengekomener, an einen kleinen ursprünglichen Kern sich anschließender Theile zusammenge setzt ist, in welche alsdann der moderne Umbau rücksichtslos einschneiden mußte, um etwas für die heutigen Verhältnisse Brauchbares daraus zu machen. Um so schwieriger ist es aber, ohne eine urkundliche Geschichte auf die ursprüngliche Gestalt oder wenigstens jene zu schließen, welche es wohl im XIV. Jahrhundert erhalten

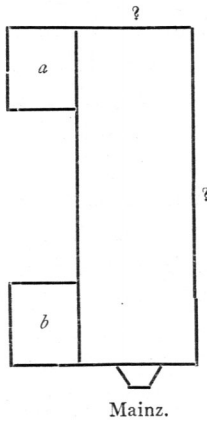
60.
Rathhaus
zu
Cöln.

Fig. 39.



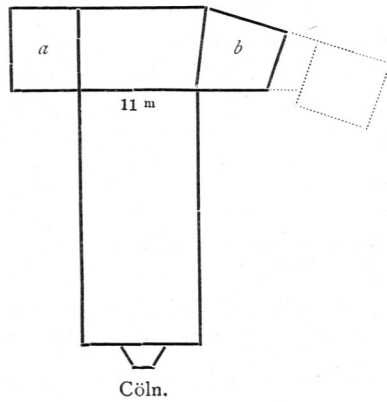
Nürnberg.

Fig. 40.



Mainz.

Fig. 41.



Cöln.

hat ⁶³⁾. Der Mitteltheil der jetzigen Front nach dem alten Markt mit dem Chörchen ⁶⁴⁾ dürfte den alten Saalbau bezeichnet haben, welcher jedoch größere Tiefe gehabt haben muß, als der jetzige dort befindliche Saal, und wahrscheinlich als Langsaal, wie der Nürnberger und Mainzer, den ganzen Flügel bis einschließend der heutigen Treppe einnahm, wenn er nicht bis unmittelbar zum Stadthausplatze reichte. Quer vorbei lief fodann ein zweiter Flügel nach dem Stadthausplatze, dessen heutige

⁶³⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift etc. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888. S. 129.

⁶⁴⁾ Die ältesten Theile dieser Front sind erst vom XVI. Jahrhundert, das Innere des dortigen Saales erst vom XVIII. Aber die Theile des XVI. sind jedenfalls im Anschlusse an ehemals vorhandene des XIV. Jahrhunderts gebildet.

Architektur auf das Ende des XIV. Jahrhunderts hinweist. Es mag also ursprünglich eine T-förmige Anlage gewesen sein, an deren eines Ende 1407–14 der Thurm von 13 m im Quadrat angebaut wurde.

Die Schemata in Fig. 39 bis 41 zeigen das gegenseitige Verhältniß der drei Uranlagen. Genaue Untersuchung anderer Rathhäuser dürfte ähnliche Verhältnisse für das XIV. Jahrhundert ergeben. Die Mehrzahl aber zeigt auch wie diese, daß theilweise schon bald an diesen Kern andere Räume sich angeschlossen, die durch Hinzukauf von Nachbarhäusern ermöglicht wurden, weshalb so viele Rathhäuser, wir erinnern z. B. an das zu Frankfurt a. M., ein Conglomerat ohne innere Einheit sind, aber deshalb auch eine um so treuere Illustration der Geschichte ihrer Städte.

61.
Rathhäuser
zu Prag
und Krakau;
Tuchhalle
zu Krakau.

Wenn uns beim Nürnberger Rathhause der Thurm fehlte, so tritt der Thurmbau um so bedeutamer beim Rathhause zu Prag hervor, wo auch die schöne Anlage der Capelle mit ihrem prunkvollen Chörchen uns interessirt. Eben so bildet der Thurm einen hervorragenden Theil des im XIV. Jahrhundert erbauten Rathhauses zu Krakau. Diese polnische Königsstadt, mit ihrem vollkommen deutschen Bürgerstande und einer im XIII. Jahrhundert ganz regelmässig angelegten Neustadt, nahm im XIV. Jahrhundert durch ausgedehnten Handel einen mächtigen Aufschwung. Zur Förderung desselben diente eine Reihe von Gebäuden, welche mit dem Rathhause eine Gruppe auf dem Marktplatze, dem »Großen Ring«, bildeten. Während sonst die Rathhäuser mitten zwischen andere Häuser eingebaut stehen und nur nach der Seite des Marktes frei sind, ist dasselbe hier nach allen Seiten frei stehend in einer Ecke des quadratischen, 220 m im Geviert haltenden Platzes errichtet⁶⁵). Während wir deshalb in anderen Städten stets sehen, wie zur Vergrößerung ein Bürgerhaus nach dem anderen dazu angekauft wurde, konnte man in Krakau die nöthigen Vergrößerungen sehr leicht durch eine geringe Verbauung des freien Platzes vornehmen. Neben dem Rathhause stand in der Mitte des Ringes der über 100 m lange Bau der Tuchhalle⁶⁶), über dessen mittelalterliche Gestaltung uns allerdings wenig mehr bekannt ist, da sie im XVI. Jahrhundert einen Umbau erfahren hat, welcher nur wenige Reste von der Erscheinung des alten Baues gelassen. Dann standen in gesondertem Gebäude die Stadtwage und in einigen anderen Gebäuden ähnliche Anlagen, während in langen Reihen, insbesondere anschließend an die Tuchhalle, die »Bänke« und Verkaufsstände der Bäcker, Metzger, Schuster u. A. aufgestellt waren, ganz ähnlich, wie dies auch in Nürnberg der Fall war.

Die Halle ist in ihrem Neubau des XVI. Jahrhunderts zweigeschoffig, und wir können annehmen, daß sie dies auch vor dem Neubau war und daß das Obergeschoß einen einzigen großen, zweischiffigen Saal enthielt, wie dies später der Fall war. Nur die traditionelle Freitreppe zum großen Saale, welche jetzt an der Schmalseite pompös aufgebaut dasteht, war wohl ehemals auf der Langseite, wie an den sämtlichen mittelalterlichen Saalbauten, und zwar in sehr einfacher Gestaltung. Denn nicht Raumbedürfnisse, sondern lediglich Prunkliebe veranlaßten den Umbau des XVI. Jahrhunderts. Das Rathhaus dagegen bot keinen größeren Saalbau. Was unmittelbar an den Thurm anschließend dasteht, war wohl im XIV. Jahrhundert auch Saalbau; aber er war für die Verhältnisse wohl sofort zu klein und wurde daher in die Tuchhalle verlegt.

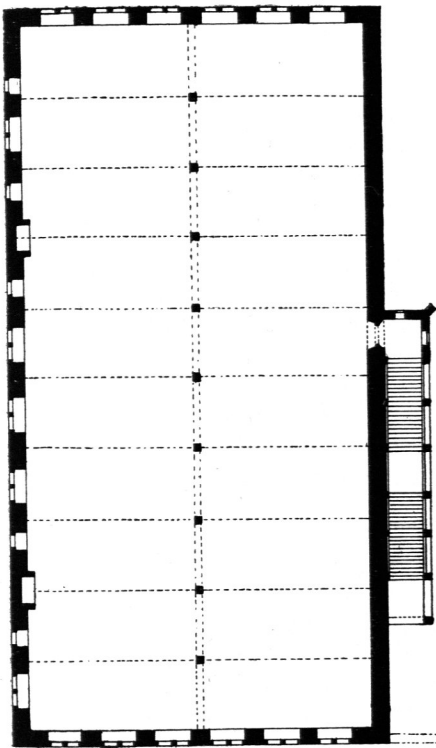
⁶⁵) Vergl.: ESSENWEIN, A. Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Nürnberg 1867. S. 142 ff. u. Taf. LVII–LX.

⁶⁶) Siehe ebendaf., S. 145 ff. u. Taf. LXI–LXIII. — Die vom Verfasser versuchte Reconstruction der mittelalterlichen Anlage (Taf. LXII) kann heute nicht mehr aufrecht erhalten werden. Im Gegentheil muß, wie hier gesagt ist, ein großer Saal im I. Obergeschoß gedacht werden.

Aehnlich finden wir die Verhältnisse in Cöln. Es war für eine Stadt wie Cöln ein Saalbau von 28 m Länge und 11 m Breite, wie ihn das Rathhaus bot, unbedingt unzureichend. Vielleicht liefs sich weiterer Baugrund nicht so rasch dazu erwerben; die Räume für die Verwaltung, welche in dem Querflügel gegen den Stadthausplatz lagen, waren wohl ebenfalls beschränkt; insbesondere mochten auch die Handelsverhältnisse Räume in Anspruch nehmen, welche das Rathhaus ihnen nicht mehr bieten konnte, und so entschlofs man sich wohl schon im Beginne des XV. Jahrhunderts unmittelbar nach Vollendung des Rathhausthurses, an dem nicht sehr entfernten Quatermarkte das Haus »Gürzenich«⁶⁷⁾ zu errichten, dessen Bau 1442 in Angriff genommen wurde. Es ist im Erdgefchofs als Lager- und Kaufhaus eingerichtet, erhielt im Obergefchofs aber einen Saal von nahezu 60 m Länge auf 23 m Breite (Fig. 42). Zum Saale führte an der Nordseite eine geradarmige Treppe

62.
Kaufhaus
Gürzenich
zu
Cöln.

Fig. 42.



Kaufhaus »Gürzenich« zu Cöln.

1. Obergefchofs⁶⁷⁾.

1/500 n. Gr.

von aussen empor; Nebengebäude waren nicht vorhanden; dagegen wurde bei besonderen Gelegenheiten das an der Westseite des Grundstückes gelegene, durch einen Hof getrennte Haus Quatermarkt, welches alsdann durch eine hölzerne Brücke mit dem Saale verbunden wurde, als Nebengelaß benutzt. So nahmen insbesondere Kaiser *Friedrich III.* und *Maximilian* bei Festen, welche die Stadt ihnen gab, durch dieses gegenüber liegende Haus und eine Holzbrücke den Eingang in den Saal durch eines der grossen Fenster.

Der Saal hatte bei seiner grossen Breite doch nur die verhältnissmässig geringe Höhe von etwa 7 m und nahm auch die alte Tradition der Zweischiffigkeit wieder auf. Neun hölzerne Säulen trugen den Hauptunterzug, welcher der Länge nach lief, so wie neun der Breite nach gehende Querdurchzüge, die den Saal in 10 Abschnitte theilten. Die Wände waren ringsum glatt; die Nordseite ohne Fenster hatte nur die Eingangsthür; die anderen drei Seiten waren mit grossen Steinkreuzfenstern in tiefen Nischen versehen. An der Ost- und Westseite stehen der Holzsäulenreihe entsprechende Wandpfeiler, welche eben so noch erhalten sind, wie die zwei Prachtkamine auf der Südseite, um derentwillen die ursprünglichen Fenster zu beiden Seiten derselben nur in der halben Breite der anderen angelegt wurden. Der im Uebrigen ganz schlichte Saal wurde bei festlichen Gelegenheiten reich mit Teppichen und anderen Kunstwerken ausgestattet und ist in solcher Weise, allerdings etwas schadhaft geworden, auf uns gekommen. Unserer Zeit

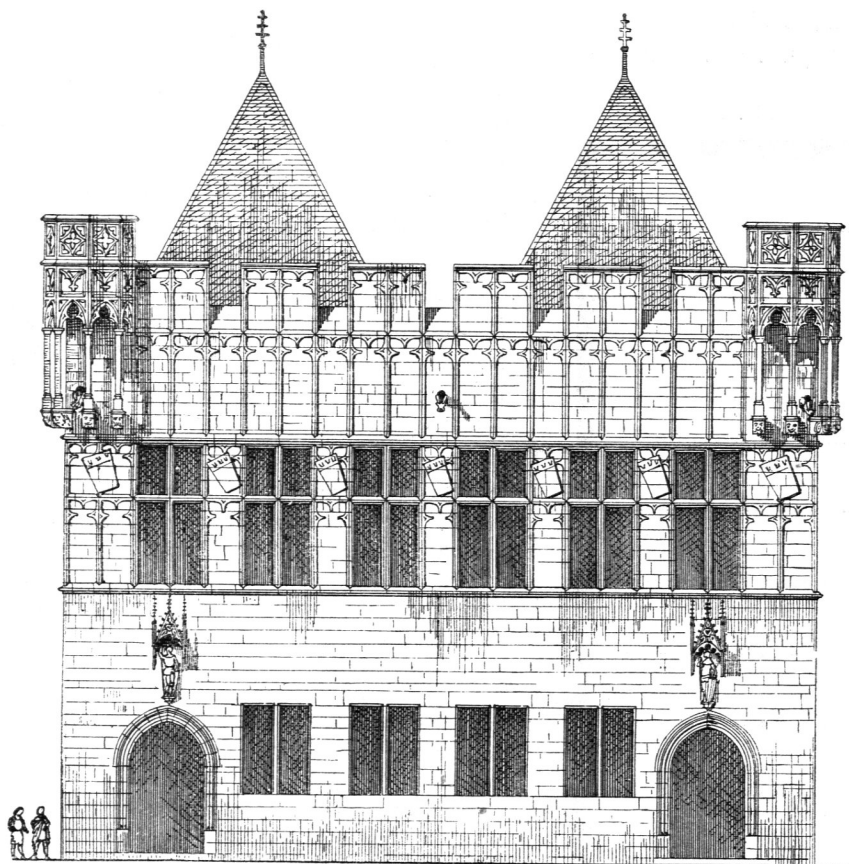
war er nicht hoch und nicht prunkvoll genug, und der mächtige Eindruck, welchen der Verfasser dieser Zeilen noch öfter empfangen hatte, reichte nicht hin, ihn vor dem Umbau zu bewahren, welcher 1858 begonnen wurde und jetzt als Werk eines tüchtigen Meisters uns gleichfalls erfreut; nur ist es eben der alte Saal nicht mehr. Glücklicher Weise hat *Wiethase* noch den alten Bestand aufgenommen⁶⁸⁾. Das Erdgefchofs hatte wohl von jeher allerlei hölzerne Einbauten, welche sich nach Bedarf änderten; da es gleichfalls eine lichte Höhe von 7 m hatte, so sind auch eingebaute Zwischengefchoffe sehr wahrscheinlich.

⁶⁷⁾ Vergl.: Köln und seine Bauten. Festschrift etc. Herausgegeben vom Architekten- u. Ingenieur-Verein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888. S. 107 u. f.

⁶⁸⁾ Siehe ebendaf., S. 107 u. 108.

Die äußere Architektur der Langseiten war sehr einfach, nur eine Reduction des Systemes der beiden kurzen Seiten, da sie für das Publicum ziemlich unsichtbar blieben, indem die Südseite gegen eine enge Straßte geht, die Nordseite gegen einen durch die Erweiterung jetzt verbauten Hof sich richtete. Eigenthümlich war dagegen die Ost- und Westseite ausgestattet; sie gaben alle Elemente der bürgerlichen Architektur des XV. Jahrhunderts Cölns wieder und sind daher das Vorbild für manche andere Gebäude geworden (Fig. 43). Das Erdgeschloß ist glatt mit großen Thoren an jeder Seite, dazwischen vier durch Steinpfosten untertheilte Fenster, welche neu sind und ursprünglich kaum die jetzige Größe gehabt haben dürften. Figuren unter reichen Bleibaldachinen stehen über jedem Thore. Im Obergeschloß sechs große Steinkreuzfenster zwischen schmalen Pfeilern, welche durch Relieftäbe mit Maßwerknäfen die Architektur der Steinkreuze fortsetzen. Die äußeren Pfeiler sind breiter und noch durch

Fig. 43.

Schmalseite des Kaufhauses »Gürzenich« zu Cöln ⁶⁷⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

einen mittleren lothrechten Relieftab untertheilt. Auf jedem Pfeiler liegt über dieser Stabwerk-Architektur eine Pavese (Schild) mit dem Wappen der Stadt, wie sie deren Kriegsknechte trugen. Die Wand über den Fenstern, oben in Zinnen auslaufend, ist gleichfalls mit dieser Stabwerk-Architektur überzogen; an den Ecken tragen auf Consolen stehende Säulchen je ein polygones, wenig über die Zinnen vorstehendes, mit Maßwerk überzogenes Thürmchen ohne Spitze. Der Zweischiffigkeit des Saales entsprechend, lagen zwei lange parallele Dächer, zwischen welchen sich eine Stockrinne hinzog, auf dem Gebäude, welche gleich den Läufen hinter den Dächern ihre Ausgüsse an der Ost- und Westseite hatte. Gerade diese Dachanlage, welche die Giebel-Architektur überflüssig machte, welche aber in ihrer Höhenentwicklung in sehr glücklichem Verhältnisse zur unteren Architektur stand, war für den Charakter des Baues bestimmend (Fig. 43). Durch den Umbau ist diese charakteristische Anlage verloren gegangen, während sonst das Meiste äußerlich getreu wieder hergestellt wurde.

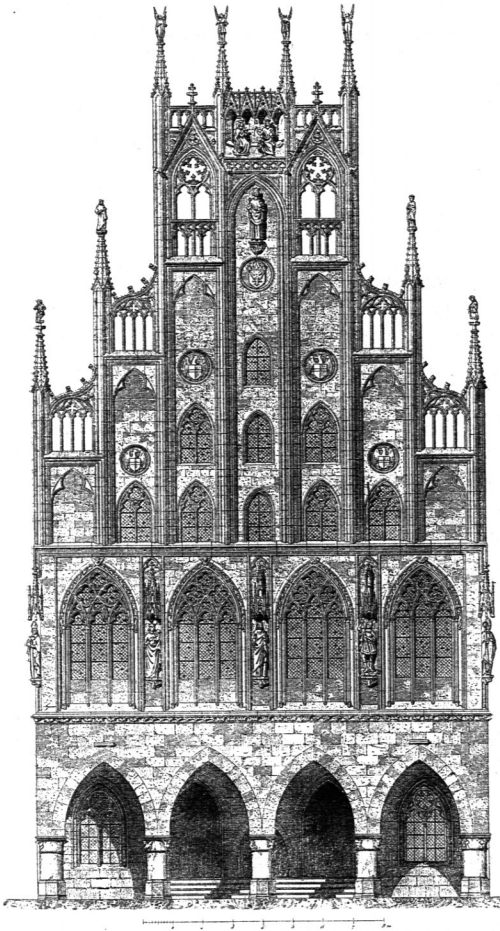
Die Kaufhalle zu Constanz hat eben so, wie jene zu Cöln und zu Krakau, im I. Obergechofs einen mächtigen Saal, der dieselbe Bedeutung hatte, wie alle erwähnten Stadtfäle; wir haben diesen Bau schon im vorhergehenden Hefte (in Fig. 86 und auf S. 243) dieses »Handbuches« berührt.

Wie lange die einzelnen dieser städtischen Säle als Gerichtsstätten dienten, läßt sich nur von Fall zu Fall studiren; in Nürnberg blieb der Saal noch im XVIII. Jahrhundert Gerichtsfaal. Allein der Tanz im Rathhausfaale, die Hochzeiten daselbst und die Feste aller Art kamen immer häufiger vor. In mancher Stadt scheint die Erinnerung an die Abhaltung der Gerichte ganz verloren gegangen zu sein; zum mindesten hat der Verfasser nie davon reden hören.

Eben so wie in Cöln, Nürnberg und in anderen gröfseren Städten war auch in den übrigen, von denen wir bisher noch nicht gesprochen haben, für dieselben Bedürfnisse geforgt.

Weniger umfangreich aber, als die Rathhaus- und Hallenbauten sich in den grofsen Handelsstädten gestalteten, waren sie in den kleineren und kleinsten. Allenthalben aber finden wir noch in Deutschland Rathhäuser, welche der Erwähnung und Betrachtung im höchsten Grade würdig wären, und sicher wird Mancher bedauern, dafs er nicht über die Rathhäuser zu Aachen, Basel, Goslar, Lübeck, München, Stralsund und Ulm, über die alte Anlage des Bremer und so viele andere Auskunft in unserer Arbeit findet⁶⁹⁾; selbst das prunkvolle Rathhaus in der Altstadt Braunschweig müssen wir übergehen und schliessen unsere Betrachtung mit zwei eigenartigen Bauten, dem Rathhause zu Münster in Westfalen und jenem der Stadt Tangermünde.

Befonders reizvoll ist jenes zu Münster⁷⁰⁾, dessen Giebelfront in Fig. 44 wieder gegeben ist. Deutlich ersichtlich tritt der Charakter des zweischiffigen Saalbaues hervor.



Giebelfront des Rathhauses zu Münster⁷⁰⁾.

Das Erdgechofs, welches nach der Strasse zu eine Laube hat, diente natürlich, wie allenthalben, Handelszwecken. Das Obergechofs enthält den grofsen Saal, welcher, durch eine hölzerne Pfeilerreihe in zwei Schiffe gegliedert, eine flache Holzdecke hatte. Die Viertheiligkeit der Front entspricht dem zweischiffigen Inneren. Der darüber befindliche Dachboden mag vielleicht als gleichfalls Lagerraum dem Handel gewidmet gewesen sein; denn die kleinen Oeffnungen der Mitte des Giebels, welche im Gegenfatze zum

⁶⁹⁾ Wir verweisen auf Theil IV, Halbband 7 (Abth. VII, Abschn. 1, Kap. 1) unseres »Handbuches«, wo unser College Bluntzschli über Rathhäuser handelt.

⁷⁰⁾ Vergl.: VERDIER & CATTOIS. *Architecture civile et domestique au moyen-âge et à la renaissance*. Bd. I. Paris 1864. S. 156 ff. mit zugehöriger Tafel.

unteren Theile nicht durch einen Pfeiler, sondern durch Oeffnungen betont ist, scheinen darauf hinzuweisen, daß Waarenaufzüge sich am Giebel befanden, von welchen allerdings auf unserer Abbildung nichts mehr zu sehen ist.

In der ersten Hälfte der fünfziger Jahre unserer Zeit fand ein Umbau statt, bei welchem die flache Decke und die Pfeiler des Saales entfernt und eine hoch in das Dach eingreifende Decken-Construction hergestellt wurde, die dem Saale beträchtliche Höhe gab. Vor dem Dache steigt der Giebel, dessen Profil hoch überragend, in glänzender Gestaltung mit reichem Figurenschmuck in die Höhe. Daß die beiden Maßwerkenster im Erdgeschloß nicht ursprünglich in dieser Weise vorhanden waren, versteht sich von selbst, obwohl in der ganzen Front die spitzbogigen Maßwerkenster durchgeführt sind.

65.
Rathhaus
zu
Tangermünde.

Der zweite Bau, jener des Rathhauses zu Tangermünde, zeigt, diesem zur Seite gestellt, in höchst charakteristischer Weise die Verschiedenheit des norddeutschen Backsteinbaues von jenem des Haufteinbaues. Es ist ebenfalls ein Saalbau, dessen Giebel in sehr reicher Ausstattung als reiner Schmuckbau in die Lüfte steigt und das dahinter liegende Dach weit mehr überragt, als der Giebel zu Münster. Es ist ein kleiner Bau, dieses letztere Rathhaus; die Stadt selbst war ja nicht groß; aber es zeigt einen Grad von Phantastik, der sehr auffallend fein müßte, wenn nicht die ganze Schule, die sich da im Norden entwickelt hatte, dieselbe theilte. Selbst die Befestigungsbauten, auf welche im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches« hingewiesen ist, tragen ja ähnlichen Charakter.

Die Giebelfront, womit der Saalbau abgeschlossen ist, bildet einen wahren Prunkbau des norddeutschen Backsteinbaues, als solcher nur von einigen Kirchenbauten erreicht. Die Giebelseite des Saalbaues ⁷¹⁾ ist durch vorspringende sechseckige Pfeiler in drei lothrechte Abschnitte getheilt. Diese aus wechselnden Schichten von rothen und schwarz glazierten Backsteinen aufgebauten, mit einer Gliederung an den Rändern versehenen Pfeiler, zwischen welche in Abständen über einander kleine gebrannte und glazirte Ziergiebelchen eingepaßt sind, steigen, in Spitzen endend, hoch über das Dach empor und haben, in den beiden seitlichen Abtheilungen den unteren Theil des Daches überragend, in der mittleren hoch den Dachfirst übersteigend, drei durchbrochene Giebel mit künstlich aus kleinen Theilen zusammengesetzten Terracotta-Rosetten. Es ist ein geradezu berückend phantastischer Eindruck, welchen diese bunte, frei in die Luft aufsteigende Architektur macht; sie hat etwas so südlich Anmuthendes und Befrickendes, wenn sie sich vom blauen Himmel abhebt, etwas so Märchenhaftes, wenn sie, von dickem Schnee bedeckt, schwere graue Wolken hinter sich hat, welche sie zu umhüllen scheinen, daß sie immer wieder von Neuem anzieht.

Bemerkenswerth ist, daß die Giebelfront jetzt die Breitseite des Saales bezeichnet, der ehemals tiefer war. Der Bau hat ja, wie fast alle Rathhäuser fortwährend Umbauten erfahren.

Sehr rationell kann allerdings die kalte Betrachtung diese Anlage und die phantastische Bauweise des Giebels um so weniger finden, als ja das Klima doch eine durchaus andere Weise verlangen würde. Indessen ist sie einmal so, und man wird sich durch die Kritik die Freude nicht verderben lassen. Der Bau gehört übrigens bereits der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an. *Adler* nimmt wohl mit Recht dafür die Zeit von 1460—65 als Entstehungszeit an.

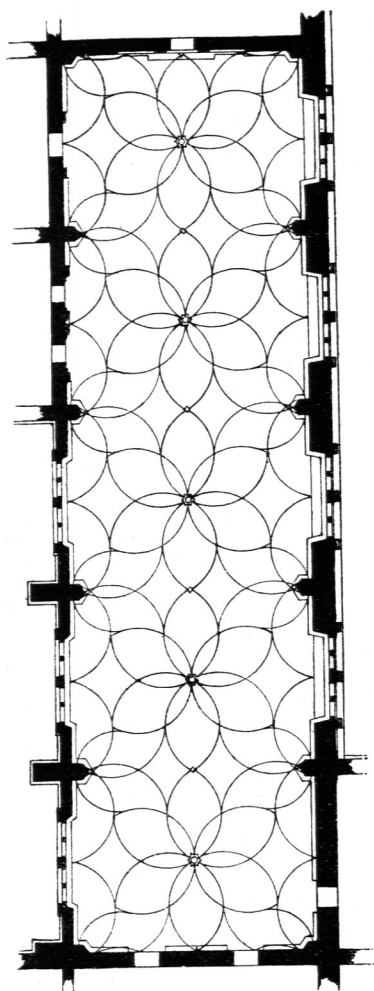
66.
Palas
auf der Burg
zu Prag.

Es ist etwas sehr Schönes um die Systematik, und systematische Eintheilung wie Behandlung des Stoffes stehen insbesondere einem Buche sehr wohl an. Aber das Leben kümmert sich nicht um die Systematik. Der systematischen Entwicklung der geschichtlichen Verhältnisse treten oft hemmende Umstände entgegen, und so muß bei Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung auch der Baukunst da und dort von strenger Systematik um so mehr abgesehen werden, als mitunter die Zwischenglieder nicht mehr erhalten sind, durch welche die noch stehenden Reste in ein System gebracht werden könnten.

So kommen wir auch jetzt erst mit einem fürstlichen Saalbau, der, weil er so viel jünger ist, sich doch trotz best gewahrter Systematik nicht so schön vor den städtischen Hallen und Saalbauten ausgenommen hätte, als wenn wir ihn erst hier,

⁷¹⁾ Siehe: Allg. Bauz. 1850, Taf. 322—325, wonach in Theil IV, Halbband 7 (S. 14 u. 15) dieses »Handbuches« Grundrisse und Giebelfansicht gegeben sind.

Fig. 45



Wladislaw'scher Saalbau (Palas)
auf der Burg zu Prag ⁷²⁾.
1/500 n. Gr.

am Schlufs der Saalbauten, anführen. Es ist der erst dem Schlusse der Periode angehörige grofse Saalbau des böhmischen Königschlosses, der *Wladislaw'sche Saal* zu Prag (Fig. 45 ⁷²⁾, ein Werk des Meisters *Benedict Ried* von Pifting in Niederösterreich, welchen die Czechen von seiner späteren Heimat Laun in Böhmen *Beneš von Laun* nennen.

Dieser Saal ist nur einschiffig, 60 m lang und 16 m breit, mit reicher spät-gothischer Wölbung, deren Rippen nach Cirkelschlägen construiert sind, ausgeführt. Diese werden zu beiden Seiten von Wandpfeilern aufgenommen, an denen sie ziemlich tief herabgehen. In jedem Felde zwischen zwei Wandpfeilern steht ein grofses Doppelkreuzfenster. Der Eindruck des Raumes ist, bei einer Scheitelhöhe von 13 m, ein ganz gewaltiger.

Die Reihe der Palasbauten schliesst hierdurch mit einem grofsartigen Werke. Wie viele Gebäudegattungen haben noch ihren Entwicklungsgang, dessen Verfolgung eben so interessant ist, als jener der Hallen- und Saalbauten, welche wir im 2. und im gegenwärtigen Kapitel gerade durch 1000 Jahre verfolgt haben. Aber nicht blofs fehlen uns bei denselben so viele Zwischenglieder, dafs wir nicht daran denken können, für irgend eine Gebäudegattung eine ähnliche Reihe zusammenzustellen; sondern auch der Raum fehlt uns. Das »Handbuch der Architektur« ist in seiner Einrichtung nicht darauf angelegt, dafs in diesem Theile alle wichtigen Gebäude vorgeführt oder auch nur genannt werden. Es sollen nur so viele Beispiele betrachtet werden, dafs der Studirende ein Bild der grofsartigen Mannigfaltigkeit erhält, in welcher die Periode, die wir zu betrachten haben, das Mittelalter, seine Schaffenskraft kund giebt. Es soll aber auch, und das halten wir für unsere Hauptaufgabe, nachgewiesen werden, dafs weder Willkür, noch Zufall die Gebäudegattungen, die Gebäudeanlagen und die

67.
Vielfeitigkeit
der sonstigen
Gebäude-
gattungen.

Gebäudeformen bestimmt hat, dafs sie nicht entstanden sind, weil es irgend einem Baumeister einfiel, man könne dies so oder vielleicht auch anders gestalten, sondern, weil das Leben und seine Bedürfnisse es so verlangten, weil die Anschauungen des gesammten Volkes bestimmte Traditionen fest gehalten haben wollten. Es handelt sich bei unserer Arbeit darum, unsere jüngeren Collegen dafür empfänglich zu machen, dafs die Aufgabe aller Wissenschaft, *rerum cognoscere causas*, d. h. den Zusammenhang der Dinge zu erforschen, allein zum Verständnisse der Gebäudeanlagen, wie der Stilformen führen kann, und wenn wir dies bei einer Gebäudegattung gethan haben, so glauben es uns wohl unsere Leser, dafs bei anderen dieselbe Erscheinung zu Tage tritt. Ja vielleicht findet sich fogar einer oder der andere veranlaßt, andere Gebiete in ähnlicher Weise zu studiren. Es bedarf nur eines Blickes auf die

⁷²⁾ Vergl. die Aufnahmen *Hauerriffers*'s in den von der »Wiener Bauhütte« veröffentlichten Blättern.

Titel der Aufsätze in *Viollet-le-Duc's Dictionnaire*, um zu sehen, welchen Gebäudegattungen wir noch Worte hätten widmen müssen, wenn wir eine systematische Darstellung der gesammten Wohnbaukunst geben wollten. Wir müssen es jedoch ablehnen, auf dem uns zur Verfügung gestellten engen Raume dies zu thun. Nur auf einen Repräsentanten einer Gebäudegattung wollen wir hier hinweisen, da ja doch eine systematische Behandlung gerade dieser Gattung nicht möglich ist und sich das, was wir zu sagen haben, immer besser noch hier anschließt, als an jedem anderen Punkte unserer Arbeit; denn auch hier bildet ja ein Saalbau das Hauptelement.

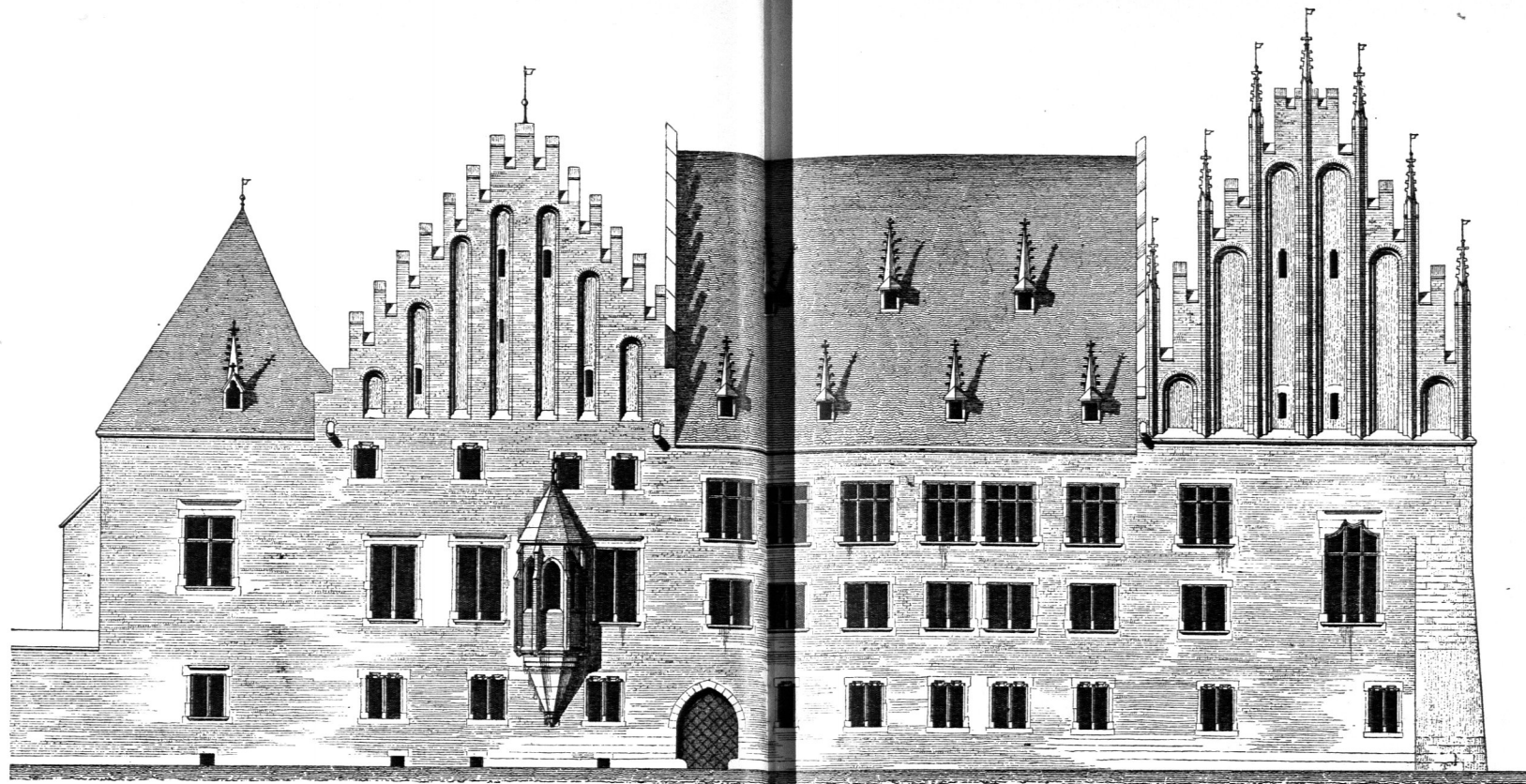
68.
Universitäten.

Der Pflege der Wissenschaften legte das Mittelalter große Bedeutung bei. In den früheren Jahrhunderten waren die Klöster die Hüter derselben; durch sie wurde insbesondere bewahrt, was an Werken des classischen Alterthumes auf uns gekommen ist, durch sie die Verbindung mit dem Alterthume fest gehalten. Als im XII. Jahrhundert das Klosterleben in Italien und bald in Frankreich überhaupt eine andere Richtung annahm, erhoben sich die Universitäten, zunächst von den Bischöfen und weltlichen Fürsten unter den Auspicien der Päpste und auf deren Veranlassung gegründet, als Stätten der Wissenschaft, theils um Gelehrten Ruhe und Muße zur Beschäftigung mit denselben zu gewähren, theils um jungen Leuten Gelegenheit zur Lehre und Ausbildung im Umgange mit den Leuchten der Wissenschaft zu bieten. Sie waren selbständige Stiftungen, unabhängig von jedem äußeren Einflusse, mit eigenem Vermögen und dem eigenen Rechte der Aufnahme. Jeder *Civis academicus* hatte Theil am Vermögen und an den Rechten der Stiftung. Jeder, ob Schüler oder Meister, war berechtigt, in allen die Gesammtstiftung betreffenden Angelegenheiten mitzureden. Der Rector, von Allen gewählt, und der Rath hatten Regierungspflichten in dieser Republik auszuüben, wie Bürgermeister und Rath in den Städten, wie die Fürsten in ihren Ländern. Schon im XII. Jahrhundert hatte sich die Universität zu Paris unter allen des höchsten Ansehens zu rühmen, welches noch mit dem XIII. Jahrhundert wuchs und wesentlich dazu beitrug, die führende Stellung Frankreichs im gesammten Culturleben aufrecht zu erhalten und zu fördern; denn eine große Zahl wissensdurstiger junger Männer aus allen Theilen Deutschlands, wie aus den übrigen Ländern der Welt strömte nach Paris und lernte neben der Wissenschaft Frankreich mit seinen Einrichtungen und Zuständen, seiner entwickelten Kunst, seiner reichen Literatur kennen und lieben und verbreitete, nach seiner Rückkehr in der Heimath, die dort gewonnenen Anschauungen und das Interesse für dieselben, so daß das Frankreich des heiligen *Ludwig* und *Philipp Augusts* die Welt weit mehr beherrschte, als je dasjenige *Ludwigs XIV.* und *XV.* es vermochte. In Deutschland erschienen die Universitäten erst im XIV. Jahrhundert. Die erste war die von Kaiser *Carl IV.* zu Prag gegründete; kurze Zeit darauf gründete *Casimir der Große* jene zu Krakau, die wir unter den übrigen Universitäten gerade deshalb besonders nennen, weil sie ausgesprochenermassen gegründet ist, um Polen auch auf dem Gebiete der Wissenschaft vom Auslande unabhängig zu machen.

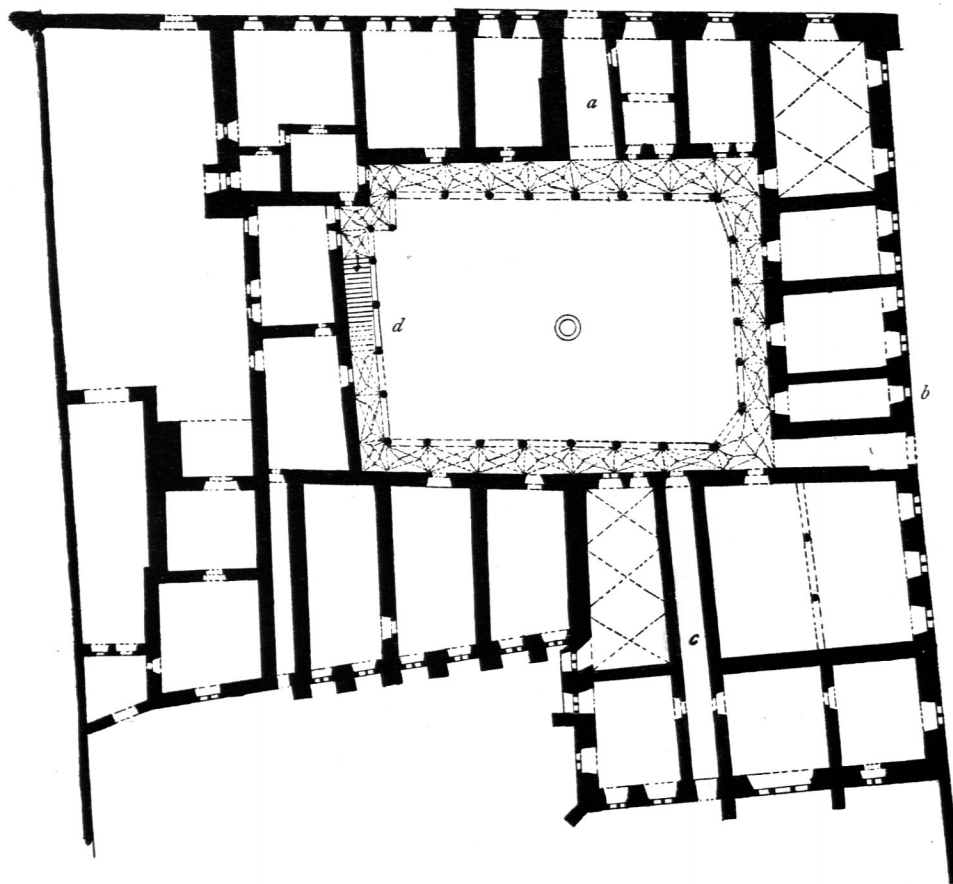
Was die Gebäude betrifft, in welchen die Universitäten hausten, so ist wenig darüber bekannt. Es müssen ursprünglich wohl Gebäudegruppen gewesen sein, etwa den Stiften ähnlich, von einer Mauer umfaßt, innerhalb deren es keine andere Obrigkeit gab, als jene des Rectors. Der Rector hatte als Regent eben so seinen Palas nöthig, wie Fürsten und Große und später die Städte den ihrigen im Rathhause, und wenn das Rathhaus um der Bedeutung seines Saales willen als *Curia* bezeichnet wurde, so hieß der Palas des Rectors ebenfalls, um ihn mit dem fürstlichen Hof-

Collegium
Jagellonicum

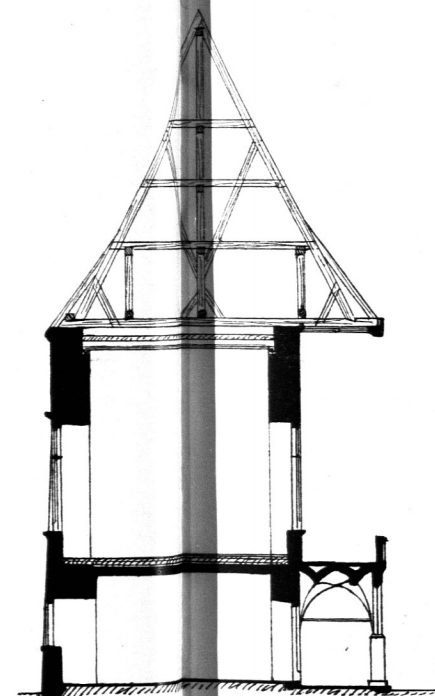
zu
Krakau.



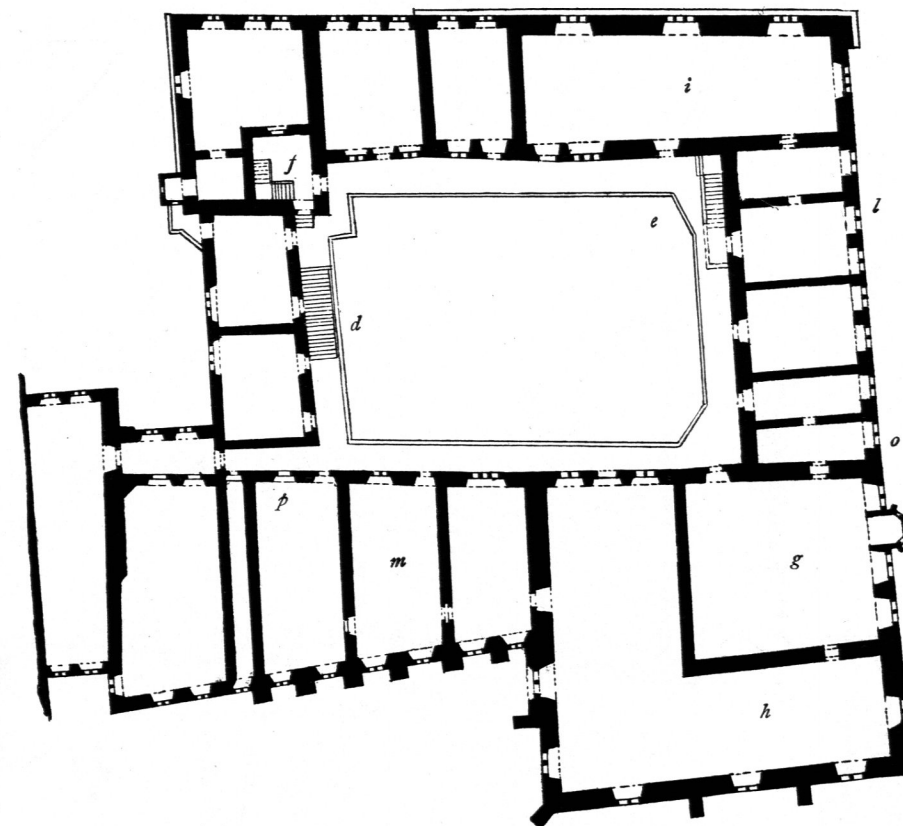
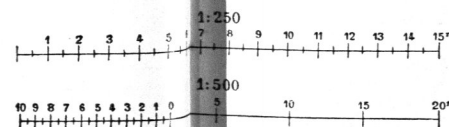
Anficht & Ofseite.



Erdgeschofs.



Querschnitt.



I. Obergeschofs.

halte zu vergleichen, *Aula*. Ohne Zweifel war auch die *Aula* ursprünglich ein gefonderter Bau innerhalb der Mauer, welche die Universität umschloß, die in ihrer ganzen Anlage vielleicht abermals an die Fürstenpaläste der älteren Zeit erinnert haben mag. Doch sind uns Gebäude aus jener Zeit nicht mehr erhalten. Später aber erwarben die Universitäten allenthalben in der Stadt Grundstücke, auf denen sie Gebäude errichteten, da auch die Zahl der Studenten so zunahm, daß nicht alle innerhalb der Mauer Raum finden konnten. So finden wir denn gefondert die Collegienhäuser, in welchen auch die *Aula* Raum fand, und getrennt davon, da und dort in der Stadt, die Wohnungen der Professoren und die Burgen, in welchen die Studenten wohnten und die, von größerem oder geringerem Umfange, meist wieder befondere Stiftungen für bestimmte Landsmannschaften waren.

In Krakau ist, so viel uns bekannt, das einzige mittelalterliche Collegienhaus, das *Collegium Jagellonicum*, erhalten geblieben, von welchem wir deshalb, obwohl es erst dem Schlusse des Mittelalters angehört, auf der neben stehenden Tafel zwei Grundrisse, die östliche Front und einen Durchschnitt geben. Die Gebäude gruppieren sich wie ein Kloster um einen rechteckigen mittleren Hof, welcher von einer Säulenhalle umgeben ist, die einen offenen Corridor im I. Obergeschoß trägt. Die Räume mögen theilweise schon früher Umgestaltungen erfahren haben; theilweise aber erhielten sie solche, als sie in den fünfziger Jahren zur Universitäts-Bibliothek eingerichtet wurden.

69.
*Collegium
Jagellonicum*
in
Krakau.

Der Hauptzugang befindet sich auf der Nordseite bei *a*, ein anderer auf der Ostseite bei *b*, ein Durchgang vom mittleren nach einem südlich gelegenen Hofe bei *c*. Die schmale einarmige Treppe, welche zum Obergeschoß emporführt, liegt bei *d* in der Halle; bei *e* im I. Obergeschoß liegt eine nach dem II. Obergeschoß emporführende, ebenfalls geradarmige Treppe. Doch findet sich ein solches II. Obergeschoß nur über einzelnen Räumen, so daß bei *f* eine zweite Treppe emporführt. Die Haupträume haben eine beträchtliche, zwei gewöhnlichen Stockwerken entsprechende Höhe, etwa 7 m. Im Allgemeinen überrascht uns die Kleinheit der meisten Räume. Wenn wir indeß mittelalterliche Auditorien abgebildet sehen, so finden wir stets nur wenige Schüler zu Füßen der Lehrer sitzen, und wir müssen daher annehmen, daß solch kleine Räume als Auditorien genügten und die größeren Säle nur für andere Zwecke in Anspruch genommen waren. Zunächst wird es wohl die *Aula* sein, welche wir suchen. Das Chörlein an der Giebelseite zeigt uns, daß es kein anderer Raum als *g* gewesen sein kann; doch war jedenfalls die dem Chörchen gegenüber liegende Wand nicht vorhanden, dagegen die Seitenwand verlängert, wie sich dies aus dem Grundrisse des Erdgeschoßes reconstituieren läßt. Der daneben liegende Saal *h* war nicht hakenförmig. Vielleicht waren es, den Strebepfeilern entsprechend, auch im I. Obergeschoß drei Gemächer, die eben so als Nebengemächer des Saales zu denken sind, wie jene Nebengemächer neben den Rathhäusern⁷³⁾. Vielleicht ging aber auch der Saal *h* bis zur Rückmauer des Gebäudes durch, hatte gleiche Größe mit *i*, und die beiden Säle *h* und *i* mögen, gleich der *Aula*, Versammlungssäle gewesen sein, etwa für einzelne Facultäten, da auch ihre Höhe darauf zu deuten scheint.

Die architektonische Construction giebt uns zu verschiedenen lehrreichen Bemerkungen Anlaß. Was lag unter dem Palas des Rectors, der *Aula*? Der Gebieter der Universität, welchem die Scepter vorangetragen wurden, hatte keine Soldaten, deren Aufenthalt ein Saal unter dem oberen Saal gebildet hätte. Die geringe Höhe des Erdgeschoßes erinnert uns daran, daß im Mittelalter bei vornehmen Häusern, und ein solches sollte doch das Collegienhaus sein, das Erdgeschoß nur untergeordneten Zwecken diente. Nach der Straße war jedes vornehme Haus im Erdgeschoß fensterlos. Hier ist es jedoch durchgängig mit Fenstern nach der Straße versehen. Auch dessen einzelne Räume geben sich als Auditorien kund und tragen theilweise noch die Namen berühmter Lehrer; dies würde, wenn es ursprünglich war, zeigen, daß eben nur die Ansprüche, welche man an eine gewöhnliche bürgerliche Wohnstube machte, an ein solches Auditorium gestellt wurden. Es ist jedoch recht wohl denkbar, daß alle diese Auditorien erst einem späteren Umbau, etwa des XVII. Jahrhunderts, ihren Ursprung verdanken. Unter den ursprünglich dort befindlichen Räumen ist jedenfalls der Carcer zu suchen, dann Magazine, Holzlagen, Dienerräume etc. Auch die Fenster des Erdgeschoßes sind doch wahrscheinlich erst später entstanden, theilweise wohl erst

⁷³⁾ Siehe Art. 60 (S. 65).

bei der letzten Restauration. Natürlich ist bei der geringen Stockwerkshöhe des Erdgeschosses die gewölbte Säulenhalle, welche den Hof umzieht, so niedrig, daß ein großer Mann eben noch unter den Ankeren wegkommen kann. Um die darauf befindliche Galerie unter Dach zu bringen, ist das Hauptdach so viel breiter angelegt als die darunter befindlichen Mauern, daß es über die Galerie vorschiefst. (Vergl. den Querschnitt.) Ein ganzes Drittheil des Daches schwebt also gerade in der Luft. Es hatten sich denn auch die Balken mit ihren Köpfen abwärts gebogen, und der Verband des Dachstuhles hatte sich gelockert, so daß man bei dem Bau in den fünfziger Jahren eine Streben-Construction zur Feststellung des Dachrandes hat anlegen müssen. Charakteristisch ist auch, daß jeder Flügel ein besonderes Dach hatte, welches zwischen zwei Giebel gestellt ist; über dem Nordflügel liegt ein von *k* bis *l* gehendes Dach, dessen Construction gerade in unserem Querschnitte gegeben ist. Ein eigenes Dach mit Giebeln lag auf der ehemaligen Aula *g*, ein anderes auf dem Saale *h* und ein drittes auf dem Gebäudelflügel *m*. Während vom Dache über *g* die Bedeckung der Galerie im Giebel nicht zum Ausdrucke kommt, ist sie bei den übrigen Räumen deutlich ausgesprochen. Der Giebel über dem Saale *i* geht an der Ostfront bis *l*; über den Mauern in den Linien *el* und *no* stehen jene des eigentlichen Ostflügels, bei *k* und *p* jene des Westflügels. Allenthalben waren zwischen diesen einzelnen, vollständig getrennten Dächern Stockrinnen, welche man im Mittelalter durchaus nicht scheute, eingelegt. Heute allerdings sind sie sehr unbeliebt, und man hat sie auch am *Collegium Jagellonicum* durch Verlängerung der Dachfirte bis zum nächsten Dache zu beseitigen gewußt; aber dadurch ist der Charakter des Gebäudes vollständig verändert. Man betrachte die Ostseite. Sie erscheint wie eine Gruppe von vier neben einander stehenden Gebäuden, was ja auch vollständig zutrifft; jetzt, wo zwischen den beiden äußeren Giebeln ein Dachfirte deren beide Spitzen verbindet, erscheinen die Giebel als ein vollständig blinder Aufbau, an moderne Rivalite erinnernd, ohne deren von unten aufgehende Motivirung.

Uebrigens war der Wiederhersteller des Haufes, Baudirector *Kremer*, ein außerordentlich liebenswürdiger Herr und hat des Verfassers Studien in Krakau sehr gefördert; ihm verdanken wir insbesondere auch die Mittheilung von Zeichnungen des Gebäudes vor dem Umbau; mit uns aber danken ihm alle Kunstfreunde, daß er eine große Zahl von Bruchstücken mittelalterlicher Architektur, welche nach dem großen Brande Krakaus im Jahre 1850 nicht wieder beim Aufbau der Häuser, denen sie ursprünglich angehört, verwendet worden waren, bei diesem Bau wieder verwendet und so aus dem Gebäude ein wahrhaftes Architektur-Museum gemacht hat. Wenn nun auch heute nicht mehr Alles ist, wie ursprünglich, und auf unseren Zeichnungen einzelne Thüren und Fenster stehen, die nicht zum ursprünglichen Bau gehörten, so freuen wir uns doch, daß sie heute dort sind, und der Verfasser schließt dieses Kapitel mit einer sehr angenehmen persönlichen Erinnerung.

5. Kapitel.

Der Wohnhausbau in den Städten von der Mitte des XIII. bis zum Schlusse des XV. Jahrhunderts.

70.
Drei Gruppen
von
Localschulen
in
Deutschland.

Kehren wir zur Bauweise der bürgerlichen Wohnhäuser in den Städten Deutschlands zurück, deren Entwicklung wir in Kap. 3 bis zur Mitte des XIII. Jahrhunderts geführt und nun durch das XIV. und XV. Jahrhundert zu verfolgen haben, so treten uns vor Allem, der Stammesverschiedenheit der Deutschen, aber auch der politischen Gliederung entsprechend, eine ganze Anzahl von Localschulen entgegen, die allein schon ein höchst mannigfaltiges Bild der Lebensgewohnheiten und der dadurch bedingten Vielseitigkeit des Hausbaues geben. Nun tritt aber in jeder Stadt wieder die Verschiedenartigkeit der Lebensstellungen und Stände im Wohnbau auf. Allenthalben macht sich neben dem Standesbewußtsein auch eine reiche Fülle von Individualitäten geltend; kurz das Bild gewinnt eine Mannigfaltigkeit, welcher wir innerhalb des Rahmens, der uns hier vorgezeichnet ist, unmöglich genügend Rechnung tragen können. Wir müssen uns begnügen, nur einzelne

der vielen Typen, welche uns entgegen treten, und der vielen Varianten folcher gleichsam als Proben der Mannigfaltigkeit vorzuführen.

Da ergeben sich denn nach dem Baumaterial, welches zur Verwendung gekommen ist, einzelne große Gruppen. Das im Ganzen häufigst verwendete Material blieb immer das Holz, und zwar in der Verwendung als »Fachwerkbau« oder »Riegelbau«. Innerhalb des Holzbau-Gebietes zeigen sich zunächst wieder zwei große Gruppen, die sich beinahe nach der Verwendung der beiden Ausdrücke von einander trennen, welche wir soeben dafür gebraucht haben: eine große südwestdeutsche Gruppe, in welche wir noch die heffische einschließen und welche ihren Sitz in jenen Gegenden hat, wo heute noch, wie in Schwaben, der Ausdruck Riegelbau vorherrscht, und eine große nordwestdeutsche Gruppe, in deren Bereiche man von Fachwerkbau spricht, welche vorzugsweise im Harze, überhaupt in Niedersachsen ihren Sitz hat. Aber auch in allen anderen deutschen Städten finden sich vereinzelt Holzbauten, theils vielleicht bestimmten individuellen Anschauungen der Besitzer entsprechend, theils aber auch ihren Mitteln; denn zum großen Theile sind es Gebäude von untergeordneter Bedeutung, mitunter selbst Provisorien, die man in anderen Gegenden aus Holz errichtete. Auch die Thatfache, daß allenthalben auf dem Lande ausschließlich Holzbauten ausgeführt wurden, deutet darauf hin, daß bei dem großen Holzreichtume Deutschlands, insbesondere bei dem großen Waldbesitze der Städte, so wie der Herren, deren Eigenthum die Dörfer waren, der Holzbau doch selbst da billiger war, wo das Steinmaterial nicht fehlte.

Nur wo solches leicht und nicht zu theuer zu beschaffen war, konnten ja auch der Mittelstand und die Kleinbürger daran denken, sich Häuser aus Bruchstein oder Quadern zu errichten. Die Ausdehnung, welche der Steinbau in Süd- und Mitteldeutschland, vor Allem am Rhein, dann aber auch mitten in den Gegenden des Holzbaues, so in den westphälischen Städten, nahm, hing also wesentlich von der Nähe geeigneter Steinbrüche, dann aber auch von der Wohlhabenheit der Bewohner ab. So sehen wir denn auch vereinzelte Steinhäuser, und nicht die unbedeutendsten, welche uns erhalten sind, in Städten errichtet, wo sonst der Holzbau Regel war. Wir brauchen nur an einzelne Häuser in Frankfurt a. M. zu erinnern, welches ganz der Gruppe der süddeutschen Holzbauweise angehörte; wir brauchen nur daran zu erinnern, wie sich in einzelnen Städten Heffens, z. B. in Marburg, Holzbau und Steinbau ungefähr die Wage hielten. Es würde dieses Verhältniß noch viel bestimmter hervortreten, wenn uns allenthalben mehr mittelalterliche Häuser erhalten wären. So aber hat in Deutschland vorzugsweise im letzten Viertel des XVI. und im ersten des XVII. Jahrhunderts, durch Wohlhabenheit begünstigt, ein Umschwung in der Lebensweise wie der Geschmacksrichtung stattgefunden, welcher den Abbruch der mittelalterlichen Häuser und den Neubau in damaligem Geschmacke in folchem Umfange veranlaßte, daß drei Vierteltheile des Gesamtbestandes an »alten« Bürgerhäusern aller deutschen Gegenden zusammen jenem halben Jahrhundert angehören und von dem Reste noch ein erheblicher Theil auch der späteren Zeit, so daß vom Mittelalter nur verhältnißmäßig wenig mehr übrig war, bevor das XIX. Jahrhundert, theilweise aus reiner Barbarei, theilweise aus wirklichem Bedürfnis noch aufräumte. Wir sind also heute genöthigt, unsere kunstgeschichtlichen Regeln theilweise aus sehr wenigen Beispielen abzuleiten und manches heute doch vereinzelt dastehende Bauwerk als Typus anzusehen, weil wir aus den erhaltenen späteren immerhin schließen können, daß auch die verschwundenen früheren ähnlich construirt gewesen sein müssen.

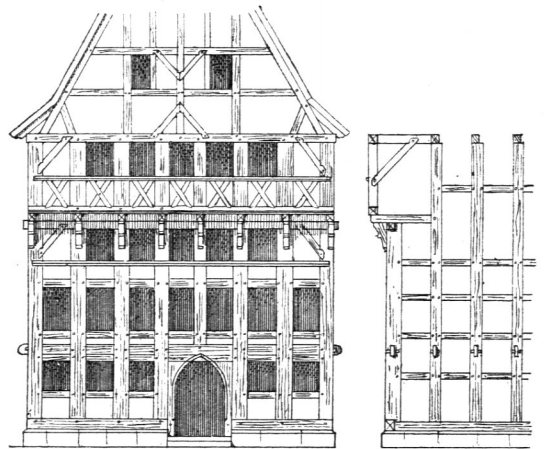
Es hat sich aber im Mittelalter neben dem Holz- und Steinbau noch eine andere Bauweise auch für das Bürgerhaus dort entwickelt, wo an Stelle des natürlichen Steines der künstliche, in kleinen Stücken hergestellte fast ausschließlich das Baumaterial bietet. Der Ziegel- oder Backsteinbau hat einer nordostdeutschen Gruppe, aber auch einer süddeutschen, vorzugsweise in Bayern, theilweise auch in Schwaben, die Grundlage gegeben, welche sich ebenfalls mit localen Variationen ausbildete und charakteristische Werke uns hinterlassen hat. Auch diese Gruppe hat vereinzelte Ausläufer in andere Gegenden entsendet, und wir finden z. B. in Nürnberg, wo der Steinbau die Herrschaft gehabt, nicht bloß einzelne Holzbauten, sondern auch manche Reste von mittelalterlichen Backsteinbauten.

71.
Holzbau:
Haus
in Münden.

Wir müssen zunächst mit dem Studium des Holzbaues beginnen, und da treten uns um die Wende des XIII. und XIV. Jahrhunderts die ersten erhalten gebliebenen Holzbauten Deutschlands entgegen, allerdings kleine Objecte, wie eben die Häuser der Kleinbürger es zu allen Zeiten waren. Schäfer⁷³⁾ hat sich gerade um das Aufsuchen und Auffinden einiger hierher gehöriger Bauwerke große Verdienste erworben, die er noch wesentlich erhöht haben würde, wenn er den veröffentlichten Zeichnungen auch nur einige Worte beigefügt hätte. Das älteste Object dürfte vielleicht das Haus sein, welches er aus Hannöverisch-Münden veröffentlicht hat. Ob es noch steht, in welchem Theile der Stadt, ob historische Nachrichten darüber vorhanden sind, erfahren wir leider nicht. Wir geben in Fig. 46⁷⁴⁾, was er giebt, wieder mit der Bemerkung, daß uns der vorspringende Giebelaufbau jünger zu sein scheint, da er sich in das System des übrigen Baues nicht fügt.

Das ganze Constructions-system beruht auf den lothrechten, durch alle Stockwerke von unten bis oben gehenden Säulen der Umfassungswände (Fig. 47⁷⁴⁾). Dieselben sind so enge gestellt, als die Gebälke gelegt sind, so daß sämmtliche über einander liegende Balken auf jeder Seite von folch einer Säule getragen werden und mit diesen Säulen einen Querbund durch das Haus bilden. Die Balken sind in die Säulen eingezapft, außerdem auch die neben den Zapfen stehenden bleibenden Theile in schräge Ausschnitte eingelegt. Bei der untersten Balkenlage greifen die Zapfen durch die Säulen hindurch, stehen noch weit hervor und sind durch eingeschobene Holzkeile verklammert, so daß das ganze Haus der Quere nach eine feste Spannung erhielt. Solcher Bünde steht eine ganze Anzahl hinter einander. Der Tiefe nach ist die Verbindung derselben unter sich nur durch eine Anzahl in die Säulen eingezapfter und mit Holznägeln befestigter Horizontalriegel hergestellt, so daß der gesammte Längenverband auf Holznägeln beruht; nicht einmal unter dem obersten Gebälke ist ein Kappholz über die Säulen gelegt. Auch die Front ist nur durch solche Nägel an den beiden Seitenwänden des Hauses fest gehalten. Jedes Schrägholz fehlt, so daß das Einfügen des ausgeladenen Giebels, welcher Bügen und Kreuzriegel hat und auf Stichen ruht, die mindestens zum ersten Balken hinter der Front gehen, eine wesentliche Befestigung bedeutete. Die Säulen selbst sind durch die Zapfen der Balken natürlich geschwächt; um nicht zu viele solche schwache Stellen am selben Punkte zusammentreffen zu lassen, sind die Horizontalriegel nirgends in der Balkenhöhe genommen, sondern in beliebiger Höhe dazwischen angebracht. In der Front sind sie so angeordnet, daß die Fenster die nöthige Höhe erhielten. Ueber das Innere fehlt jede Angabe. Ob Durchzüge in der

Fig. 46.



Holzhaus zu Hannöverisch-Münden⁷⁴⁾.

$\frac{1}{250}$ n. Gr.

⁷⁴⁾ In: CUNO & SCHÄFER, C. Holzarchitektur vom 14. bis 18. Jahrhundert. Berlin.

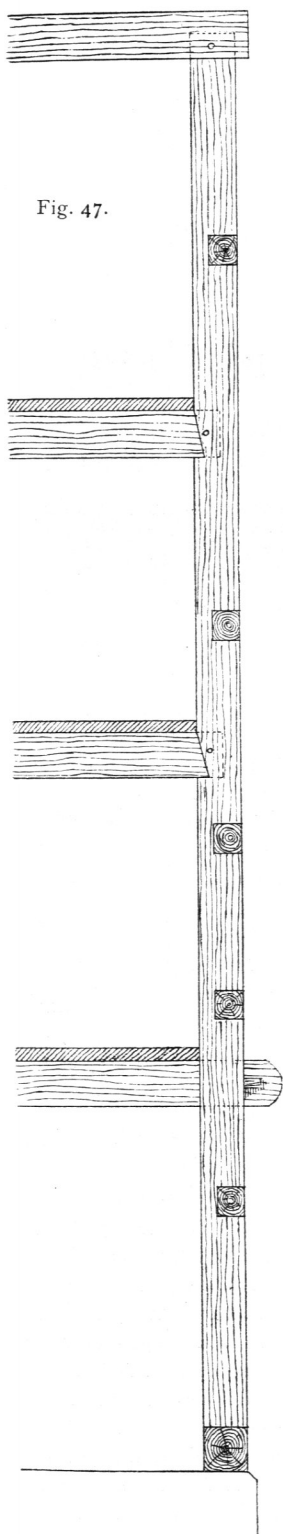


Fig. 47.

Mitte eines jeden Stockwerkes, deren ja die Balken bedurften, um sich nicht einzuschlagen, eine Längenverbindung bildeten, ob und wie auch hier durch alle Stockwerke durchgehende oder nur von Durchzug zu Durchzug reichende Säulen sie trugen, ob etwa der alte Innenbau nicht mehr vorhanden ist, ist *Schäfer's* Geheimniss.

Wir dürfen übrigens zweifeln, daß wir in diesem Gebäude einen Typus vor uns haben, der uns berechtigte, daraus weitere als etwa ganz locale Geltung beanspruchende Schlüsse, insbesondere auf vorausgegangene und nachfolgende Constructionsweisen, zu ziehen; denn wenn wir auch in benachbarten Gegenden Westphalens ländliche Gebäude in ähnlich schlechter Construction von späteren, selbst noch modernen Zimmerern ausgeführt sehen, so zeigt uns doch ein Blick auf das erwähnte französische Haus einerseits und auf jene die altnordische Tradition fortsetzenden norwegischen Bauten andererseits, von welchen im nächstfolgenden Hefte wenigstens kurz die Rede sein wird, daß eine derartig mangelhafte Construction nicht das ausschließliche Resultat einer damals doch schon mindestens zwei Jahrtausende alten Uebung in der Holz-Construction war⁷⁵⁾. Wir dürfen eben nicht glauben, in diesem Hause etwa ein allgemein giltiges Schema der Holz-Construction vom Schlusse des XIII. Jahrhunderts vor uns zu haben.

Wesentlich entwickelter ist die Construction eines anderen gleichfalls von *Schäfer*⁷⁴⁾ veröffentlichten Holzbaues, der auch zu den ältesten in Deutschland erhaltenen gehört, eines kleinen Doppelhauses zu Marburg in Hessen (Fig. 48⁷⁴⁾, welches als dem Jahre 1320 entstammend wiedergegeben ist, natürlich ohne daß *Schäfer* angegeben hätte, ob diese Jahreszahl irgend wo am Hause eingeschnitten ist, ob sie urkundlich fest steht oder ob es eine Schätzung ist, welche wir in solcher Genauigkeit feinem Formengefühle verdanken.

72.
Haus
in Marburg.

Jedes der beiden Einzelhäuser hat eine Frontlänge von ungefähr 4,5 m, das ganze Doppelhaus also von 9 m. Wenig größer ist auch die Tiefe der Häuser, sie haben außer dem 3 m im Lichten hohen Erdgeschoß noch 2 Stockwerke, von denen das erste 2,5 m, das zweite gar nur 2,0 m lichte Höhe hat. In jedem Stockwerke ist für jeden der beiden Einzelbesitzer ein Raum nach der Strafe angeordnet, dahinter ein kleiner Gang mit der geradarmigen Treppe, dahinter noch ein Raum. Im Erdgeschoß ist es die Werkstätte, in welche der einzige Eingang zum Hause führt und von der aus man in die Wohnräume gelangt. Nur ein einfaches bürgerliches Hauswesen sollte in solch einem Häuschen Unterkunft finden. Der Hauptraum war die von der Strafe aus zugängliche Werkstätte. Neben der Thür war die ganze übrige Wand durch Fenster eingenommen, so daß möglichst viel Licht in das Innere fiel. Dort saß am besten Platze, aber doch so, daß er sich leicht erheben und eintretende Kunden begrüßen konnte, der Meister, neben ihm die Gefellen und der Lehrling. Sie arbeiteten auf Bestellung der Kunden und nur, wenn solche einmal fehlten, nebenbei auf Vorrath. Einen großen Vorrath zu halten, erlaubten weder die Betriebsmittel, noch die Zunftregeln, und sämtliche fertige

Constructions-Detail
zu Fig. 46⁷⁴⁾. — 1/50 n. Gr.

⁷⁵⁾ Vergl. auch die Halle *Wilhelm des Eroberers* in Fig. 4 (S. 16).

Waaren fanden meist auf dem Fensterbrette, höchstens noch in einem Schranke im Inneren der Werkstätte Platz. Einen Laden mit Vorräthen der verschiedensten Art hatte nur der Krämer, dessen Haus vielleicht um ein Weniges grösser war, als die Hälfte solch eines Doppelhauses, in welchem des Meisters Werkstätte den Hauptraum bildete.

Der nächst wichtige Raum war die Stube im I. Obergeschoß über der Werkstätte, wo die Familie um die Meisterin versammelt war, wo Vater und Mutter schliefen und auch die gemeinsamen Mahlzeiten mit Gefellen und Magd genommen wurden, falls nicht der Tisch in der Küche gedeckt war. Wo in unserm Häuschen ursprünglich die Küche gewesen, ob in dem rückwärtigen Locale zu ebener Erde oder jenem des I. Obergeschoßes, geht aus *Schäfer's* Zeichnung nicht hervor, nach welcher wir unsere Fig. 49⁷⁴) in dem auch sonst von uns fest gehaltenen Maßstabe wiedergeben. Die Kleinheit kommt daher, daß eben das Haus so klein ist.

Was uns vorzugsweise interessiert, ist die Construction dieses einfachen Hauses, welche in einem gewissen Gegensatze zu der später üblichen steht. Das Doppelhäuschen besteht nämlich aus fünf hinter einander aufgestellten Bündeln, durch welche es in vier Abtheilungen gegliedert ist, von denen zwei die Werkstätte bilden, eine den erwähnten Gang mit der Treppe und eine das hintere Zimmer oder die Küche. Jeder Bund ist ein einfaches Gerüst, welches aus je drei lothrechten Säulen aufgerichtet ist, die vom Boden bis zum Dache durchgehen und durch eingezapfte Durchzüge verbunden sind (Fig. 50).

Unter sich sind die fünf Gerüste durch eingezapfte horizontale Riegel verbunden, welche tiefer liegen, als die Durchzüge, so daß nicht vier Zapfenlöcher an derselben Stelle der Säule zusammentreffen und diese zu stark schwächen. Bemerkenswerth ist, daß sowohl für diese Verbindungsriegel als für die Durchzüge bei der Bearbeitung der viereckigen Säulen aus dem Rundholze consolenartige, flache Ansätze stehen geblieben sind, auf welchen die eingezapften Hölzer noch ein Auflager finden. Eingeklammerte Bögen und gleichfalls verplattete schräge Windhölzer in den Seiten des Hauses stellen die verticalen und horizontalen Hölzer fest, so daß in der ganzen Construction, die unten nicht auf hölzernen Schwellen ruht, sondern auf den in die steinerne Basis eingestellten 15 Säulen, eine Verschiebung oder Drehung nicht stattfinden kann. Auf den Durchzügen dieser 5 Gerüste liegen der Tiefe nach die beiden unteren Gebälke. Sie schiefen nach der Giebelseite, das untere 50, das obere 90 cm vor; einzelne der Balken haben Zapfen an der Stirnseite, an welche die Säulen der Fassade angehängt sind; mit diesen Hängesäulen sind die Schwelle, der Brüstungsriegel und ein Kappholz verplattet. Die verplattete Schwelle liegt auf den übrigen Balkenköpfen auf, so daß auch diese die Front-Construction des I. Obergeschoßes tragen. Der Giebel selbst hat noch einmal einen geringen Vorprung; das Gebälke über dem II. Obergeschoß liegt querüber, so daß es die Construction des Daches trägt, welches noch 2 Stockwerke hat, die zu Schlaf- oder Vorrathsräumen benutzbar waren. Verzierungen kommen, außer den gestochenen Hängesäulenköpfen, nicht vor.

War so vom Zimmermann das Gerippe des Hauses hergestellt, so konnte der Besitzer dasselbe mit Hilfe seiner eigenen Leute fertig stellen, indem er mit unabgeschälten Zweigen und Aststücken, die mit Lehmstroh umwickelt wurden, sich Wände in dieses Gerüste einflocht. Nur für wenige Theile mußte der Maurer sorgen, so für die Schlotte und Feuerstellen. Die Deckung des Daches mit Stroh, Schindeln oder selbst etwa Ziegeln konnte der Besitzer gleichfalls selbst besorgen; doch war Ziegel- oder gar Schieferdeckung auch in den Städten ursprünglich nur auf den Häusern reicher Leute zu finden. Der ehrfame Handwerksmeister begnügte sich mit Stroh. Er erhielt, wenn er das Holz aus dem Stadtwalde bezog, ein billiges Haus, das er leicht bezahlen konnte. Wenn dann die gewickelten Felder zwischen den Hölzern der Front aus freier Hand mit Lehm fauber glatt gestrichen und mit Kalkmilch getüncht waren, das Holzwerk aber mit Röthel gestrichen, so hatte die Strafe, wo sich ein solches Haus an das andere schloß, jedes mit einem besonderen Zeichen versehen, nach welchem es benannt wurde, ein freundliches Aussehen, und das Leben in derselben war ein sehr idyllisches, wenn Meister und Gefellen in den offenen Werkstätten fleißig arbeiteten, der irgend wo angestimmte Gesang sich von Werkstätte zu Werkstätte fortpflanzte, wenn Kinder die Strafe füllten und, von den Müttern an den Fenstern beobachtet

Fig. 48.

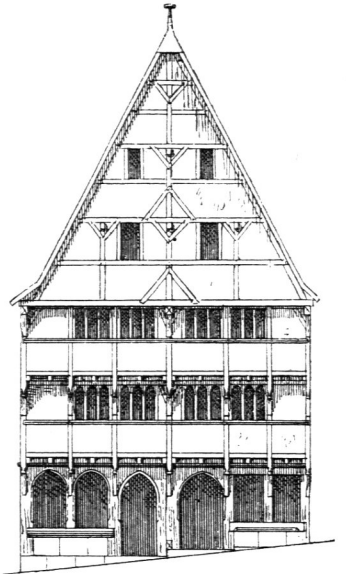
Kleines Doppelhaus zu Marburg⁷⁴),
1/250 n. Gr.

Fig. 49.

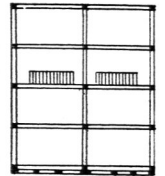
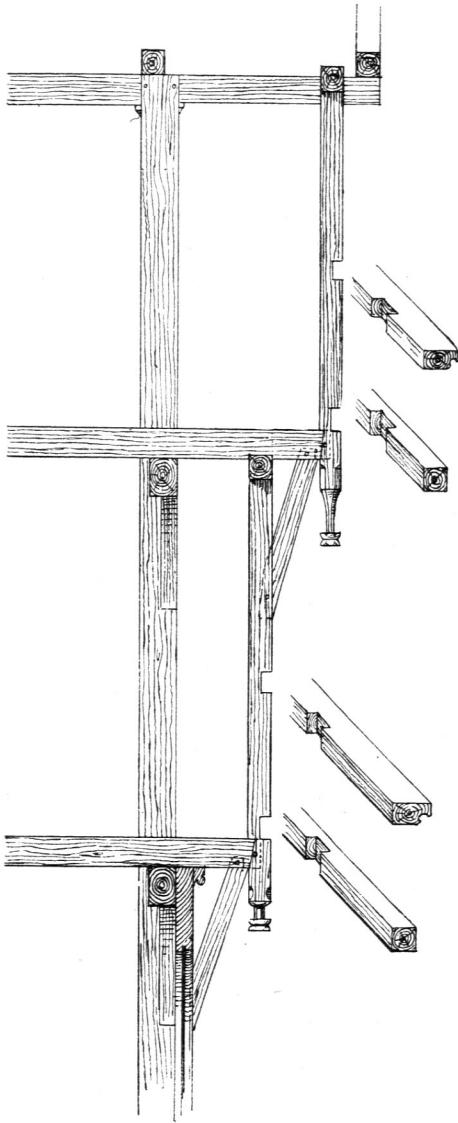
Grundriß
zu Fig. 48⁷³).
1/500 n. Gr.

Fig. 50.



Constructions-Detail zu Fig. 48⁷⁴⁾.
1/50 n. Gr.

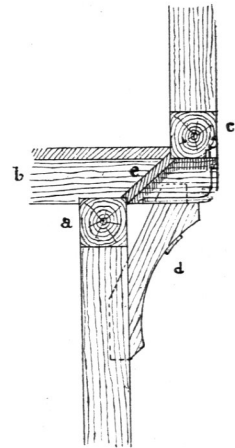
und beaufsichtigt, spielten, die Nachbarinnen bei der Arbeit von den Fenstern aus ihre Neuigkeiten eintauchten, die Alten auf der Bank vor den Häusern saßen, Kunden durch die Strafe gingen. Es bot sich ein Bild stillen bescheidenen Glückes, bis trübe Ereignisse auch ihr Recht geltend machten, bis gar Feuer entstand, welches trotz eben so eifriger als ungeschickter Hilfe ganze Stadttheile rasch in Asche legte. Nun, ein großes Kapital war gerade an einem solchen Haufe nicht verloren, und wenn die Bewohner ihre beweglichen Habeligkeiten nicht retten konnten, so half die Wohlthätigkeit ihnen aus. Die Nächstenliebe konnte sich geltend machen. Stadtverwaltung und Stadtwald boten neues Holz. Meister Zimmermann aber und seine Gefellen hatten nicht umsonst um das tägliche Brot gebetet. Die Zunftgenossen in und außer der Stadt unterstützten die Ihrigen, bis wieder neue Häuser standen, eben so einfach und nett, wie die alten und eben so vergänglich.

Die Construction des Marburger Hauses giebt erst jener aus Münden eine gewisse Wahrscheinlichkeit, ohne welche wir die Mündener überhaupt nicht anerkennen würden; so scheint es aber, daß zu früherer Zeit in Deutschland allgemein oder mindestens in gewissen Gegenden die großen

Verticalhölzer die Grundlage der Construction bildeten. Wie weit dies ging, sowohl räumlich als zeitlich, können wir heute nicht feststellen.

In Hessen selbst finden wir schon zu Beginn des XV. Jahrhunderts sie nicht mehr. Schon im Pfarrhause zu Hersfeld⁷⁴⁾, welches

Fig. 51.



Constructions-Detail von
einem Hause zu Hersfeld⁷⁴⁾.
1/50 n. Gr.

im *Cuno-Schäfer*'schen Werke veröffentlicht ist, ist jedes Stockwerk vollständig für sich construirt, wie dies vor Allem die gefammte Reihe der aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts erhaltenen Bauwerke zeigt. So konnten Stock auf Stock errichtet werden, so viel man deren eben wollte; es konnte schon auf das erste das Dach gelegt werden, oder man konnte drei und noch mehr über einander aufrichten. Wir geben in Fig. 51 den Kern der Construction des Hersfelder Hauses.

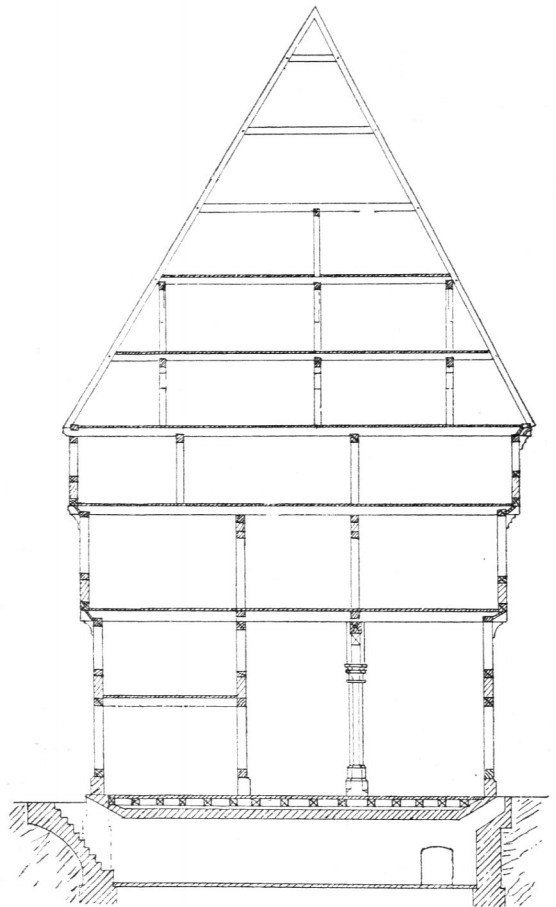
Sie ist sehr einfach und klar. Ueber den tragenden Säulen liegt das Kappholz *a*, welches das Gebälke *b* trägt, auf den Balkenköpfen die Schwelle des oberen Geschosses *c*; zur Unterstützung des Balkenkopfes dient die Büge *d*; ein eingeschobenenes Brett *e* bildet den Abschluß der Stücker, welche, aus gespaltenen in Falze eingeschobenen, mit unten glatt gestrichenem Strohlehm umwickelten Hölzern gebildet, den Zwischenraum der Balken ausfüllt.

73-
Haus
in Hersfeld.

Als Beispiel des norddeutschen Fachwerkbaues vom Schlusse des XV. Jahrhunderts geben wir das Knochenhauer-Amthaus in Hildesheim wieder. Das »Amt« ist eine Bezeichnung für die Gesammt-Corporation; das Wort kann nicht als gleich bedeutend mit »Zunft« angesehen werden, weil allenthalben die Organisation eine verschiedene war, wie die Bezeichnungen. Aber es ist doch wesentlich dieselbe Sache. Das Haus, welches wir in Fig. 52 bis 55 den Lesern in zwei Grundrissen und zwei Durchschnitten vor Augen führen, ist ein außerordentlich charakteristisches Beispiel. Es hat zwar vor einigen Jahren durch Feuer gelitten, ist aber ganz in alter Weise wieder aufgebaut worden; zudem sind die *Cuno'schen* Aufnahmen, welche unserer Darstellung zu Grunde liegen, so viel wir wissen, schon vor dem Brande gemacht worden.

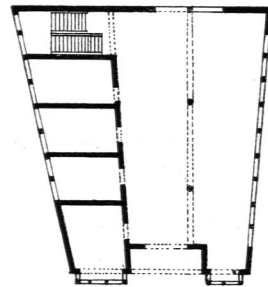
Das Haus besteht aus einem fast 6 m hohen Erdgeschofs, das einen großen Flur enthielt, zu welchem ein Zugang an der Schmalseite führte; später ist dieser Flur auf einen Mittelcorridor reducirt worden, zu dessen beiden Seiten eine Reihe von Zimmern in Halbgekössen eingerichtet waren. Wenn nicht gleich ursprünglich auf der einen Seite in dieser Weise erbaut, dürfte es doch bald dazu gekommen sein, den Flur einerseits zu verbauen, da er in der Gröfse, wie sie in Fig. 54 erscheint, immerhin groß genug gewesen sein mag, um das Handwerk dort zu verfammeln, und da man dabei kleinere Räume, insbesondere auch Trinkstuben, nöthig hatte. Dafs gerade zwei Säulen den Durchzug im Flur trugen, wie wir dies gezeichnet haben, geht aus der Eintheilung des darunter befindlichen Kellers hervor. Das I. Obergeschofs ist durch 2 Langwände in 3 Theile getheilt, dazwischen in der Mitte ein Flur *F* erhalten, die Seitentheile durch Wände in Zimmer geschieden. Es konnten nun allerdings solche Fachwerkwände, ohne der Festigkeit des Ganzen zu schaden, herausgenommen und an anderer Stelle wieder aufgerichtet werden; allein ein Saal, wie *s*, war jedenfalls von Anfang an für die Zusammenkünfte der Amtsvorsteher, Aufnahme und Freisprechung von Gefellen und Lehrlingen und andere Geschäfte vorhanden; denn auch die Zunft oder das Amt hatte seinen »Palas« nöthig, wo vor geöffneter Lade mit gewisser Feierlichkeit die Geschäfte befragt wurden. Schon das II. Obergeschofs ist nur durch Säulen gestützt, welche das Gebälke tragen, auf dem sich das Dach aufbaut, ein einfacher stehender Stuhl, dessen unterer Theil, drei Stockwerke,

Fig. 52.



Querschnitt. — 1/250 n. Gr.

Fig. 53.



Erdgeschofs. — 1/500 n. Gr.

Knochenhauer-Amthaus

Fig. 54.

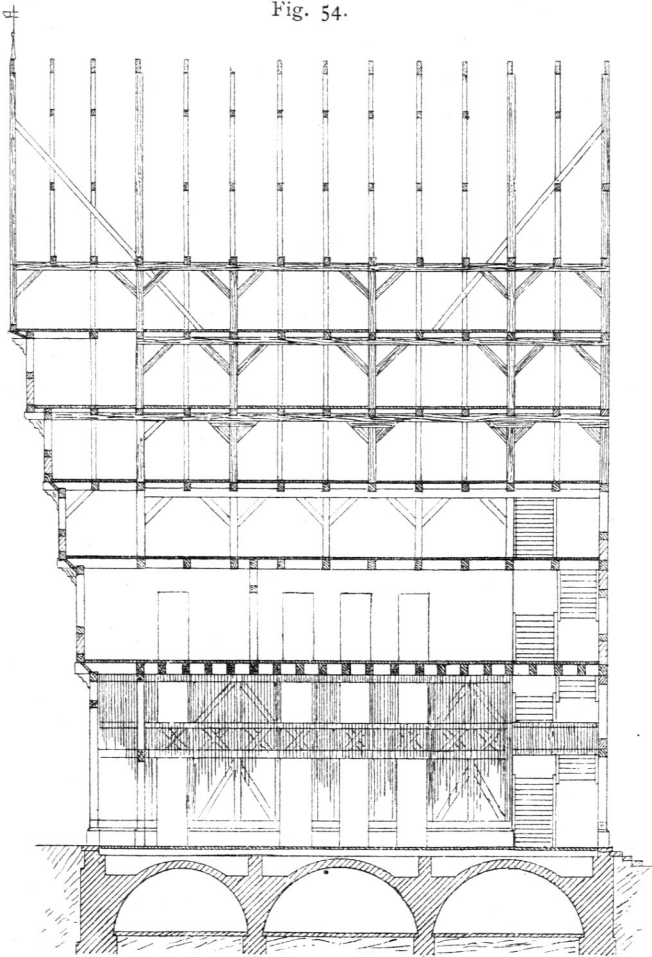
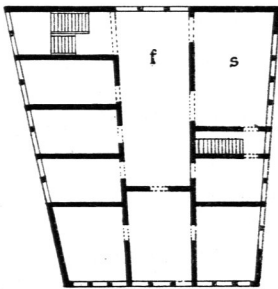
Längenschnitt. — $\frac{1}{250}$ n. Gr.

Fig. 55.

I. Obergeschoss. — $\frac{1}{500}$ n. Gr.zu Hildesheim ⁷⁴⁾.

gewinn erzielt; es ist aber auch in der vorderen Belastung der Balkenköpfe eine wesentliche Erhöhung der Festigkeit und eine Verminderung der Neigung der Gebälke, sich einzuschlagen, erzielt. Diese war aber auch um so nothwendiger, als man im Inneren, wie der Querschnitt zeigt, durchaus nicht Säule auf Säule gestellt hat, sondern den Balken an beliebiger Stelle belastete. Die Hauptschattenfeste dieser

mit Böden versehen, als Lagerräume eingerichtet waren, während deren noch zwei nach Bedarf hergerichtet werden konnten, jeder allerdings immer kleiner werdend, als der nächst untere.

In ähnlicher Weise waren auch die großen Kaufmannshäuser eingerichtet, in deren unterem Flur die Waaren beim Ankommen und Abgehen auf- und abgeladen, gewogen, geöffnet und wieder verpackt wurden, im oberen Geschoss und auf den Dachböden lagerten, wo etwa im Zwischengeschoss die Schreibstuben, im I. Obergeschoss die Familienwohnung sich befand.

Während das Marburger Haus keinerlei Schnitzwerk zeigt und auch die ganze süddeutsche Holzbaugruppe noch im Schlusse des XV. Jahrhunderts mit Schnitzwerken sehr kargt, ist die norddeutsche Gruppe damit sehr freigebig, und das ganze Knochenhauer-Amthaus ist, wie die verwandten Bauwerke, reich damit bedeckt. Die Construction ist noch dieselbe, wie bei Fig. 51. Die Ausladungen eines Stockwerkes über das andere sind an den verschiedenen Seiten verschieden groß, zum Theile recht beträchtlich, so daß z. B. das oberste Geschoss des Giebels 2,7 m über die Sohle des Gebäudes hervortritt. Es ist so ein recht beträchtlicher Raum-

75.
Eigenschaften
der
Holzbauten
des
XV. Jahrh.

Holz-Constructionen besteht trotzdem in dem Einschlagen so mancher Hölzer und in den Krümmungen, welche dadurch die gerade fein fallenden Linien annehmen. Das Einschlagen an den Fronten kommt übrigens zu großem Theile daher, daß die verschiedenen Holzverbindungen nicht mit mathematischer Genauigkeit hergestellt werden können, daher sich durch die Last, welche auf ihnen ruht, verschieden in einander pressen. Ist dann noch z. B. eine Schwelle an einzelnen Stellen weich, fängt sie durch das Wasser, welches in die Zapfenlöcher eindringen konnte, zu faulen an, so drücken sich auch die Säulen ungleich ein; das betroffene Stockwerk und alle folgenden werden schief und krumm, und kein noch so reiches Schnitzwerk kann diesen Uebelstand ausgleichen.

Wenn wir Fig. 51 (S. 79) betrachten, so müssen wir finden, daß der Verschluss durch das Brett *e* doch ein recht dünner und unzuverlässiger ist. Um den Schluss des Mittelalters fand man es daher entsprechender, einen Riegel, eine Art blinder Schwelle, statt dieses Brettes zwischen die Balkenköpfe einzuschieben und demselben ähnliche Profilirung zu geben, wie der Schwelle selbst. (Siehe *e* in Fig. 56, wo *a* ebenfalls das Kappholz bedeutet, *b* den Balken, *c* die Schwelle und *d* ein kurzes Holz, gleich dem Balkenkopf profilirt und in die Säule, wie in den Balken eingezapft, so daß wie die Schwelle, so auch der Balkenkopf gedoppelt erscheint.) Das Profil der Schwelle und des darunter liegenden Riegels erhalten an jedem Balken einen Auslauf.

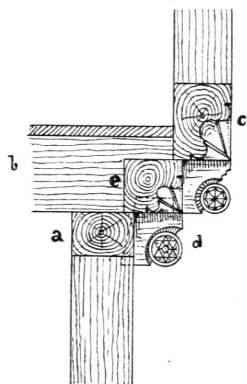
So hat die Renaissance die Construction der Holzhäuser übernommen und bis in das XVII. Jahrhundert fortgeführt. Unser Beispiel ist einem Hause aus Wernigerode entnommen, welches erst dem Jahre 1583 entstammt.

Der norddeutsche Holzbau hat in Folge der glanzvollen Ausstattung nicht ausschließlich für kleine Verhältnisse Anwendung gefunden. Die Construction des Daches ist daher nicht allenthalben so, daß der Giebel der Strafe zugekehrt ist. Nicht um einer Giebel-Architektur willen war die Anordnung gewählt, wie wir dieselbe in Fig. 46 u. 48 sehen, sondern weil es stets das Natürliche ist, das Dach nach der Länge des Hauses zu legen und dem Giebel die Schmalseite zuzuweisen. Wo daher das Haus länger ist als tief, gehören die Giebel an die beiden den Nachbarn zugekehrten Seiten. Größere Häuser zeigen daher nur ausnahmsweise den Giebel nach der Strafe, sondern meist die Dachtraufe.

Wenn wir die Entwicklung des Wohnhausbaues aus Stein während dieser Periode betrachten wollen, müssen wir übrigens doch vom Giebelhause ausgehen; denn auch, wo der Steinbau die Regel bildete, hatte der Kleinbürger, der ja zu allen Zeiten den Wohlhabenden gegenüber in der Mehrzahl war, kein großes Haus, und bei kleinen, insbesondere schmalen Häusern war stets die Richtung des Giebels nach der Strafe das Naturgemäße.

Sehen wir uns wieder Cöln an, so waren noch vor 40 Jahren dort die Strafen der Stadt gefüllt mit kleinen Häusern von 4 bis 5^m Front, welche sämmtlich im Anschlusse an die Giebelhäuser der vorigen Periode einen Treppengiebel hatten, den sie nach der Strafe kehrten, meist viel einfacher als jene älteren, aber doch so, daß sie in zwei Stockwerken, da der Dachraum benutzt ist, Fenster über einander hatten.

Fig. 56.



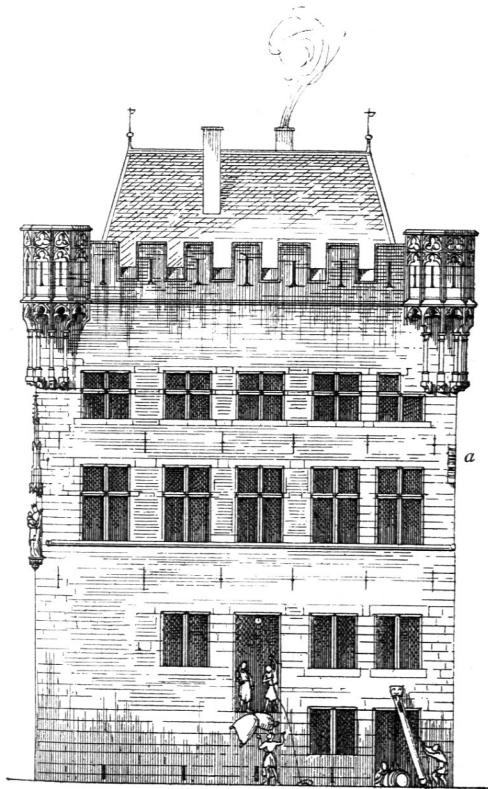
Constructions-Detail
zu Fig. 52 bis 55 73).
1/10 n. Gr.

In der Front darunter sind nur einige Fenster mit Steinkreuzen und das Eingangsthor. In dieser Form überdauerte der gleichmässige Wohnhausbau das Mittelalter, selbst das XVI. und XVII. Jahrhundert, und wenn nicht Einzelheiten es merken liessen, würde man kaum daran denken, dass es eine ganz andere Culturperiode ist, in welche die Welt inzwischen eingetreten, wenn man die kleinen Hausbauten Cölns noch im Beginne des XVIII. Jahrhunderts sieht. Es finden sich Häuschen, welche überhaupt nur die Breite eines Fensters haben, dafür aber eine ganze Anzahl Geschosse. Mitunter sogar gab man etwas breiteren Häusern, z. B. von 10 m Front, zwei solcher Giebel neben einander mit einer Stockrinne zwischen beiden Dächern, so dass sie wie zwei Häuser ausschauten⁷⁶⁾. Jetzt hat man mit denselben furchtbar aufgeräumt.

Typisch für Cöln ist auch eine Reihe anderer nicht gerade sehr grosser Häuser. Sie lagen nicht direct an der Strasse, sondern hinter einem Hofe und liessen nur eben einzelne Flügel hervorgehen. Als besonders charakteristisch für dieselben, welche in der auf uns gekommenen Erscheinung frühestens dem Ende des XV., grösstentheils aber dem XVI. Jahrhundert und noch späterer Zeit angehören, ist ein schlankes, hoch über das Dach aufgehendes Thürmchen, meist ein Treppenthürmchen in der Ecke zweier Flügel. Sie mögen zum grossen Theile im XV. und XVI. Jahr-

77.
Zweiter
Typus:
Ritterburgen.

Fig. 57.



Eitzweiler'sches Haus in Cöln⁷⁷⁾.

1/250 n. Gr.

hundert umgebaut sein, sind in ihrer Anlage aber zweifellos theilweise viel älter. Sie gehen in das XII. und XIII. Jahrhundert zurück und waren zu jener Zeit Burgen der Geschlechter. Später, als Cöln demokratisch geworden war, mögen auch Andere sich ähnliche »Ritterburgen«, so hiessen sie in Cöln, erbaut haben; denn deren Anzahl war noch um die Mitte unseres Jahrhunderts grösser, als ja die Zahl der Geschlechter je gewesen sein kann. Heute hat man auch mit ihnen gründlich aufgeräumt.

Noch ein dritter Typus hat sich für die Häuser vornehmer Bürger ausgebildet.

78.
Dritter
Typus:
Kaufmanns-
häuser.

Der Gürzenich scheint grossen Anklang gefunden zu haben oder ganz vollständig aus den heimischen Anschauungen hervorgegangen zu sein, so dass eine Anzahl Häuser, wie er mit einem Zinnenkranz am Fusse des Daches ausgestattet und mit Eckthürmchen versehen wurde, die ganz derselben Familie angehören, wie jene des Gürzenich. Auch davon sind heute manche verschwunden. Wir geben in Fig. 57 nach *Wiethase*⁷⁷⁾ das Haus wieder, welches die Ecke »Unter Taschenmachern« einnimmt, das Eitzweiler'sche Haus, dessen

⁷⁶⁾ Siehe: Köln und seine Bauten. Festschrift zur VIII. Wanderversammlung des Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine in Köln vom 12.—16. August 1888. Herausgegeben vom Architekten- und Ingenieurverein für Niederrhein und Westfalen. Köln 1888.

⁷⁷⁾ Siehe ebendaf., S. 116 ff. Fig. 91.

Erdgeschofs vor einiger Zeit modernisirt wurde, ohne dadurch häßlich geworden zu sein. Allerdings für die geschichtliche Betrachtung ist es nicht mehr da, und gerade die harmonische Erscheinung könnte uns leicht irre führen, Neues für Alt zu nehmen. Das Erdgeschofs war aber auch schon vor dem letzten Neubau geändert. Wir finden an dem Hause außer den bereits erwähnten Anklängen an den Gürzenich⁷⁸⁾ noch das Madonnenbild unter einem schlank aufsteigenden Baldachin an der Ecke, welches nicht bloß in Cöln, sondern allenthalben in ganz Deutschland eine lieb gewordene und weit verbreitete Zierde der Häuser bildete und heute noch in mancher deutschen Stadt wechselnd mit anderen Heiligenfiguren den Straßen einen allgemein verehrten künstlerischen Schmuck giebt. Eine zweite Eigenthümlichkeit, welche vorzugsweise Cöln zugehört, sind die sichtbaren Schließsen der Ankerköpfe, welche an einzelne Balken befestigt sind und so dazu beitragen, den Querverband des Hauses zu sichern. Sie kommen außerhalb Cölns vorzugsweise in den Niederlanden vor; sie überdauerten das Mittelalter, sind häufig reich ornamental ausgestattet oder in Form von Buchstaben und Ziffern hergestellt, um Namen des Besitzers oder Jahreszahl der Erbauung damit anzugeben. An der Ecke des Hauses befindet sich hoch oben ein scheinbar räthselhafter großer Kragstein *a*, wie ähnliche sich mehrere an anderen Häusern befinden. Hier erklärt er sich aus dem Nachbarhause, einem mit einem Giebel versehenen wesentlich niedrigeren Hause. Dasselbe hatte ohne Zweifel, wie dies in Aachen durchgängig Sitte war, einen vorspringenden Holzgiebel, der auf diesem Kragsteine auflag.

Die ursprünglichen Grundrisse solcher steinerer Häuser sind uns noch seltener erhalten geblieben, als jene hölzerner. Es war in solch größerem Steinhause stets ein nicht unbeträchtliches Kapital niedergelegt, welches nach den Verhältnissen jeder Zeit ausgenutzt werden sollte. Die Häuser waren auch im Besitze von Leuten, die in ihrer Lebensweise stets auf der Höhe der Zeit stehen wollten und die Mittel zu Umgestaltungen befaßen. Sie richteten sich also nach den Anforderungen der Zeit und änderten im Hause, was ihnen nicht paßte. So würde es sicher auch für Cöln schwer fallen, zu bestimmen, wann und ob schon im Mittelalter die Erdgeschosse der größeren Häuser, welche eine beträchtliche Höhe hatten und theilweise mit Halbgeschossen in Verbindung standen, in der Weise eingerichtet wurden, daß sie, wie die kleinen Handwerkerhäuser, Fenster nach der Straße erhielten. Das Kaufmannshaus, welches immer noch zu den vornehmeren gerechnet wurde, hatte den großen Flur zum Geschäftsbetriebe nöthig; aber er war trotzdem, wie anderwärts, so auch in Cöln fast durchweg schlecht beleuchtet, so lange man die Fenster im Erdgeschofs nicht liebte, wenn er auch vom Hofe aus Licht bekam oder etwa durch das in ruhigen Zeiten während der Arbeit im Flur offen stehende Hausthor. Dagegen waren hölzerne Gerüste in den Flur eingebaut, welche das Lagern der Waaren auf zwei oder noch mehr Böden gestatteten. An irgend einer Stelle im

⁷⁸⁾ Wir haben der Versuchung widerstanden, in Fig. 57 die hölzernen Spitzen auf die beiden Thürmchen zu setzen; es scheint in der That, daß man in Cöln dieses anderwärts allgemein übliche Proviforium, welches ja zudem auf solchen Thürmchen dauernd bleiben konnte, zum mindesten höchst selten verwendete. Aber wir laden die Leser ein, es selbst zu thun. Sie werden überrascht sein, welche Familienverwandtschaft das Haus sofort mit dem in Fig. 58 dargestellten erhält. Es ist gut, solche Versuche mitunter zu machen; man sieht daraus, daß nicht immer die localen Schulverschiedenheiten so tief gehend sind, als Jene glauben, die nur den verstümmelten Zustand ansehen, in welchem die Werke auf uns gekommen sind und den sie, weil sie unter den verstümmelten Werken aufgewachsen sind, sie in diesem Zustande lieb gewonnen haben, als den ursprünglichen ansehen und nicht zugeben wollen, daß er einmal anders gewesen. Weist man sie auf anderwärts erhaltene vollständige Bauten hin, so meinen sie, ihre Localschule habe eben die Werke so gebildet. Wenn nicht heute noch die alte Dach-Construction auf dem Nürnberger Hause stünde und noch dazu deutlich als Proviforium bezeichnet, würde man uns auch dort sicher nicht glauben, daß die Alten solche Proviforien aufsetzten und daß auch zeitweilig das Haus ohne Dach und ohne Spitzen auf den Thürmchen, also in ganz anderer Erscheinung dastehen konnte und dann ganz Cölnisch ausähe.

Flur war die Wendeltreppe, welche zu den oberen Geschossen führte. Einzelne Theile der Gerüste trugen förmliche Kammern, sog. »Hängestuben«. Gegen den Hof befanden sich wohl die Aufzüge, welche es gestatteten, die Waaren zu den oberen Geschossen und den Dachräumen aufzuwinden. Irgend ein nach der StraÙe gehender »Ausleger«, der in das Mittelalter hinaufginge oder auch nur andeuten würde, daß schon früher ein solcher an der Stelle war, ist uns in Cöln nicht bekannt. Ob die später allenthalben in Handelsstädten heimisch gewordene Sitte, im Inneren des Hauses einen durch alle Stockwerke hindurchgehenden Aufzug anzulegen, in Cöln schon in das Mittelalter reicht, läßt sich nicht nachweisen. Die Kleinheit der Höfe läßt es annehmen. So mag die Einrichtung auch im *Etzweiler*'schen Hause gewesen sein.

Es hat nach der anderen Seite um die Ecke herum ungefähr dieselbe Breite, wie nach der hier gezeichneten. Dort mag der Haupteingang gewesen sein. Der Kopf über unserer in der Ecke befindlichen Thür deutet darauf hin, daß diese vormals die Kellerthür war; denn der Keller war nicht bloß in Cöln, sondern auch während des ganzen Mittelalters allenthalben nicht vom Inneren des Hauses, sondern von der StraÙe zugänglich, von wo eine steile Treppe hinabführte. Da hatte man denn über der Thür, etwa auch in größerer Höhe, als hier gezeichnet ist, jene breiten, unten ausgehöhlten Fratzenköpfe, in Cöln »Gringkopf« genannt, mit zwei großen eisernen Fangzähnen, welche es gestatteten, einen starken Baum mit Rolle unter diesen Eisen einzufestmen und daran mittels eines Seiles die Fässer auf- und abzubewegen. Man konnte aber für die Schreibstuben im Halbgeschoss, für die Hängestuben, recht wohl Licht gebrauchen, und die Manipulation mit den Waaren im Flure selbst ging auch leichter vor sich, wenn man dazu sehen konnte. Es bedurfte also nur der Absicht, weniger vornehm zu erscheinen und des Aufgebens der Scheu vor den Plebejern draußen, um auch diesen Flur durch ordentliche Fenster gut zu beleuchten. Irgend einmal müssen also die Fenster im Erdgeschosse zuerst angelegt worden sein. Krämergeschäfte allerdings mit einer Ladeneinrichtung oder Werkstätten mit geöffneten Läden waren während des Mittelalters in den größeren Steinhäusern Cölns so wenig als irgend wo anderwärts in den Häusern von solcher Bedeutung zu finden. Der Besitzer eines solchen Hauses sah in demselben immer seine Burg. Und so glauben wir, daß, so nahe es lag, solche Fenster anzulegen, doch alle, auch wenn sie noch die mittelalterliche Form und die Steinkreuz-Construction oder steinerne Pfoften haben, nachmittelalterlichen Ursprunges sind und nur ganz vereinzelt der Erbauungszeit der Häuser angehörten. Wenn wir daher in Fig. 57 bei der außergewöhnlichen Höhe des Erdgeschosses von 7^m, *Wiethase* folgend, der übrigens nicht die Absicht hatte, das Haus gerade so darzustellen, wie es im Mittelalter, also vor dem Jahre 1500, sondern überhaupt vor der Modernisirung des Erdgeschosses ausfah, wenigstens einzelne der von ihm angegebenen Fenster in das Zwischengeschoss, theilweise sogar zu ebener Erde gezeichnet haben, wenn wir die große Oeffnung zum Aufziehen der Waarenballen gezeichnet haben, so wollen wir durchaus nicht sagen, daß das noch vor dem Jahre 1500 so gewesen sein müsse.

Zur ursprünglichen Erbauungszeit war es sicher nicht so; denn gerade dieses Haus hatte mehr Burgenartiges in seiner Anlage, als viele andere. Jedenfalls diente nur das I. Obergeschoss mit den großen Steinkreuzfenstern als Wohnung der Familie. Da das II. Obergeschoss ähnlich ausgestattet ist, so mögen einzelne Stuben auch noch hier zwischen den gefonderten Kammern gewesen sein, in welchen besondere Waarengattungen ihren gefonderten Aufbewahrungsort hatten. Das Dach bot für andere Raum, doch nicht so viel, wie die süddeutschen Giebelhäuser; denn wie beim Gürzenich ist das Dach in zwei Theile zerlegt,

welche parallel mit einander gehen und, wie auf der Zeichnung zu sehen, verhältnißmäßig wenig hoch sind. Es mag damit die Höhe und Einrichtung des Erdgeschosses zusammenhängen. Interessant ist daher der Vergleich mit dem Nürnberger Kaufmannshaufe, von welchem bald die Rede sein wird.

79.
Wohnhäuser
in
Nürnberg.

Etwas Anderes und doch vielfach wieder Aehnliches zeigt der Wohnhausbau in Nürnberg. Auch da hatten naturgemäß die kleinen Leute kleine Häuser. Die wenigsten der dafelbst erhaltenen Handwerkerhäuser reichen bis in das Mittelalter zurück. Einzelne hölzerne, welche noch stehen oder erst in den letzten Jahrzehnten gefallen sind, gehen so weit hinauf, und es scheint wohl, daß deren im Mittelalter recht viele vorhanden waren. Im Mittelpunkte der Stadt allerdings und an den Hauptstraßen hatten die Kaufleute ihre Häuser, unter welchen jene der Patrizier, die zum größten Theile auch vom Handel lebten, nur wenig hervorragten. Bemerkenswerth ist dabei der häufige Wechsel im Besitze, so daß auch unter den Patrizierhäusern verhältnißmäßig wenige durch ihren Bau zeigen, daß sie als Familienhäuser auf ferne Generationen kommen sollten. Burgencharakter haben die Häuser der *Imhof* u. A. nicht. Ein besonderer äußerer Luxus allerdings lag nicht im Sinne der vornehmen Nürnberger, und auch der Rath liebte es nicht, daß zu viel geschah, um die Wohlhabenheit nach außen zu zeigen.

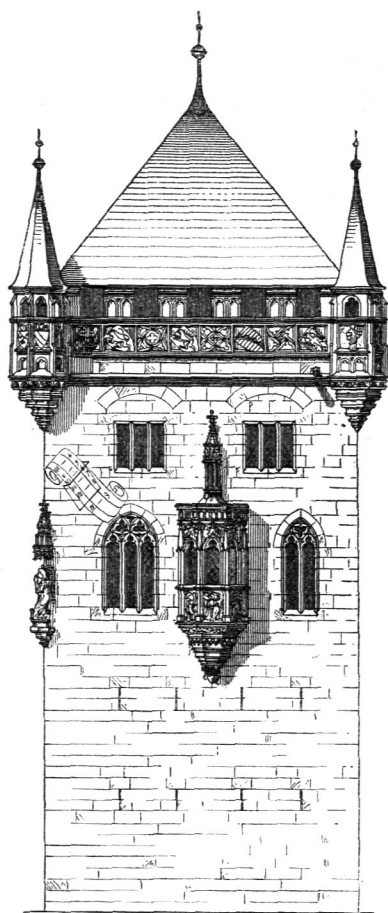
80.
Eine
Stadtburg.

Es ist daher kein normales Patrizierhaus, welches wir in Fig. 58 den Lesern vorführen, das *Schlüßelfelder'sche* Haus, welches der Erbauer so recht als seine Burg der *Lorenzer-Kirche* gegenüber stellte, welches im Besitze der Familie bis zu deren Aussterben blieb und jetzt noch, wie für künftige Zeiten im Besitze der *Schlüßelfelder'schen* Stiftung zu bleiben hat, die aus dem Vermögen der ausgestorbenen Familie gebildet ist.

Es ist ein festes Haus, ein *Donjon* im vollsten Sinne des Wortes, und nur, weil diese Thürme den Besitzern sichere Wohnung bieten sollten, haben wir auch unter den Wohngebäuden derselben zu gedenken.

Es war von demselben schon im vorhergehenden Hefte die Rede und unsere Fig. 58 ist eine Wiederholung der dort in Fig. 129 (S. 187) gegebenen Abbildung. Wir haben dort auch auf den etwas älteren Vorgänger dieses Thurmes, jenen zu Friefach, hingewiesen. In den Thürmen zu Friefach, wie Nürnberg, ist über zwei Geschossen von Vorrathskammern die Capelle, darüber der eigentliche Wohnraum und dann die Wehrplatte. Unterhalb beider befindet sich ein Keller, welcher nur in Friefach in Folge der Terrainverhältnisse theilweise zu Tage tritt. Wie allenthalben in den Städten, hat er beim *Schlüßelfelder'schen* Haufe seinen Zugang durch eine kleine Thür und eine steile Treppe von der Straße aus auf der Südseite. Die Capelle des *Schlüßelfelder'schen* Hauses diente jedenfalls gleichzeitig als Palas; denn die Scheidung des religiösen Lebens vom häuslichen war nicht so ausgesprochen, daß nicht auch die häuslichen Feste an der Stelle hätten gefeiert werden können, wo man die häusliche Andacht verrichtete. Eine öffentliche Capelle war es ja nicht. Die Wohnung im obersten Geschosse war bescheiden und klein, wie man sie sonst nur im Falle

Fig. 58.



Schlüßelfelder'sches Haus zu Nürnberg.

$\frac{1}{250}$ n. Gr.

und für die Dauer einer vorübergehenden Gefahr genügend fand. Das Auffallendste an der ganzen Wohnung bleibt immer die Frage nach der ursprünglichen Treppe. Im Inneren des Hauses war sie nicht; das zeigt die Capelle, durch welche sie ja hindurchgegangen sein mußte. An der Nordseite stiefs von jeher ein fremdes Haus an; das jetzt dazu gehörende Haus an der Westseite wurde erst vor Kurzem dazu erworben und hatte früher ebenfalls nie dazu gehört. Der Anschluß dieses Hauses an den Thurm zeigt jedoch, daß ursprünglich eine jetzt dazu gezogene kleine Reihe sich dazwischen befand; in dieser muß, so lange sie noch geöffnet war, etwa an der Stelle, wo jetzt die neue liegt, die Treppe gelegen haben; ohne Zweifel eine Holztreppe, welche der Erbauer zu beseitigen gedachte, sobald sein Thurm angegriffen werden sollte, so daß alsdann, wie bei den Burghürmen, nur ein Aufzug noch den Eintritt in das Innere gestattete.

Doch war ja dieses Haus in jeder Beziehung eine Ausnahme vom städtischen Wohnhaufe überhaupt und den in Nürnberg gebräuchlichen insbesondere. Wir geben auf der umstehenden Tafel ein Beispiel, welches als Typus gelten kann, wie die Kaufleute bei dem lebhaften Aufschwunge des Handels in Nürnberg sich große Lager Räume beschafften, ihren Häusern aber zugleich eine gewisse Elasticität gaben, wie wir dies auch bei dem Hildesheimer Hause beobachteten, d. h. sie so einrichteten, daß leicht Umgestaltungen und Veränderungen vorgenommen werden konnten. Es ist das Haus Bergstraße Nr. 7, welches gerade in den Jahrzehnten von der Mitte unseres Jahrhunderts an, als allenthalben Umgestaltungen vorgenommen wurden, einem Kunstfreunde gehörte, welcher seinen Stolz darein setzte, es ungeändert gerade in dem Zustande zu belassen, wie er es um die Mitte des Jahrhunderts erkauft hatte.

Noch war in allen Theilen die Anlage des XV. Jahrhunderts vollständig erkenntlich erhalten; nur hatte man um die Wende des XVI. und XVII. Jahrhunderts die alten Räume mit neuen Täfelungen ausgestattet. Vielleicht waren auch erst damals einige Wände neu eingezogen worden, welche aber, wenn man ihrer früher bedurft hätte, schon im XV. Jahrhundert eingezogen worden sein könnten; denn was wir soeben als Elasticität bezeichnet haben, geht darauf hinaus, daß man, ohne den Kern des Baues zu berühren, allenthalben Wände einziehen und herausnehmen konnte, daß im gesammten Hause keine einzige stabile Innenwand vorhanden war. Ein wenig decorativer Schmuck im Flur, eine kleine Umgestaltung der Treppe, welche im XVIII. Jahrhundert stattgefunden hatten, änderten am Charakter nichts, und wenn auch der frühere Besitzer vor unserem Kunstfreunde nach seinen bescheidenen Mitteln alle Jahre eine Kleinigkeit für die »Verschönerung« des Hauses gethan, d. h. irgend ein Zimmer hatte tapeziren, oder ein altes Getäfel anstreichen, oder einige Täfelwerke herausreißen und die Riegelwände putzen lassen, so war doch der letzte Besitzer um so conservativer, dabei ein abgefagter Feind der Architekten und jeder Restaurationsthätigkeit, so daß im Hause nichts geändert werden durfte, als etwa das Entfernen einiger Tapeten, mit denen der Vorbesitzer das Haus verschönert hatte. Liefs er auch aus Reinlichkeitsrückichten, wie er den Architekten sagte, alljährlich einige ihrer »Collegen« in sein Haus, d. h. einige Tünchergefelln, um die seit alter Zeit weiß getünchten Theile seines Hauses, ob solche nun von Anfang an getüncht waren oder dies erst im XVIII. Jahrhundert geschah, neu tünchen zu lassen, so pflegte er doch in gewissen Theilen des Hauses mit Vorliebe seine Spinnen, duldete das Wegwischen des Staubes nicht, so daß sein Haus stets auch das Gepräge des unberührt Alterthümlichen behielt. Doch *tempora mutantur*; er starb und, was er am meisten gefürchtet hatte, trat ein: sein Haus ging in die Hände eines Architekten über, welcher die gesammte innere Einrichtung desselben modernisirte, so daß es nun seit einigen Jahren einen dem Kapitalwerthe entsprechenden Zins bringt. Doch dieser neue Besitzer hatte volles Verständniß für das, was er zu diesem Zwecke verändern mußte. Die schönste Täfelung ist jetzt im Germanischen Museum; Anderes wußte er wieder zu verwenden, und vor Allem machte er genaue Aufnahmen des Bestandes, nach welchen unsere Abbildungen gezeichnet sind.

Das Haus besteht aus zwei vollständig getrennten Gebäuden, einem an der Straße gelegenen Vorderhaus und dem durch einen Hof davon getrennten Hinterhause. Das Vorderhaus ist unterkellert, der Eingang zum Keller in der Hausecke von der Straße genommen. Nur ein Aufbau im Flur, zu welchem eine Treppe in die Höhe führt, in der Ecke links vom Beschauer, erinnert im Inneren an den Keller. Dieser Aufbau bildet eine Art Empore, auf welcher ein Bediensteter des Kaufmannes sitzen und über die aus- und eingehenden Kaufmannsgüter Aufschreibungen führen konnte. Wurde ein Fest im Flur des Hauses gefeiert, so saßen dort die Musikanten. Ein Fenster, das von der Gasse aus auf diese Empore ging, mag ursprünglich vorhanden gewesen sein; die anderen drei gehörten der ersten Anlage nicht an. Im Uebrigen war das ganze Erdgeschloß Anfangs eine große Halle mit einem Einfahrtsthor in der Front,

8r.
Ein
Kaufmanns-
haus.

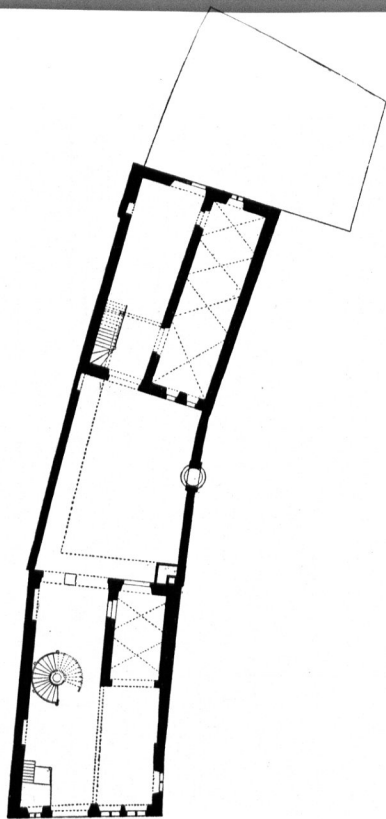
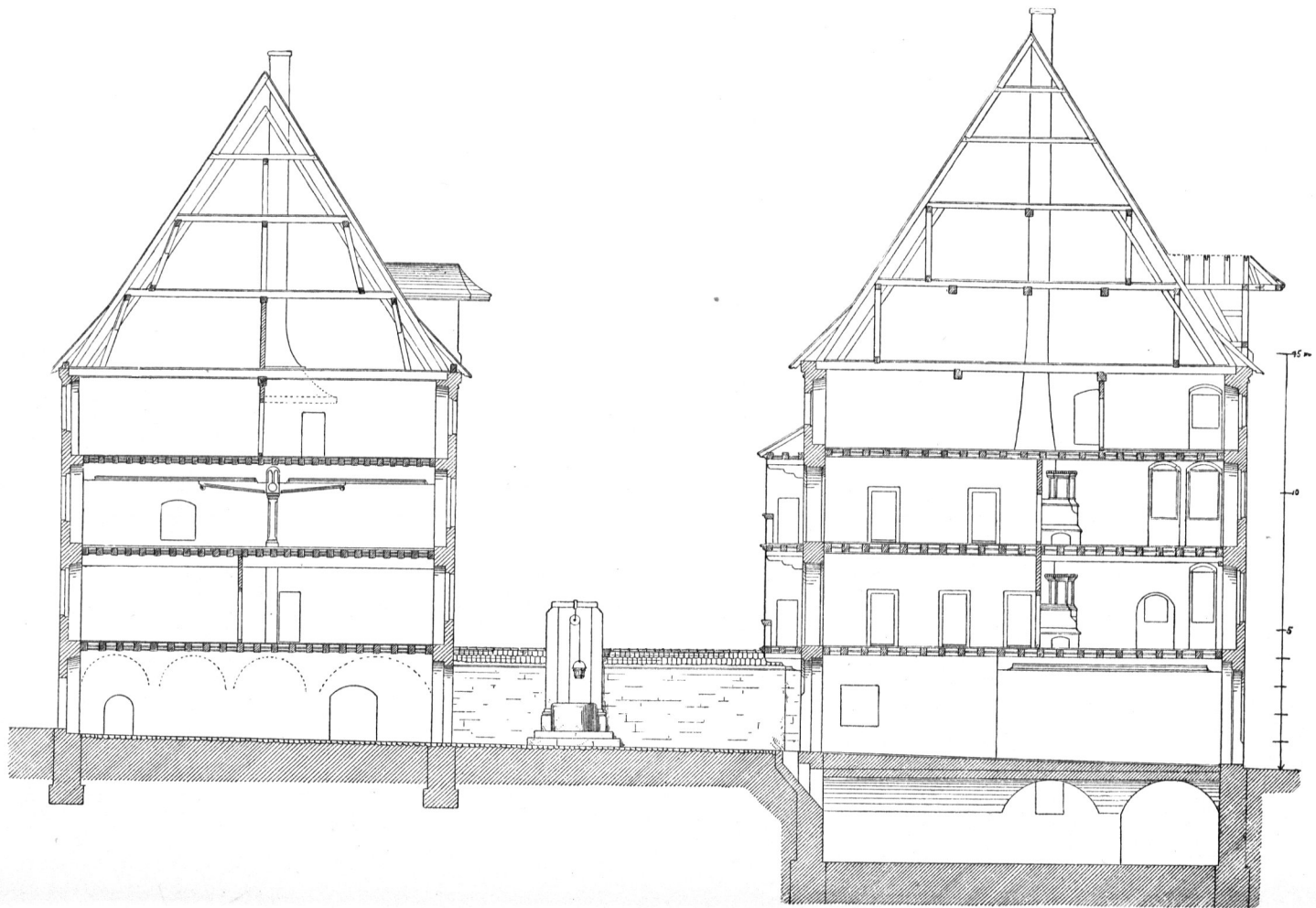
nach dem Hofe zu offen. Eine mächtige Wage, an der Wand an großem beweglichem Arme hängend, gestattete, die größten und schwersten Ballen zu wägen. In etwa ein Viertel der Halle ist später ein gewölbter Raum eingebaut, in welchem besondere Güter eingelagert werden konnten. Eine hölzerne Wendeltreppe führte in die Höhe. Der Hof konnte auch mit Waaren voll gelagert werden; er enthielt in der einen Trennungswand vom Nachbarn einen den beiden Häusern gemeinschaftlichen Ziehbrunnen.

Das Hinterhaus war der Länge nach in zwei Theile getrennt; der eine, gewölbt, diente etwa als Pferde stall oder zur Einlagerung besonderer Güter, der andere als Durchfahrt nach einem hinteren Hofe, welcher in der Breite über das Grundstück hinausgriff und der, wenn der Raum nicht auch vom Geschäfte in Anspruch genommen war, als Gärtchen angelegt werden konnte, wie er es seit langer Zeit war. Eine eigene geradarmige Treppe führte im Hinterhause in die Höhe. Der Flur hatte nicht die Höhe, wie dies in Cöln üblich war; dagegen war das gesammte I. Obergeschoß offenbar noch für das Geschäft bestimmt, und zwar nahm ein Saal im Vorderhause, auf der Straßenseite gelegen, durch eine Riegelwand, welche sich leicht herausnehmen ließ, vom übrigen Flure getrennt, die kleinere Hälfte des I. Obergeschoßes ein. Hierin befand sich die Schreibstube des Kaufmanns, der wohl viele Gehilfen hatte; der Flur selbst dürfte ursprünglich nicht weiter in diesem Geschosse, wo Bedienstete und Fremde verkehrten, untertheilt gewesen sein; doch ließ sich das Alter der theilenden Wände nicht fest stellen, und so sind sie in unserer Zeichnung wiedergegeben, da ja der Kaufmann stets eine Anzahl gefonderter Räume für besondere Waaren, namentlich aber in der Nähe des Comptoirs für Waarenmuster, nöthig hatte. In dem Raum neben der Treppe befand sich seit langer Zeit eine Küche. Ein fliegender hölzerner offener Gang stellte die Verbindung mit dem Hinterhause her, dessen I. Obergeschoß ursprünglich ein ungetrennter Raum mit einer großen Säule in der Mitte war. Doch waren schon früh Wände eingezogen; denn die so gebildeten drei Zimmer trugen Täfelungen aus dem XVII. Jahrhundert. Im II. Obergeschoß des Vorderhauses war die Familienwohnung, deren großes Zimmer jene hervorragend schöne Täfelung hatte, welche sich nun im Germanischen Museum befindet. Die zwei kleineren Räume dienten als Schlafzimmer; der Raum neben der Treppe mag die ursprüngliche Küche gewesen sein, so daß der Tisch dort auch im Vorplatze gedeckt werden konnte. Das auch in diesem Stockwerk durch einen fliegenden Gang verbundene Hinterhaus war als einheitlicher Lagerraum mit einer hölzernen Säule in der Mitte bis zuletzt erhalten. Bis hierher liegen die Gebälke nach der kurzen Seite über Vorder- und Rückgebäude. Im obersten Geschosse liegen sie der Tiefe nach und sind vorn durch zwei Durchzüge, im Hinterhause durch einen einzigen unterstützt. Eine Verbindung zwischen Vorder- und Rückgebäude besteht in diesem III. Obergeschoß nicht mehr; die Durchzüge sind schwach, und so scheint es, wenn nicht eine ganz große Umgestaltung stattgefunden hat, als ob die Wände im Hinterhause schon ursprünglich angelegt waren und sich daselbst Zimmer für das Personal befunden haben. Auch im Vorderhause dürften die zwei nach der Straße gelegenen Zimmer ursprünglich als Wohnung für die Kinder vorhanden gewesen sein. Der Dachboden hat im Vorderhause fünf, im Hinterhause vier Geschosse; doch hat man nur drei als Lagerräume benutzt. Ein Aufzug von der Straße für das Vorderhaus und vom Hofe für das Hinterhaus sind zwar jünger, dürften aber nur die Nachfolger älterer sein; denn durch das Aufziehen der Waaren mußte ja häufige Beschädigung der Aufzüge eintreten, welche alsdann öftere Erneuerungen nöthig machten.

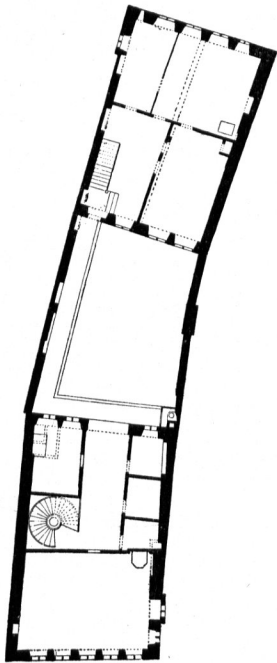
Im Gegensatze zum Cölner Kaufmannshause konnte man in Nürnberg, wo die Kaufmannshäuser sämmtlich an breiten Straßen lagen, ohne den Verkehr zu stören, die Waare von der Straße hinaufwinden. Ein Gegensatz gegen das Cölner liegt aber auch in der Ausnutzung des Daches, welches so hoch als möglich aufgebaut ist, deshalb auch nicht, wie es naturgemäße gewesen wäre, nach der schmalen Seite den Giebel kehrt, sondern nach der langen. Man brauchte in Nürnberg mehr Lagerräume im Hause, da hier nicht große öffentliche Lagerhäuser einen Theil der Waaren aufnehmen konnten.

Die äußere Architektur unseres Beispiels, wie solcher Häuser überhaupt, ist die denkbar einfachste. Aus glatten Quadern sind die Fronten, sowohl nach den Höfen, als nach der Straße aufgerichtet, und zwar durchgängig aus solchen, welche durch die ganze Mauerstärke hindurchgriffen, also aus bloßen Bindern. Aus diesen Mauern sind einfach das Thor und die Fenster ausgehauen, ohne daß die Fassade auch nur ein vorspringendes Gesims zeigte. Nur das einfach profilirte Hauptgesims, auf welches meist noch drei bis fünf Schichten Backstein aufgemauert sind, schließt die Front ab. Die Liegesparren (Schifter) des Daches treten darüber vor. Das Eingangsthor ist mit einem etwas reicheren Profil eingefasst, die Fenster, durch lothrechte Pfosten in zwei Theile getheilt, sind bloß mit einer Hohlkehle gegliedert. Steinkreuze kommen bei den geringen Stockwerkshöhen in Nürnberg nicht vor, nur lothrechte Pfostentheilungen. Die Giebelwände und Trennungswände zwischen zwei Nachbarn sind von Backstein gemauert.

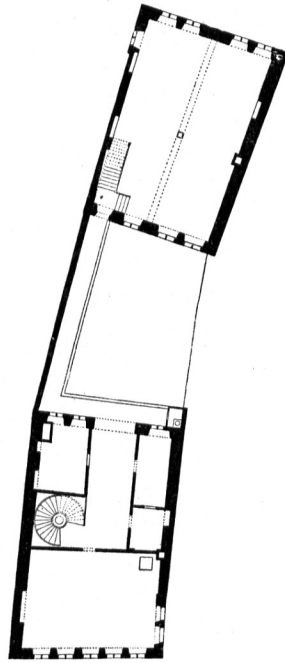
So wie dieses hier vorgeführte Haus standen auch die übrigen schlicht und recht in den Straßen, ohne darum philisterhaft zu erscheinen; denn da und dort belebte doch



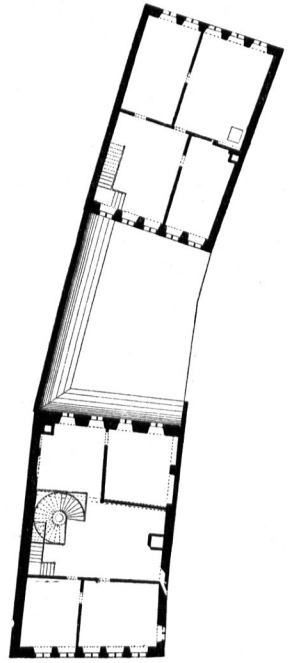
Erdgeschoss.



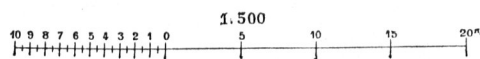
I. Obergeschoss.



II. Obergeschoss.



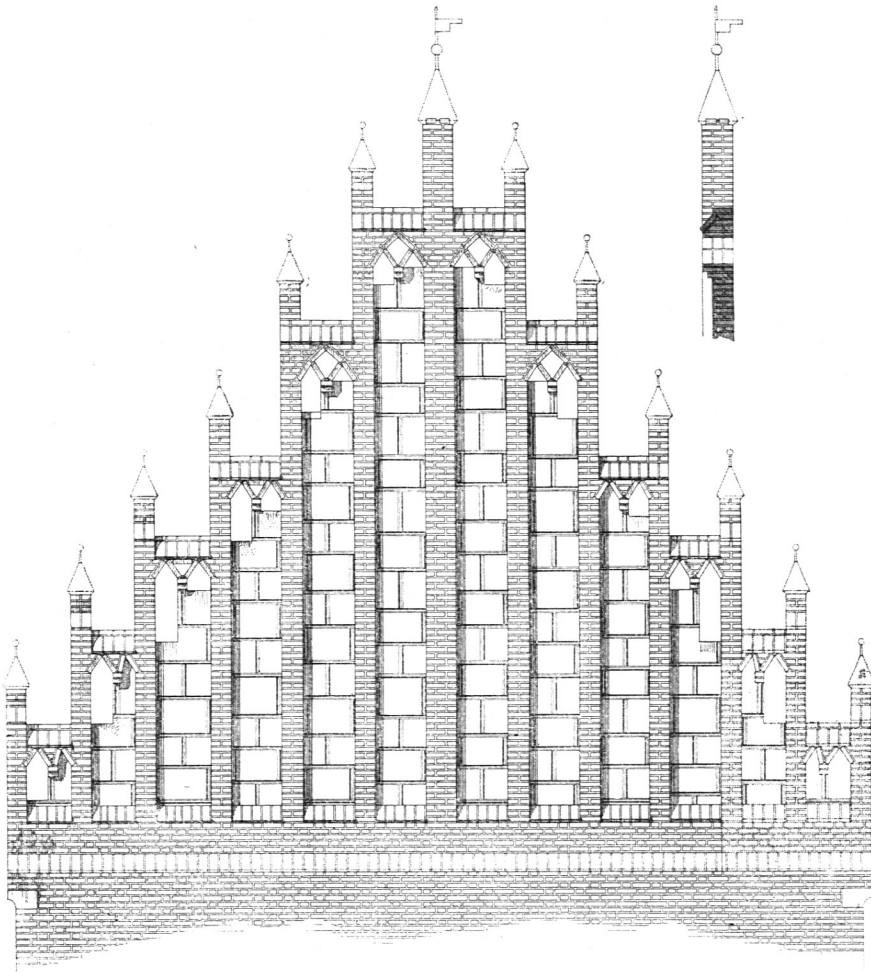
III. Obergeschoss.



Kaufmannshaus in Nürnberg, Bergstrasse 7.

ein Chörlein die Fläche; an einer Ecke steht eine Figur unter dem Baldachin; mitunter erscheint an der Dachecke ein kleines Thürmchen zur Erinnerung daran, daß man auch das Haus zu vertheidigen bereit sei; denn auch hier liefs der Herr des Hauses keinen Unbefugten eindringen; hier lebte er als Oberhaupt aller mit ihm Wohnenden. Sein Haus war seine Burg. Was aber die Häuser Nürnbergs und damit die Strafsen der Stadt besonders belebte, war die Anordnung, daß jedes Haus über das neben stehende so weit vorsprang, daß man nach der Seite noch ein oder

Fig. 59.

Von einem Hause in der *Theresien-Straße* zu Nürnberg. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

selbst mehrere Fenster anlegen konnte, wie dies auch auf neben stehender Tafel zu ersehen ist. Im I. Obergeschoß ist dort ein Fenster und ein kleines Chörchen, im II. Obergeschoß sind zwei Fenster angelegt, im III. Obergeschoß zwar nur eines; aber es ist vom Flur aus eine Nische durch die Mauer geschoben, welche noch wenigstens ein Schlitzfenster ermöglicht, welches auch vom Flur einen Ausblick nach der Straße gestattet. Der Vorsprung beträgt hier nahe an 5^m und ist bei anderen Häusern oft noch wesentlich größer. Da sprang denn auch ein Theil des großen

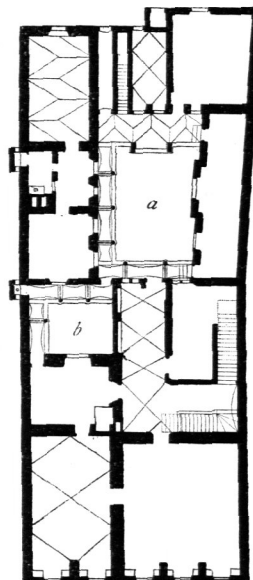
Giebels über das Nachbarhaus hervor, und die lebendige Architektur dieser Giebel belebte die StraÙe ungemein. Der untere Theil des Hausvorsprunges war zwar bis zur Gefimshöhe im AnschluÙ an die Front aus Quadern errichtet; aber im AnschluÙ an die Backsteinmauer, welche tiefer innen das Haus von jenem des Nachbarn scheidet, ist für diese Giebel der Backsteinbau üblich geworden. Sie sind in einer eng an die norddeutsche Weise anschließenden Art aus Pfeilern gemauert, zwischen welchen sich geputzte Nischen befinden, die, so weit sie über das Dach vorstehen, Durchbrüche zeigen und oben von Pfeiler zu Pfeiler reichende Verbindungen haben, so daÙ auch hier der Treppengiebel wieder erscheint. Da an unserem gewählten Beispiele der alte Giebel nicht mehr erhalten ist, so geben wir in Fig. 59 jenen des an das Rathhaus anstoÙenden Hauses in der *Theresien-StraÙe*, so viel wir wissen, unter den vielen verstümmelt übrig gebliebenen der besterhaltene, welcher auch noch die Malerei der geputzten Nischen, rothe und schwarze Quaderlinien auf weißem Grunde, zeigt.

Wenn unser Beispiel auch einen verbreiteten Typus giebt, so erschöpft dasselbe doch nicht Alles, was der Wohnhausbau in Nürnberg Interessantes zeigt. Insbesondere müssen wir noch eine Reihe von Häusern wenigstens erwähnen, in welchen statt der fliegenden Holzgänge steinerne, gewölbte, auf dünne Säulen sich stützende Gänge gröÙere Höfe umziehen, Gänge, welche zum Theile reizende Architektur-bilder ergeben. Die schönsten finden sich in einigen Häusern, die sämmtlich der Familie *Imhof* gehörten, am schönsten, einen sehr groÙen Hof umschließend, in dem jetzt *Krafft'schen* Hause der *Theresien-StraÙe*, dann in einem Hause der *TucherstraÙe* und endlich in dem Hause an der Ecke der Brunnengasse der *Lorenz-Kirche* gegenüber, das in letzter Zeit allerdings verbaut worden ist.

83.
Wohnhäuser
in
Oberösterreich.

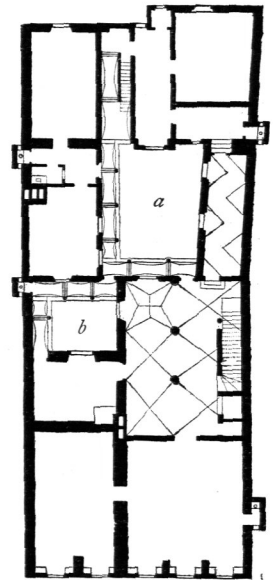
In anderen Städten zeigten die Anlage und die äußere Architektur der Häuser wieder andere Motive, von denen man ohne Noth oder besondere Veranlassung nicht abging. Wir müssen leider über so viele solche Localschulen hinweggehen. Am meisten bedauern wir dies von jener Schule, die zu Münster in Westphalen wurzelte und das Giebelhaus in reichster Weise in Stein ausbildete, theilweise in Verbindung mit Lauben im ErdgeschoÙ⁷⁹⁾. Wir können dagegen auf jene Gruppe, welche im deutschen Südosten eine charakteristische Schule entwickelte, hindeuten und das Beispiel eines Giebelhauses, das sich zu Steyr in Oberösterreich befindet und in Fig. 60 bis 64⁸⁰⁾ dargestellt ist, herausgreifen. Die beiden Grundrisse sind jene des I. und

Fig. 60.



I. Obergeschoß.

Fig. 61.



II. Obergeschoß.

$\frac{1}{500}$ n. Gr.
Haus in Steyr⁷⁹⁾.

⁷⁹⁾ Vergl. darüber: LÜBKKE, W. Die mittelalterliche Baukunst in Westfalen. Leipzig 1853.

⁸⁰⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Fig. 62.

Ansicht

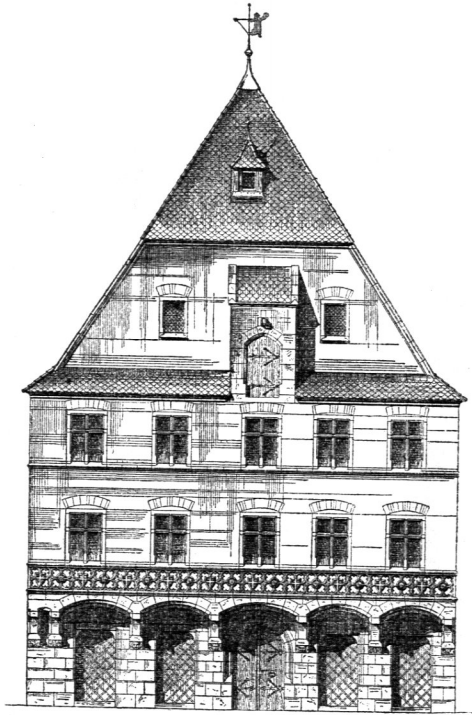
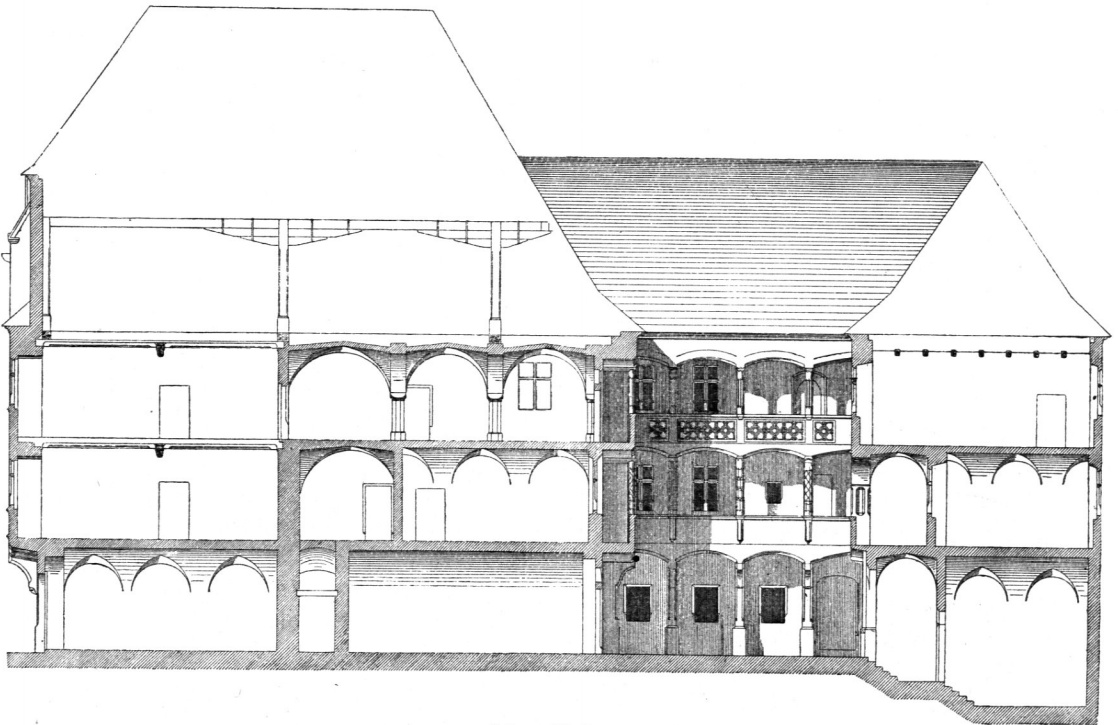


Fig. 63.



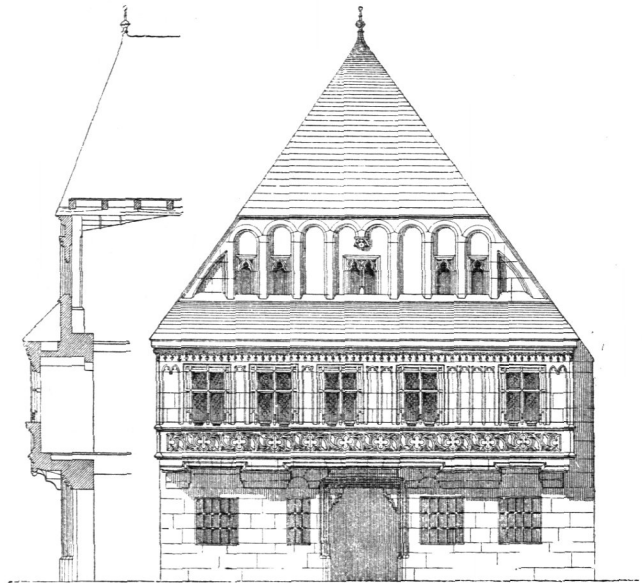
Längenschnitt.

Giebelhaus in Steyr⁸⁰⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

II. Obergeschoßes. Charakteristisch ist dabei die Anlage, daß große Consolen im Erdgeschoß, welche durch Bogen mit einander verbunden sind, die Frontmauer des I. und II. Obergeschoßes wie einen großen Erker tragen, der weit über die Flucht des Erdgeschoßes hervortritt. Im Inneren sind, da die vorgekragte Mauer nicht zu schwer sein durfte, schmale Pfeiler durch beide Stockwerke aufgerichtet und die Frontmauer nur ganz dünn aufgeführt; deren Fenster stehen zwischen diesen durch Bogen mit einander verbundenen Pfeilern, wie in tiefen Nischen und haben jene gemauerten Sitze an ihren Seiten, welche das Zimmer so behaglich machen. Bemerkenswerth ist in diesem Hause die Anlage des nicht sehr umfangreichen, beiderseits durch Verbindungsflügel zwischen Vorder- und Hinterhaus geschlossenen Hofes *a*, zu welchem noch ein ziemlich kleines Höfchen *b* hinzutritt, dann der gewölbten steinernen Gänge um dieselben, die einigermaßen an die erwähnten Nürnberger erinnern, dann der gewölbten Flure und Zimmer auch in den oberen Geschossen, ferner der verschiedenen geradarmigen Treppen und endlich des großen Daches auf dem Vordergebäude, bei welchem der Giebel oben abgewalmt ist, so daß ein Schopf entsteht, während das Dach gegen den Hof zu ganz abgewalmt ist und eine große Oeffnung für das Höfchen *b* enthält. Der Dachbau ist wohl nur noch theilweise der ursprüngliche; denn sicher war jener Seitenflügel Anfangs nicht so, wie er in Fig. 63 erscheint⁸¹⁾.

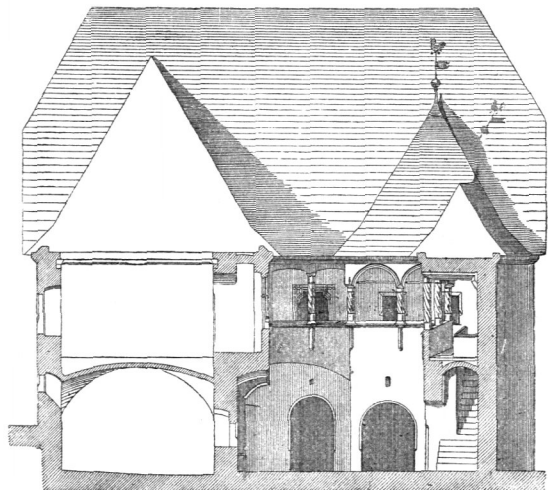
Etwas kleiner ist ein anderes Haus zu Steyr, heute Gasthof zum Löwen, dessen Giebelfront wir in Fig. 64⁸²⁾ wiedergeben. Das Haus hat nur ein Obergeschoß mit

Fig. 64.



Anficht.

Fig. 65.



Schnitt durch das Hinterhaus⁸²⁾.
Gasthaus zum Löwen in Steyr.
1/250 n. Gr.

⁸¹⁾ Vergl. das in Art. 69 (S. 73) über das *Collegium Jagellonicum* Gefagte.

⁸²⁾ Gleichfalls nach einer Publication der Wiener Bauhütte.

Fig. 66.

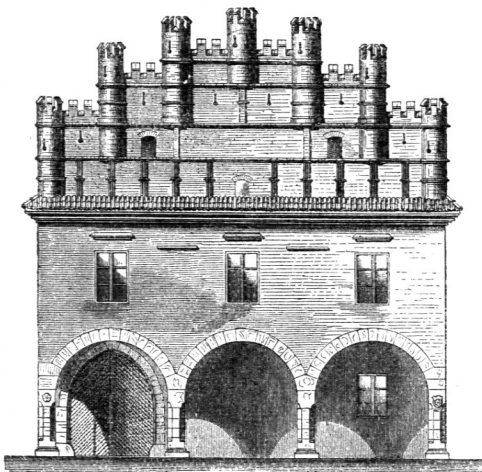
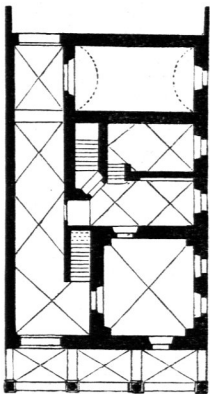
Ansicht.
1/250 n. Gr.

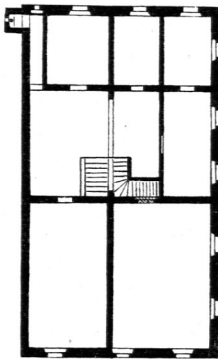
Fig. 67.



Erdgeschoss. 1/500 n. Gr.

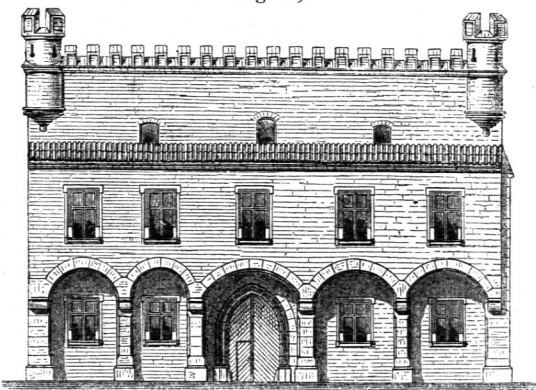
Haus in Wittingau ⁸²⁾.

Fig. 68.



Obergeschoss.

Fig. 69.

Haus in Budweis ⁸³⁾.

1/250 n. Gr.

einem ausgekragten Erker unter dem Giebel. Der Erker, welcher die ganze Frontlänge einnimmt, ist im Gegen- satze zur Schlichtheit des voran- gehenden Beispiels reich mit Stab- und Maßwerk überkleidet. Eingehende Aufmerksamkeit verdient die Construc- tion der Vorkragung des Erkers mit ihren scheinrechten Bogen. Bei beiden Beispielen sind die Giebel nicht trep- penförmig, sondern mit schrägen Rand- gesimsen versehen; bei beiden ist die obere Hälfte abgeschnitten, so daß sich ein großer Schopf bildet. Die Anlage des Grundrisses ist jener des vorher- gehenden Hauses ähnlich. Ein kleiner Hof in der Mitte ist mehr ausgebildet. Das Hinterhaus bildet ein eigenes Ge- bäude, eben so ein Seitenflügel. Lau- benartige Gänge umziehen den Hof (Fig. 65 ⁸²⁾).

Die italienische Sitte der Anlage von Lauben ist ja von großem Vorzuge für belebte Straßen, in welchen sich viel Volk tummelt, und so findet sie sich auch in einzelnen Theilen Deutschlands. Prächtige Beispiele aus den letzten Jahr- hundertern des Mittelalters bieten die Tyroler Städte. Wir greifen aber mehr nach Norden, um ein Beispiel aus Böh- men zu wählen, mit welchem wir schon die Grenzen des Mittelalters eigentlich überschreiten. Es ist ein Haus aus Wittingau, von welchem wir in Fig. 66 bis 68 ⁸³⁾ die Grundrisse des Erdge- schosses und des Obergeschosses so wie die Giebelseite wiedergeben. Der Giebel zeigt in rein decorativer Verwendung in kleinem Maßstabe Motive, welche der Kriegsbau in Großem kennt.

Ein Haus aus Budweis, dessen Front wir in Fig. 69 ⁸³⁾ geben, zeigt im Erd- geschoss eine Relief-Nachbildung solch einer Laube und am Dachrande ebenfalls die Verwendung verkleinerter Motive

^{84.}
Wohnhäuser
in
Böhmen.

⁸³⁾ Nach: Mittheilungen der k. k. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale.

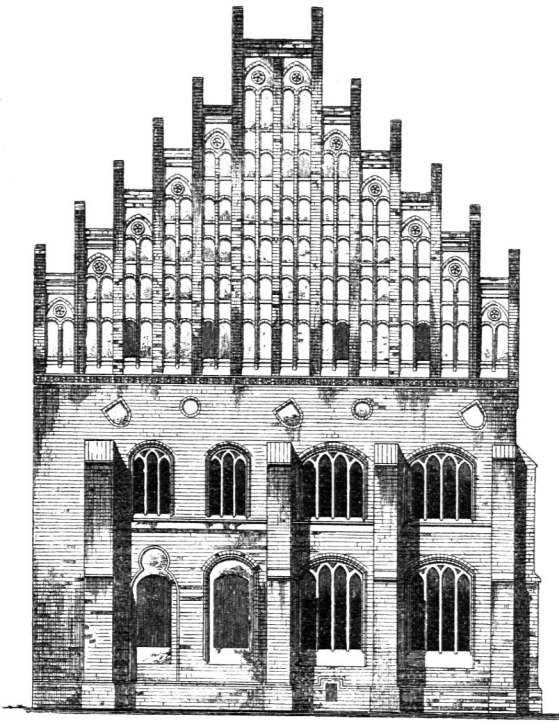
des Kriegsbaues. Die Bürger waren in jener Zeit bereits friedlich geworden; sie ließen ihre Kriege durch Soldtruppen ausfechten und blieben daheim; aber das Haus sollte in feinen Formen die Erinnerung an den ritterlichen Geist fest halten, welcher ihre Vorfahren durchdrungen. Es sollte deutlich sagen: »Mein Haus ist meine Burg«.

85.
Norddeutscher
Backsteinbau.

Die verschiedenen Schulen, welche sich in den norddeutschen Städten gegen Ende des XV. Jahrhunderts entwickelt hatten, und die neben dem Holzbau, der in einzelnen Theilen vorherrschte, allenthalben auch die Steinbauweise der Wohngebäude vertraten, kommen in Bezug auf die Anlage des Wohnhauses alle darin überein, daß sie die Tenne des niederländischen Bauernhauses in möglichster Ausdehnung, so weit es irgend die Verhältnisse zuließen, auf das städtische Wohnhaus übertrugen. Von der Nord- bis zur Ostsee, weit in das Land herein, finden wir allenthalben das sehr hohe Erdgeschoß benutzt, einen Flur (Diele) von verhältnismäßig großer Ausdehnung anzulegen, um welchen nicht bloß die Räume des Erdgeschoßes, sondern auch eines Zwischengeschoßes, etwa durch Galerien verbunden, rings umherlagen. Eine Wendeltreppe, in einer Ecke des von der Straße her durch große Fenster erleuchteten Raumes, führte nach den Obergeschoßen. Es ist also hier selbst bei größeren Bürgerhäusern die Fensterlosigkeit des Erdgeschoßes aufgegeben und der Hauptraum des Hauses, die Diele, gut beleuchtet. Seit wann dies geschehen, ist schwer zu bestimmen; es geschah eben nach und nach. Wir dürfen dabei, abgesehen von den localen Eigenthümlichkeiten, nicht vergessen, daß dieser Flur sich aus der Werkstätte entwickelt hat, die ja schon von Anfang ihre Fenster hatte, und daß die Fensterlosigkeit des Erdgeschoßes nur den vornehmen Häusern im XIII. und noch XIV. Jahrhundert aus Bedürfnis eigen war, aber schon vom XV. Jahrhundert an nur noch als Reminiscenz. Die Diele aber war ja bloß die auf größere Verhältnisse übertragene Werkstätte. In diesem Theile des Hauses ging, so weit es die Jahreszeit gestattete, das häusliche Leben vor sich. Die Räume im I. Obergeschoß traten verhältnismäßig mehr zurück; nur im Winter, wo der Flur wegen Mangel einer Feuerstelle nicht wie die Tenne des Bauernhauses, in welcher der Herd stand, sich ihre Bedeutung erhalten konnte, traten die oberen geheizten Stuben in ihr Recht. Da schon das Zwischengeschoß bei Kaufmannshäusern die Schreibstube, bei sonstigen Häusern eine Reihe von Schlaf- und anderen Zimmern bot, so sind II. und III. Obergeschoße, wie uns solche bei den süddeutschen Wohnhäusern begegnet sind, selten; mitunter fehlt sogar ein I. Obergeschoß. Zu bemerken ist noch, daß uns hier eine Anzahl Wohnhäuser begegnet, welche durchaus nicht als Geschäftshäuser angesehen werden können, welche aber in der äußeren Erscheinung, wie in der inneren Anlage ganz den Charakter des bürgerlichen Hauses tragen. Sie gehörten jenem vornehmen Theile der Stadtbevölkerung an, der in den süddeutschen Städten noch in den alten Burgen oder in umgebauten burgenartigen Rittersitzen wohnte, die hier ganz fehlen, während in Süddeutschland nur ausnahmsweise deren Häuser rein bürgerlichen Charakter tragen.

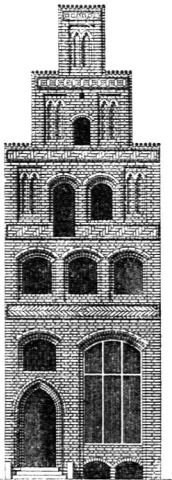
In Bezug auf die äußere Erscheinung interessieren uns besonders jene Gebäude, in welchen der Backsteinbau zu charakteristischer Entwicklung gekommen ist. Je nach den Mäßen sind die Häuser einfache Giebelhäuser oder solche, welche die Traufe nach der Straße kehren. Das hohe Erdgeschoß zeigt verhältnismäßig massige Anlage, das Obergeschoß dagegen nur schmale Pfeiler zwischen den dicht neben einander gestellten Fenstern; auf ihm erhebt sich der Treppengiebel mit seinen vielen lothrechten Pfeilern, welche über die Dachlinie hervortreten und eine

Fig. 70.

Vom Kloster Zinna ⁸⁴⁾. $\frac{1}{250}$ n. Gr.

steinpfeilern nur wenige Oeffnungen hat. Sehr einfach, aber doch recht charakteristisch ist das kleine Häuschen aus Lüneburg, welches in Fig. 71 dargestellt ist.

Fig. 71.



Haus in Lüneburg.

 $\frac{1}{250}$ n. Gr.

Gliederung von Blenden zwischen sich haben, in denen die kleinen Fensteröffnungen stehen, welche die verschiedenen Stockwerke des hohen Dachbodens beleuchten.

Auch hier haben sich verschiedene locale Schulen ausgebildet, und die Backsteinhäuser Hannovers z. B. sind in der äußeren Erscheinung sehr verschieden schon von jenen Lüneburgs und Lübecks, noch mehr aber von den mecklenburgischen und pommerschen. Wir finden in Norddeutschland welche, bei denen die Architektur an jene des Rathhauses zu Tangermünde erinnert, und solche, die den Treppengiebel ganz einfach, glatt und selbst nüchtern zeigen. Meist hält sich die Ausbildung in der Mitte. Für den Durchschnitt sehr charakteristisch ist die Anordnung in Fig. 70 ⁸⁴⁾, welche die Front eines Gebäudes des Klosters Zinna darstellt, bei welchem der Giebel mit seinen geputzten Blenden zwischen den Back-

steinpfeilern nur wenige Oeffnungen hat. Es tritt das hohe Erdgeschoss mit dem großen, die Diele erleuchtenden Fenster hervor; über der Eingangsthür zeigt sich das niedrige Fenster des Zwischengeschosses; dann kommt das niedrige Obergeschoss mit seinen drei Fenstern, hierauf der aus drei Abtheilungen bestehende Treppengiebel mit einer Aufzugöffnung und einem Fenster im unteren, einem Fenster und über demselben einem Loche für den Aufzugsbalken im oberen Geschosse des Dachbodens, welcher bei seiner Kleinheit nur eben für häusliche Bedürfnisse dienen konnte, nicht aber für Kaufmannswaaren. Das Häuschen hat nur 5,15 m Front; es war also für sehr kleine Verhältnisse berechnet, und doch spricht sich eine gewisse Behaglichkeit darin aus, wenn schon, wie dies in Lüneburg, wo man die lothrechte Theilung der Giebel nicht vorherrschen liefs, vielmehr die Stockwerke des Dachbodens betonte, meist der Fall ist, auf den reicheren Schmuck des Giebels Verzicht geleistet ist.

Die Burgen innerhalb der Städte, und zwar sowohl die in Privathänden befindlichen, als auch die fürstlichen, wurden im Schlusse der gegenwärtigen Periode zu großem Theile umgebaut, wobei sie

86.
Umbau
der älteren
städtischen
Burgen.

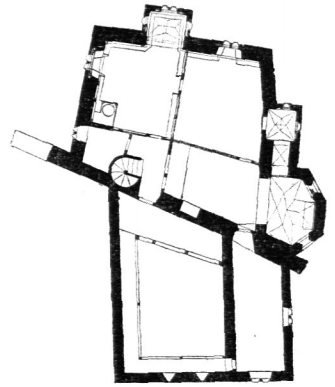
⁸⁴⁾ Nach: ADLER, F. Mittelalterliche Backsteinbauwerke des preussischen Staates. Berlin. Band II. Taf. LXI.

theils nach der Absicht der Besitzer, theils in Folge der Form der Grundstücke meist unregelmässig angelegt sind und selbst da, wo keinerlei Vertheidigungsmaassregeln mehr sichtbar sind, ein burgenhaftes Aussehen behalten haben. Wir haben schon in Art. 77 (S. 83) von den dort so genannten Ritterburgen Cölns gesprochen. Wir kennen Aehnliches in mancher Stadt; doch müssen wir uns hier auf wenige Beispiele beschränken. Ein interessantes kleines Gebäude solcher Art ist jenes, welches in Meran hinter dem jetzigen Rathhause steht und als alte landesfürstliche Burg, als Kelleramt, als Sitz der *Margarethe Maultasche* bezeichnet wird, aber durchaus erst dem Schlusse des XV. und Beginne des XVI. Jahrhunderts angehört. Es ist eine unregelmässige Anlage, welche sich, wie der Grundriss in Fig. 72, durch welchen das Obergeschoß dargestellt ist, zeigt, in äusserst malerischer Weise zusammenschliesst. Das Hauptgebäude hat eine Reihe kleinerer Zimmer, aber keinen Saalbau mehr; dagegen fehlt der an einen kleinen Raum angeschlossene Capellenchor nicht, und mehrere Erker sind vorhanden. Das Hauptgebäude hat ein eigenes grosses Dach; der Seitenflügel neben dem Hofe hat gleichfalls ein solches, und die Gänge um den Hof haben ebenfalls eigene Dächer, welche sich entsprechend an einander schliessen.

Ist hier noch die ganze Architektur in Allem durchaus deutsch, so ist sie bei dem alten bischöflichen Schlosse zu Trient vollkommen italienisch. Der Grundriss in Fig. 73 lässt dies allerdings nicht gerade erkennen; wohl aber zeigt er die Thatfache, dass kein Theil vorhanden ist, welcher irgend eine fortificatorische Bedeutung in Anspruch nähme.

Man hat zwar den alten runden Thurm *A* beibehalten, wahrscheinlich aber bloß, weil man sich vor dem Niederreißen der Mauermaße fürchtete, vielleicht aus Pietät, gewiss aber nicht, um sich noch darin einschließen und belagern zu lassen. Als Mittelpunkt der Anlage erscheint der Hof *B*, welcher in allen Geschossen von Säulenhallen umgeben ist, in welchen geradarmige Treppen in die Höhe führen. Diese Hallen sind von merkwürdig unregelmässigen Zimmern und kleinen Sälen in verschiedenen Höhen umgeben. Eine reiche, malerische Ausstattung war dem ganzen

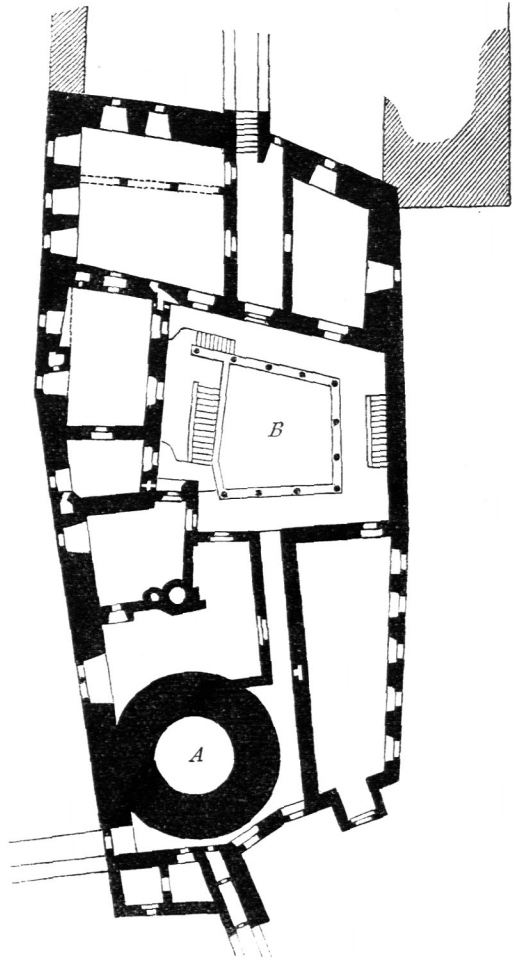
Fig. 72.

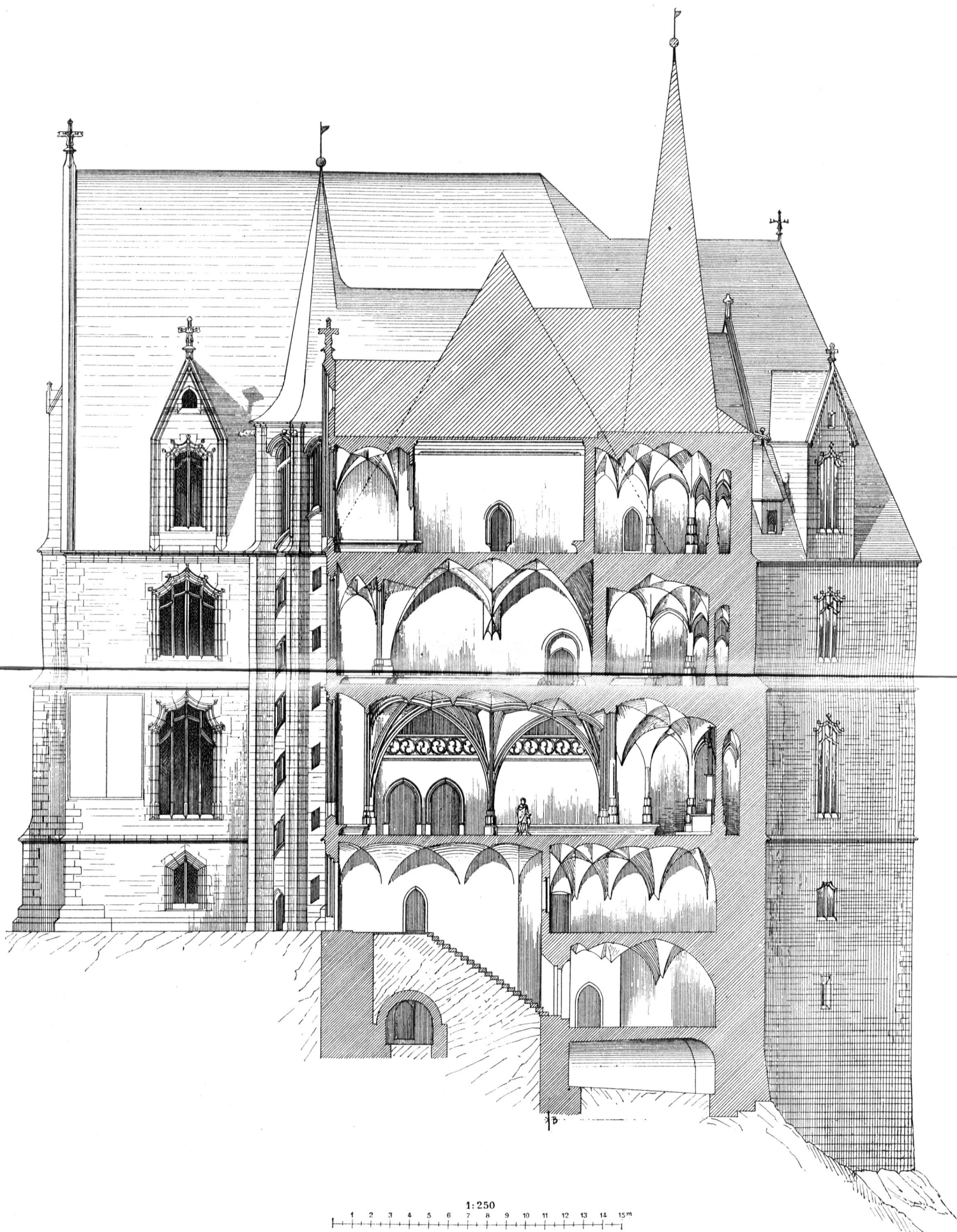


Haus in Meran.

 $\frac{1}{500}$ n. Gr.

Fig. 73.

Altes Schloß in Trient. — $\frac{1}{500}$ n. Gr.



Albrechtsburg zu Meissen.

Durchschnitt durch den Südord-Flügel mit dem Capellenthurm.

Bau zu Theil geworden; der Glanzpunkt aber ist eine im obersten Geschosse die nach der Stadt gekehrte, den westlichen Flügel des Ganges abschließende Mauer durchbrechende Galerie-Architektur, den Palästen von Venedig nachgebildet. Als Reminiscenz treten noch Zinnen auf, welche aber nur zur malerischen Gestaltung beitragen, indem sie dem hoch über die Stadt aufsteigenden Bau entsprechenden Abchluss geben.

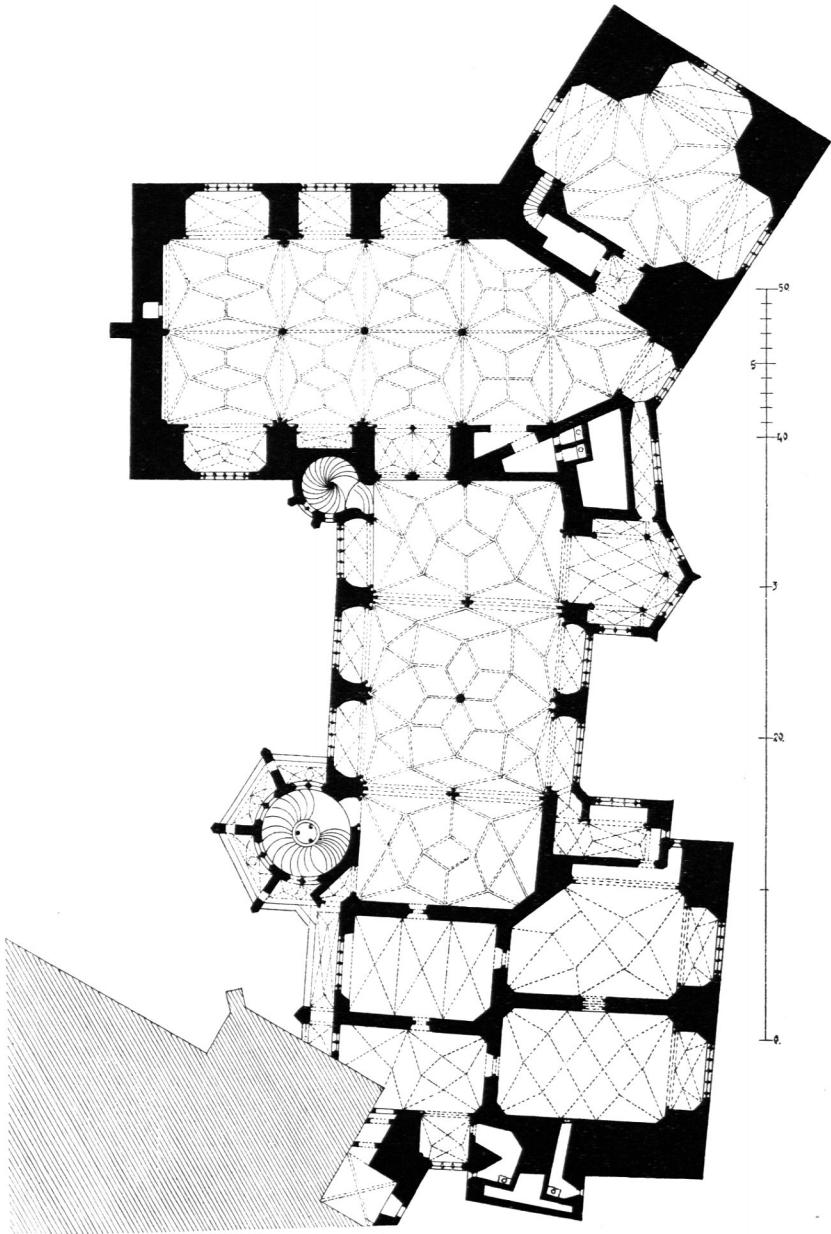
Das großartigste von allen ähnlichen im Schlusse des Mittelalters errichteten Gebäuden in Deutschland ist die Albrechtsburg zu Meissen⁸⁵⁾. Sie führt zwar den Namen »Burg«, hat auch in ihrer malerischen Erscheinung Einiges, was an solche erinnert, ist aber in der That nichts Anderes, als ein Wohnhaus für fürstliche Verhältnisse eingerichtet, ohne jede Analogie mit den Burgen oder den Palästen, von welchen in Kap. 2 u. 4 die Rede war. Nicht einmal Zinnen schmücken mehr die »Burg«. (Siehe Fig. 74 und die neben stehende Tafel.) Sie wurde 1471—83 von den Brüdern Kurfürst *Ernst* und Herzog *Albrecht* von Sachsen nach Abbruch des alten Markgrafenschlosses durch Meister *Arnold* aus Westphalen als gemeinsame Wohnung erbaut. Als 1485 die Theilung der sächsischen Lande eintrat, erhielt der jüngere, *Albrecht*, das Land Meissen und damit die Burg, die von ihm später den Namen erhielt; einige kleine Baulichkeiten wurden noch 1520—24 errichtet.

Ueber einem niedrigen Untergeschoss, das dem Hofe zu eben steht, gegen aufsen aber mehrere Kellergeschosse unter sich birgt, erheben sich zwei mächtige, reich gewölbte Geschosse, von denen das I. Obergeschoss zwei große Säle nebst einigen Gemächern enthält. Diese Säle sind der Nachklang der älteren Palasbauten. Ueber denselben enthält das II. Obergeschoss nur kleinere Gemächer. Es ist die Kernate der älteren Zeit über den Palasbau gelegt, wobei allerdings die Bezeichnung als »Kernate« nur dem nördlichen Theile, welcher den Frauen diente, erhalten geblieben ist. Ueber diesen beiden gewölbten Stockwerken liegt im Dachraume noch ein drittes, welches durch mächtige steinerne Dachfenster erhellt wird. Bemerkenswerth ist die Construction dieses Baues in so fern, als durch Ueberbauung der hintermauerten Gewölbezwickel die Stockwerke nach oben immer enger werden, so daß auch das im Dache befindliche, auf dem unteren Gewölbe stehende lothrechte Wände zwischen den Dachfenstern hat. Die Decken sind zwar durch das erste Kehlgebälke des Daches gebildet; aber es würde ohne Weiteres möglich gewesen sein, sie zu wölben. Nach alter Sitte schließt sich dem Hauptsaale im I. Obergeschoss eine Capelle an, welche in einem ausgebauten Thurme liegt. Wir können als wahrscheinlich annehmen, daß auch im II. Obergeschoss und im Dachraume die Gemächer dieses Thurmes vom Erbauer als Capellen gedacht waren. Charakteristisch sind für den Bau die in allen Geschossen befindlichen, die mächtigen Mauern auf bloße Pfeiler reducirenden Fensternischen, welche auch noch im Dachgeschosse förmliche gewölbte Cabinete bilden; dann die theilweise in der Mauerstärke liegenden, theilweise aufsen angefügten Verbindungsgänge. Die Verbindung der einzelnen Stockwerke geschieht durch zwei Wendeltreppen, in den alten Acten »Wendelsteine« genannt, beide auf der Westseite des von Süden nach Norden laufenden Flügels. Die eine in der Ecke am Nordflügel gelegene bildet die directe Verbindung der Frauengemächer im II. Obergeschoss mit dem Hauptsaale und dem Hofe. Die andere, in jedem Stockwerke noch durch einen sich aufsen herumziehenden Gang ausgezeichnet, ist die Haupttreppe, die vom Hofe zum Hauptsaale emporführt, in welchem nach alter Weise das Publicum, wie in der Basilika der Römer, verkehrte, in welchem aber kaum mehr öffentliches Gericht gehalten wurde, da auch Kanzlei-Localen dazu gehörten, welche, durch dieselbe Treppe zugänglich, sich im II. Obergeschoss befanden. Berücksichtigen wir letzteres, so ist die Anlage für eine gemeinschaftlich geführte Haushaltung zweier Fürstenfamilien, die doch mit dem Gefolge aus etwa 60 Personen bestand, nicht groß und nur denkbar, wenn wir erfahren, daß z. B. sieben den ersten Adelsfamilien angehörige Kammerfrauen gemeinsam ein Zimmer bewohnten. Vielleicht würde auch noch durch weitere Bauten eine Vergrößerung eingetreten sein, wenn nicht wenige Jahre nach der Fertigstellung der vorhandenen einer der Brüder in Folge der Theilung des Landes Meissen verlassen, der andere, welcher Meissen behielt, seine Residenz nach Dresden verlegt hätte, so daß der Bau schon unmittelbar nach seiner Fertigstellung überflüssig geworden war und, wenn er auch noch eine Zeit lang erhalten wurde, meist untergeordneten Zwecken diente. Eine

⁸⁵⁾ Wir haben die Schrift: ROSSMANN, W. Die künstlerische Ausschmückung der Albrechtsburg zu Meissen (Dresden 1878) benutzt; dort ist auch die ältere Literatur über das Schloß erwähnt. — Vergl. auch: PUTTRICH, L. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. I. Abth. Bd. 2. Leipzig 1845—50. I. Meissen. S. 1 ff., wo ebenfalls die Literatur angegeben ist.

künstlerische Ausschmückung hat er deshalb auch in älterer Zeit nie erhalten. Unsere Abbildungen geben den Grundriß des I. Obergeschosses, so wie den Durchschnitt durch den Südost-Flügel mit dem Capellenturm wieder.

Fig. 74.



Albrechtsburg zu Meissen.
I. Obergechoßs⁸⁷⁾. — 1/500 n. Gr.

87.
Wohnhausbau
in
Frankreich.

Wenn wir den städtischen Wohnhausbau des XIV. und XV. Jahrhunderts in Frankreich betrachten, so ist bezüglich der südlichen Provinzen des Landes zu bemerken, daß er in nichts, was Anlage und Grundgestalt der Häuser betrifft, von

jenem der vorigen Periode abweicht, daß nur eben kleine stilistische Einzelheiten uns zeigen, daß wir jüngere Werke vor uns haben. Im Norden dagegen fand eine der deutschen ganz ähnliche Entwicklung auch in dieser Periode noch statt. Insbesondere zeigt sich auch hier ganz das gleiche Verhältniß zwischen Steinbau und Holzbau, welcher letzterer in einer Reihe von Städten heimisch war und, wie seine reiche Ausbildung beweist, nicht bloß armen Leuten diente, weil sie Steinbauten nicht bezahlen konnten, sondern mit Vorliebe gepflegt wurde. Wir finden Anlagen, welche in ihrer Ausbildung vielleicht in Einzelheiten von den deutschen ganz abweichen, in ihrem Kerne aber mit ihnen so sehr übereinstimmen, daß wir mindestens für jene Gegenden eine Aehnlichkeit in der Lebensstellung und den Gewohnheiten der gleichen Kreise und Classen mit jenen in Deutschland finden müssen, welche geradezu überraschend ist. Und wenn wir für Deutschland glauben, viele Verhältnisse der älteren Zeit nach Rückschlüssen aus der späteren feststellen zu können, so trifft dies auch für Frankreich zu. Betrachten wir daher wiederum an der Hand von *Viollet-le-Duc's* Artikel »*Maison*«⁸⁶⁾ den französischen Wohnhausbau vom XIV. Jahrhundert bis zum Schlusse des Mittelalters.

Ein Haus zu Reims, das »Haus der Musiker« genannt, hat von jeher großes Interesse erregt. Es enthält über dem Erdgeschoß, von dessen ursprünglicher Architektur nur Spuren erhalten sind, ein Obergeschoß mit vier durch Steinkreuze untertheilten Fenstern und zwischen denselben, so wie an beiden Enden spitzbogige Nischen, in denen auf Consolen sitzende, lebensgroße Figuren als Schmuck des Hauses dienen, von welchen die mittlere einen Falken auf der Hand trägt, während die übrigen vier auf verschiedenen Instrumenten musizieren. Darüber ist ein Rundbogenfries mit Maßwerknäfen, dessen Anfänge sich auf kleine Consolen stützen. Ein horizontales Gefimse schloß das Stockwerk ab und trägt den Dachrand, über welchen wir, den Fenstern entsprechend, steinerne Dachluken emporsteigend uns zu denken haben, von denen Reste auch noch zu finden sind⁸⁷⁾. Die innere Eintheilung ist nicht mehr erkenntlich; doch nimmt *Viollet-le-Duc* an, daß im Obergeschoß des Hauses, welches nur die Breite eines Raumes hat, nur eine Eintheilung in zwei Säle vorhanden gewesen sei. Jedenfalls war es ein vornehmes Haus, vielleicht einer Gilde oder sonst einer Vereinigung zugehörig; denn der reiche figürliche Schmuck, noch dazu eine wohl profane Darstellung, war auch in Frankreich bei eigentlichen bürgerlichen Bauten nicht heimisch. Die Mittelfigur mit dem Falken auf der Hand stellt jedenfalls den Herrn vor, zu dessen Ehre und Vergnügen das Orchester musiciert.

Die Anordnung eines horizontalen Dachrandes nach der Straßenseite war in Frankreich, besonders in der Bourgogne, zu Hause. Schon im XIII. Jahrhundert finden wir Häuser in dieser Anordnung zu Avallon, Flavigny, Sémur en Auxois und Dijon, welche die Eigenthümlichkeit zeigen⁸⁸⁾, daß unmittelbar über dem Eingange in der Mitte der Front aus derselben ein Treppenthürmchen heraustritt, in welchem die Wendeltreppe enthalten ist, die zu den oberen Geschossen führt. Der Eingang führt außer zur Treppe in eines der seitlichen Zimmer, von welchem aus man in ein kleines mittleres, nach dem Hofe führendes und von diesem in ein drittes gelangt. Auch in den beiden oberen Geschossen tritt man stets in eines der Seitenzimmer ein und von diesem durch das mittlere in das dritte.

83.
Steinbauten.

⁸⁶⁾ VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1863. S. 214 ff.

⁸⁷⁾ Siehe ebendaf., S. 236 u. 237. — Wir halten dasselbe für etwas jünger als dort angegeben, etwa 1300—1320.

⁸⁸⁾ Siehe ebendaf., S. 238—240.

In Vitteaux (Côte-d'Or ⁸⁹⁾ sah *Viollet-le-Duc* vor 30 Jahren noch mehrere Häuser, welche den Giebel nach der StraÙe drehten, den Eingang an der Seite, über demselben aber die Wendeltreppe gerade so in der Front hatten, wie das vorhin erwähnte Haus. *Viollet-le-Duc* sieht in dem Umfande, daß alle diese erwähnten steinernen Häuser im Erdgeschoß Fenster haben, ein Zeichen kleinbürgerlichen Wesens, während die Vornehmen, selbst die unter ihren Genossen hervorragenden Bürger, entweder ihr Haus nicht an die StraÙe stellten, sondern hinter einen mit einer Mauer abgeschlossenen Hof oder, wenn sie an die StraÙe bauten, ihr Erdgeschoß fensterlos ließen. Wir geben ihm darin vollkommen Recht; nur ist ja eben doch fraglich, ob diese Erdgeschoße wirklich ursprünglich so ausfahen und ob diese Häuser, welche er als Kleinbürgern gehörig ansieht, wirklich solchen gehörten; wir würden sie noch nach ihrem Tode beglückwünschen, wenn sie solche Häuser sich erbauen konnten⁹⁰⁾.

Im Gegenfatze dazu giebt er als Fig. 16 ⁹¹⁾ ein Haus aus der PariserstraÙe der Stadt Provins. Dasselbe kehrt gleichfalls den Giebel nach der StraÙe, hat im Obergeschoß eine Reihe von 4 durch Steinpfosten untertheilten Fenstern mit entlastenden Spitzbogen, deren je 2 wieder durch einen größeren Spitzbogen entlastet sind, so daß die Fenstergruppen äußerlich noch an die galerieartigen Fenstergruppen der vorigen Periode (vergl. Fig. 21, S. 41 u. Fig. 24, S. 47) erinnern. Das Erdgeschoß nennt er »sorgfältig nach der StraÙe zu vermauert«, giebt aber doch außer der Hausthür auf der Abbildung noch ein Fenster, welches einen sehr modernen Eindruck macht. Der Giebel ist geradlinig mit schräg aufsteigenden Platten abgedeckt und hat nur 2 neben einander stehende Fensteröffnungen, also nur ein Geschoß. Die Stockwerkshöhen sind sehr beträchtlich, insbesondere das Erdgeschoß, welches ungefähr 5 m Höhe haben muß, also beim Eingange einen imposanten Flur bildete. Die Breite des Hauses beträgt über 9 m.

Gleichfalls ein Giebelhaus von 8 m Straßensbreite ist das von ihm in Fig. 20 gegebene Wohnhaus in Chateaudun ⁹²⁾, welches noch zu Anfang der vierziger Jahre stand, dessen Erdgeschoß und Obergeschoß aus Stein waren, während ein mit der unteren Mauer bündiger Fachwerkgiebel mit weit vorspringender Dach-Construction das Haus abschließt. Wie allenthalben nimmt *Viollet* auch hier im Erdgeschoß einen Verkaufsladen, nicht eine Werkstätte, an und stellt seinen Hausbesitzer, im Feierkleide auf Kunden wartend, unter die Thür, statt ihn arbeitend unter das Fenster zu setzen. Bis zu 8 m Breite konnte ja wohl schon die Werkstätte eines Schmiedes des XIV. Jahrhunderts fordern. Wie weit das Erdgeschoß, als er das Haus zeichnete, erhalten war, giebt er leider nicht an.

Auch nur mit einer gewissen Scheu vor den Magazinen, um deren willen die Front auf dünnen Pfeilern geruht haben soll, können wir das interessante Haus zu Cordes ⁹³⁾ gegenüber der *Promenade de la Bride* erwähnen, welches bei einer Frontlänge von 20 m im Erdgeschoß des Vorderhauses nicht, wie wir vermuthen würden, einen nach der StraÙe abgeschlossenen großen Flur gehabt hatte, zu welchem ein Einfahrtsthor führte, das die Kaufmannsgüter einließ, welche dann in dem nach dem

⁸⁹⁾ Siehe ebendaf., S. 240—243.

⁹⁰⁾ Hat er, da er ja alle Wohnhäuser restaurirt wiedergiebt, dort Fenster gezeichnet, um eben die Häuser als kleinbürgerlich zu bezeichnen?

⁹¹⁾ Siehe ebendaf., S. 244.

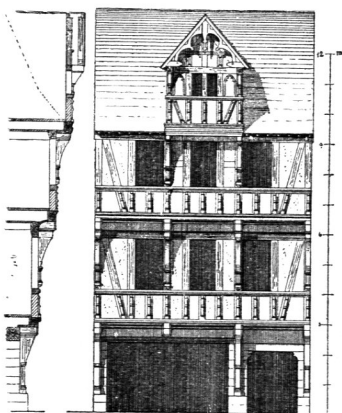
⁹²⁾ Siehe ebendaf., S. 252.

⁹³⁾ Siehe ebendaf., S. 276.

Hofe offenen Flure gewogen und weiter behandelt wurden, etwa wie in dem Hauſe auf der Tafel bei S. 88, ſondern zwei mit dem Hauſe nicht verbundene Kaufläden, welche in moderner Weiſe an Fremde vermietet wurden, während der Hausbeſitzer das übrige Haus bewohnte, ohne darin Räume für einen Geſchäftsbetrieb zu haben. Das Seiten- und Rückgebäude enthielt einen kleinen Saal und einen Stall. Im Obergeſchoß befand ſich über dem Vorder-, Seiten- und Hinterflügel eine durch einen hölzernen Gang verbundene Wohnung, zu welcher eine in den Hof eingebaute Wendeltreppe führte.

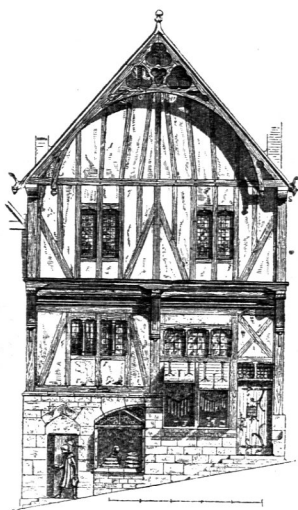
Fig. 75.

Fig. 76.

Haus zu Caen⁹⁴⁾.

Frontlänge von 7 m hat, einen ähnlichen Eindruck macht, wie ein Giebelhaus. Während aber in Deutschland bis gegen den Schluß des XV. Jahrhunderts alles Holzwerk der Fachwände glatt zu fein pflegt, zeigt dieſes normanniſche Haus die lothrechten Hölzer an den Brüſtungen beider Stockwerke durch geſchnitzte ſtrebepfeilerartige Gliederungen belebt.

Fig. 77.

Haus zu Laval⁹⁵⁾.

Ebenfalls bereits dem XV. Jahrhundert gehört das Doppelhaus zu Laval an, welches *Viollet-le-Duc* in Fig. 21 abbildet⁹⁵⁾, das erſte, welches, außer jenem zu Montréal (ſiehe S. 46), auch nach unſerer Anſicht wirklich kleinbürgerlichen Verhältniſſen entſpricht und auffallend in Maßen und Anordnung an das Doppelhaus erinnert, welches wir in Fig. 48 (S. 78) dargeſtellt haben. Nur iſt dieſes franzöſiſche tiefer, die Stellung des Giebels nach der Straſſe alſo natürlicher, als in Montréal. Wir geben daher zum Vergleiche in Fig. 77 nach ſeiner Zeichnung⁹⁵⁾ das Haus aus Laval wieder. Der Zeitunterſchied zwiſchen dem deutſchen und dem franzöſiſchen iſt unerheblich, da wir in beiden Häuſern Typen ſehen, welche auf alter Tradition beruhen und uns zeigen, wie gering der Unterſchied in den Wohnungen von Leuten derſelben Geſellſchaftsclaſſe beider Länder war. Den Vergleich durchzuführen, überlaſſen wir den geehrten Leſern und machen nur darauf aufmerkſam, daſs beim deutſchen Hauſe das Dach höher iſt und,

89.
Holzbauten.

⁹⁴⁾ Nach: GAILHABAUD, J. *L'architecture du V au XVII^e siècle et les arts qui en dépendent*. Paris 1850–59.

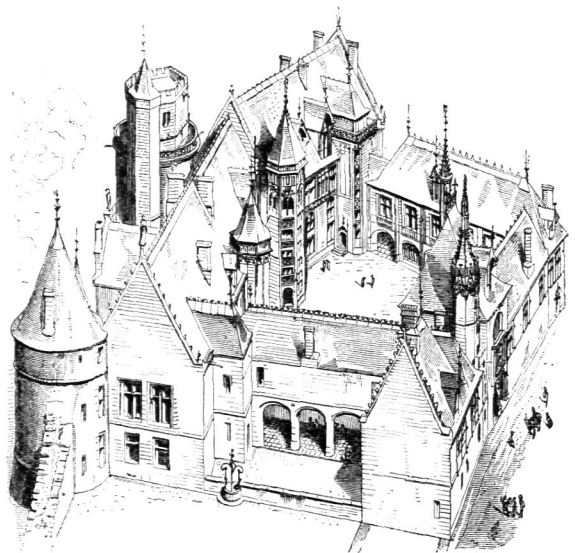
⁹⁵⁾ A. a. O., S. 253.

wie die Fenster im Giebel zeigen, mehr auf Ausnutzung berechnet war, als dies überhaupt bei den französischen Häusern durchgängig der Fall gewesen zu sein scheint. Die Verschiedenheit der eigentlichen Constructionsweise würde natürlich auch wesentlich geringer sein, wenn wir auch aus Deutschland gerade ein Haus des XV. Jahrhunderts, nicht ein solches des XIV. zum Vergleiche zur Verfügung gehabt hätten.

Für *Viollet's* weitere Beispiele von Holzhäusern aus Annonay⁹⁶⁾, Nantua⁹⁷⁾, das letztere den Alpen sich nähernd, also der Schweizer Tradition, finden wir in Deutschland selbst für die Construction sehr verwandte gleichzeitige Beispiele. Nicht sehr verschieden von der Construction der deutschen Häuser vom Schlusse des XV. Jahrhunderts ist auch die Construction jener Holzhäuser, deren wir zu Anfang der fünfziger Jahre in Paris noch Hunderte gesehen haben, die damals aber der Modernisirung von Paris geopfert wurden. Eben so wenig erhebliche Verschiedenheiten zeigt die Construction der Holzhäuser von Rouen. Nur bildete sich in der französischen Holz-Architektur ein wesentlich eleganterer Stil der Decoration aus, als in der deutschen; insbesondere charakteristisch ist die umfangreiche Verwendung von Fialen zur Decorirung der lothrechten Hölzer, welchen sich flach gedrückte Wimperge als Schmuck der Kapphölzer und horizontalen Riegel anschließen, von denen an einem in der Mitte darauf gestellten lothrechten Holze wieder eine hohe Wimpergspitze mit schlanker Kreuzblume emporsteigt.

Auch in Frankreich zeigt uns der Schlufs des Mittelalters verschiedene Gebäude, welche aus dem alten Burgen-Typus entstanden, mehr oder weniger unregelmäßig verschiedene Flügel um einen Hof gruppiren, theilweise in den Städten an einer oder mehreren Straßen gelegen, theilweise hinter einem mit einer Mauer abgeschlossenen Vorhofe. Aber während sie in Deutschland ziemlich ausschließlich fürstliche Schlösser sind, gehören sie im demokratischen Frankreich zum Theile den reichen Bürgern, etwa reichen Kaufleuten; denn wohlhabend mußte man immer sein, um solche zu besitzen. Das hervorragendste ist das Haus des *Jacques Coeur* in der Stadt Bourges, welcher gern seinen Reichtum zeigte, aber wohl kaum solch tragisches Ende genommen hätte, wenn er den an einer Stelle seines Hauses zu lesenden Spruch selbst beachtet hätte: »*Dieu . faire . taire . de . ma . joie*«. Es ist mit Durchbrechung der alten Stadtmauer unter Benutzung zweier runder Thürme derselben und eines viereckigen errichtet und hat mit seinen verschiedenartig gruppirten Dächern, dem Capellenbau über dem Eingange, seinen emporsteigen-

Fig. 78.

Haus des *Jacques Coeur* zu Bourges⁹⁸⁾.

⁹⁶⁾ Siehe ebendaf., S. 256.

⁹⁷⁾ Siehe ebendaf., S. 258.

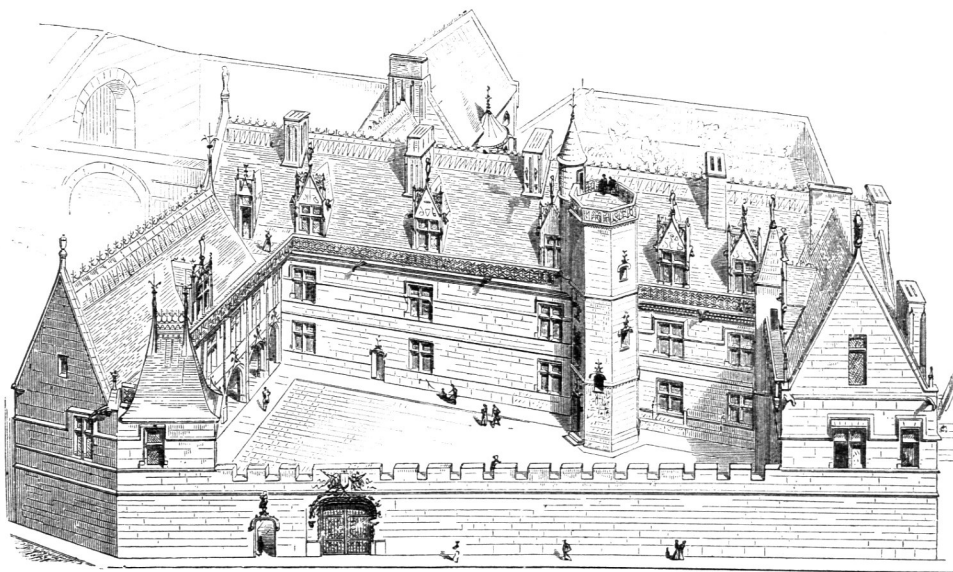
⁹⁸⁾ Nach ebendaf., S. 281.

den Treppenthürmen den malerischen Charakter einer Burg, aber nichts von der Festigkeit derselben, noch weniger also von den Unbequemlichkeiten einer solchen. Nur der Haupteingang mit der kleinen Pforte neben der großen Einfahrt sieht aus, als habe man daran gedacht, ihn vertheidigen zu wollen, und es mußten Zugbrücken davor angebracht werden. Daß das Erdgeschloß auf der einen Seite fensterlos ist, auf der anderen Seite nur eben die Wohnung des Pförtners Fenster nach der Strafe hatte, ist mehr der Ausdruck absichtlich gefuchter Vornehmheit, als der Gedanke an Festigkeit; denn im Erdgeschloß sind Wohnräume nur im Flügel hinter dem Hofe. Wir geben in Fig. 78 nach *Viollet-le-Duc* eine Vogelperspective dieses Hauses⁹⁸⁾.

In Paris stand noch 1840 das *Hôtel de la Trémoille*, ein aus einem Erdgeschloß und zwei Obergeschloßen bestehendes, in glänzendster Architektur durchgebildetes Wohnhaus⁹⁹⁾, welches ungefähr die Mitte eines schmalen, aber unregelmäßigen, zwischen anderen gelegenen Grundstückes einnahm, das von der *Rue des Bourdonnais*, wo der Haupteingang war, in einer Breite von 22^m bis zur *Rue Tirechappe* durchging. Vor dem Hause, dessen Erbauer in der Schlacht bei Pavia fiel, welches also wohl erst im Beginne des XVI. Jahrhunderts errichtet wurde, dehnt sich ein mächtiger Vorhof aus, der auf zwei Seiten von Hallen umgeben war, die nach der Strafe zu ebenfalls fensterlos waren und ein Obergeschloß trugen. Hinter dem Hause dehnten sich neben dem Garten gleichfalls mit Hallen versehene Gebäudeflügel aus, welche die Küche und sonstige Wirthschaftsräume enthielten, die ihren Ausgang nach der Strafe *Tirechappe* hatten. Das Ganze ist leider heute zerstört bis auf einige Bruchstücke, welche in der *École des beaux-arts* aufgestellt wurden.

Eben so liegt der Wohnflügel des *Hôtel de Cluny*¹⁰⁰⁾, des Absteige-Quartiers, welches um 1490 *Jacques d'Amboise*, Bischof von Clermont, damals zugleich Abt von Cluny, in der *Rue des Mathurins* für die Aebte von Cluny erbaute, hinter dem Hofe.

Fig. 79.

*Hôtel de Cluny zu Paris*¹⁰⁰⁾.

⁹⁹⁾ Siehe ebendaf., S. 282 ff.

¹⁰⁰⁾ Siehe ebendaf., S. 284 ff.

Von der Strafse ist es durch einen Vorhof hinter einer Mauer abgeschlossen; auch haben die beiden zu ihr vorgehenden Flügel im Erdgeschoße keine Fenster nach der Strafse. Was drinnen vorging, ging die aufsen Vorübergehenden nichts an. Um diese sich zu kümmern, waren die hinter der hohen Mauer Wohnenden zu vornehm; sie hatten also nicht nöthig, auf die Strafse zu sehen. Das Wohngebäude mit den beiden Seitenflügeln besteht aus zwei vollständigen Stockwerken und einem bewohnbaren folchen unter dem Dache, bot also Raum genug für einen kleinen Hofhalt. Durch ein gütiges Geschick bis heute erhalten, umschließt es jetzt eines der kostbarsten Museen. Wir geben auch hiervon nach *Viollet-le-Duc* eine Vogelperspective in Fig. 79¹⁰⁰) mit dem Bemerkten, daß die auf der linken Seite des Beschauers im Hintergrunde erscheinenden Bauten die wohl erhaltenen Reste römischer Thermen sind.

91.
Kloster-
anlagen.

Unser Kap. 3 hat mit der Betrachtung der Wohnbauten in den Stiften und Klöstern begonnen, und mit der Betrachtung solcher Bauten wollen wir unser Kap. 5 beschließen. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß zwar die Bauformen sich geändert haben, wie die Stilentwicklung sich auf jedem Gebiete vollzog. Aber wenn auch gleichzeitig im gesammten Klosterwesen sich wesentliche Aenderungen vollzogen, so hatte dies geringen Einfluß auf die Bauanlage; der Kern ist vollständig derselbe geblieben. Die Benedictiner-Klöster blieben auf den Höhen, die Cistercienser in den Thälern; ihre Bauten blieben stets ummauerte Festen. Ihr Vertheidigungssystem mag mitunter veraltet gewesen sein. Falls etwa bauliche Aenderungen vorgenommen wurden, geschah dies nach den Regeln und Anforderungen, welche die Zeit stellte; aber der Kern des Klosters blieb genau derselbe, wenn auch Fensterformen und Gewölbe-Constructionen sich änderten. Eben so war es bei den großen Stiften, ob sie nun auf Bergeshöhen oder im Thale, ob in der Einsamkeit oder unmittelbar vor den Thoren der Stadt lagen, oder ob sie in dieselbe einbezogen waren.

Neue Orden entstanden, deren wichtigste die Dominikaner und Franziskaner wurden. Sie suchten nicht die Einsamkeit auf, sondern nahmen ihren Platz mitten in der Stadt, wo sie durch ihr Vorbild und ihre Lehre auf das Volk einwirken, dem Luxus entgegen arbeiten, die Zufriedenheit und die Ascese verbreiten sollten. Ihre Aufgabe war, durch die Macht des Wortes die Vornehmen und Wohlhabenden zur Demuth und zur Bereitwilligkeit, den Armen zu helfen, hinzuführen, den Bedrängten beizustehen und sie zu trösten, zugleich aber durch Hinweis auf die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes zu stärken, um ihr Elend in Geduld zu tragen. Sie waren nicht berufen, am Hofe zu glänzen, nicht Kunst und Wissenschaft zu fördern, sondern sich der Armen und Bedrängten anzunehmen, die richtigen Seelforger für Alle, die mühselig und beladen waren. Es waren oft sehr bescheidene Bauten, in denen sie lebten, die in irgend einem Winkel der Stadt aufgeführt wurden, wenn nicht ein Stifter ihnen die Mittel gab, sich Bauten von einiger Bedeutung aufzuführen. So einfach aber auch die Ausführung sein mochte, die Anlage war genau die gleiche, wie vor Jahrhunderten. Stets war der Hauptbau des Klosters die Kirche; an sie schloß sich der einen quadratischen Hof umgebende Gang an, welchem sich auf drei Seiten die Wohnbauten anfügten, in denen sie ihr strenges Leben führten. Ueberall aber war ein möglichst großer Speisesaal, waren die gemeinschaftlichen Schlaffäle, der Kapitelsaal u. s. w. in derselben Anordnung, wie bei den alten Klöstern. So weit ihnen Raum dazu gewährt wurde, hatten sie noch ihre Gärten in der hohen Mauer eingeschlossen, welche die ganze Anlage umgab. Darin verbrachten die neuen Ordensleute ihr Leben, bescheiden und einfach, doch nicht

einförmig; denn sie wurden hinausgeschickt von den Oberen, das Elend aufzufuchen, zu trösten und zu helfen, aber auch Hilfe für die Armen und für das Kloster zu fuchen, wo solche zu finden war. Und zu denselben, die nicht anspruchsvoll und vornehm waren, wie die Infassen der alten Klöster und der Stifte es geworden, kamen die Armen herein, sich Trost zu holen, die im Gewissen bedrückten Vornehmen, um sich Rath zu erbitten oder gleichfalls Trost, wenn auch sie Unglücksfälle betroffen und niedergedrückt hatten. So nahmen diese Mönche gerade unter der Stadtbevölkerung eine Achtung gebietende Stellung ein.

Es traten aber auch Orden auf, welche lediglich der Afcese leben follten, Klosterleute, deren Beruf es nicht war, Anderen auf Erden zu helfen, noch sie für den Himmel vorzubereiten, sondern nur sich selbst zu vervollkommen und für die Anderen zu beten. Es waren insbesondere die Karthäuser, welche den ursprünglichen Gedanken des Mönchswesens wieder aufnahmen und mitten in den Städten als Einsiedler hinter der hohen Klostermauer von dürftigster Nahrung lebten. Diese Karthäuser waren so ziemlich die einzigen, deren Lebensweise eine Aenderung der Klosteranlagen mit sich brachte, auf welche wir sofort zurückkommen werden.

Die Klöster aller Orden für Männer und für Frauen fanden bei Hoch und Niedrig Anklang. In allen Städten entstanden deren fortwährend neue, und im Schlusse des XV. Jahrhunderts war deren Anzahl eine recht beträchtliche. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß neben dem religiösen Drange, welcher allenthalben lebendig war, auch andere Veranlassungen zu deren Blüthe nicht unwesentlich beitrugen. Die Stadtoberkeiten fanden es recht zweckmäßig, gegenüber dem Luxus der Weltgeistlichen die bescheidenen Mönche in der Stadt zu haben, welche schon durch ihr Beispiel, noch mehr aber durch ihre Lehren den Luxus bekämpften, aber auch die Armen, welche der Obrigkeit so viel Beschwer machten, unterstützten, deren Neid gegen die besser Gestellten bekämpften, sie von Ausschreitungen abhielten und die Glückseligkeit der Armuth priesen. Wenn eine Stadt bei einer anderen anfragte, welche Erfahrungen man dort mit diesem oder jenem Orden gemacht, so lautete die Antwort stets empfehlend. Die Archive enthalten manche solche Correspondenz, und die Obrigkeiten förderten das Entstehen neuer Stiftungen in Folge solcher Empfehlungen.

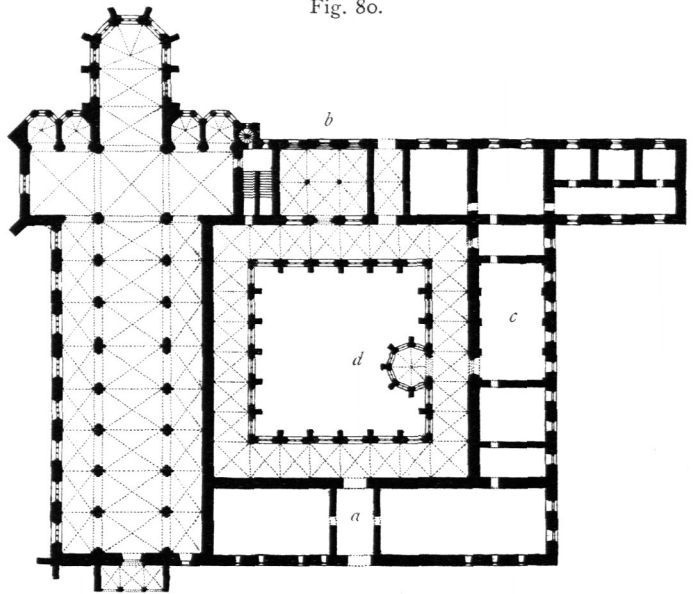
Dann aber fanden in den Klöstern recht viele Ueberzählige Platz. Alle Verhältnisse waren ja darauf berechnet, daß nur eben eine bestimmte Anzahl Leute allenthalben Unterkommen und Nahrung fanden. Die vornehmen Familien konnten nur dadurch ihre Stellung erhalten, daß das Vermögen sich nicht zerplitterte; da konnte es denn nur Einer bekommen. Mancher und manche von den jüngeren Kindern fanden ihr Unterkommen im Kloster, wo ihnen der Weg zu den höheren Würden offen stand. Die Patrizier und vornehmen Bürger hatten auch Manchen übrig, den sie in das Kloster abgeben konnten, und da die Zahl der Handwerker durch die Zunftordnungen beschränkt war, so gab es auch unter ihnen Leute genug, welche als dienende Brüder mit ihren Handfertigkeiten sich den Klöstern nützlich machen konnten, aber auch zu Haufe entbehrlich waren. So wurzelten die Klöster wirklich im Volke, und dieser Umstand war es, welcher auch den Klosterbauten einen gewissen Ausdruck des Bürgerlichen verlieh, welcher die monumentale Durchbildung etwas zurückdrängte, die einzelnen Räume des Klosters jenen des Bürgerhauses nahe brachte.

Wir haben soeben gesagt, daß auch diese späteren Klöster in derselben Weise und, so weit es anging, mit derselben Regelmäßigkeit angelegt sind, wie die alten. Dies

hatte allerdings mitunter feine Grenzen; sie sind in den Städten zuweilen in Winkel gedrängt, wo jede Regelmäßigkeit aufhörte.

Im Allgemeinen haben wir zu den hier folgenden Beispielen¹⁰¹⁾ wenig mehr zu sagen.

Fig. 80 giebt den Grundriß des Klosters Goldenkron in Böhmen¹⁰²⁾ wieder. Es gehört noch einem der alten Orden, jenem der Cistercienser, an. An der Südseite der Kirche ist der Kreuzgang, bei *a* der Eingang, bei *b* der Kapitelsaal, bei *c* das Refectorium und bei *d* das Brunnenhaus. Neben dem Querschiffe der Kirche führt eine Treppe zu den Räumen des Obergeschoßes, den Dormitorien und anderen Gelassen.

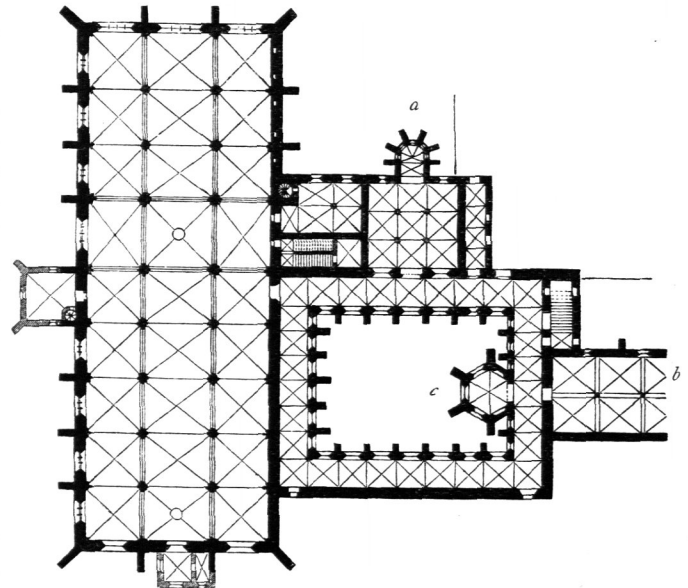


Cistercienser-Kloster in Goldenkron¹⁰²⁾.

$\frac{1}{1000}$ n. Gr.

Aehnlich ist die Anlage des Cistercienser-Klosters Neuberg in der Steiermark (Fig. 81¹⁰³⁾, wo bei *a* der Kapitelsaal, bei *b* das Refectorium und bei *c* das Brunnenhaus sich befindet. Wie sich in den Städten die

Klöster auf ihren winkligen Territorien einrichteten, zeigt das jetzt abgetragene Augustiner-Kloster zu Nürnberg (Fig. 82¹⁰⁴⁾. Bei *x*, *y*, *z* waren drei Nachbarhäuser eingebaut; bei *w* stand ein zum Kloster gehöriges, im Aeußeren die Gestalt eines Privathauses tragendes Gebäude, wohl die Curie des Abtes. Hierdurch führte von einer Seite der Weg zur Pforte *a* des Klosters, während bei *a'* ein zweiter Zugang zur Vorhalle des Klosters führte; bei *b* war der Kapitelsaal, bei *c* das Refectorium. Ueber dem Gebäudeflügel, welcher den Kapitelsaal enthielt, befand sich im I. Obergeschoß ein großer Saal, das Dormitorium des Klosters, im II. Obergeschoß ein eben so großer, wahrscheinlich der Schlaßaal der Novizen; die übrigen Räume in den verschiedenen Gefchoßen dienten den sonstigen Bedürfnissen.



Cistercienser-Kloster Neuberg¹⁰³⁾.

$\frac{1}{1000}$ n. Gr.

¹⁰¹⁾ Die Klosterpläne sind im Maßstabe von 1 : 1000 gezeichnet, weil sie auch für Heft 3 dieses Bandes (Kirchenbau), in welchem die Grundrisse aller Kirchen im Maßstabe 1 : 1000 wieder gegeben sind, gebraucht werden.

¹⁰²⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

¹⁰³⁾ Nach: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Wien.

¹⁰⁴⁾ Nach Aufnahmen, welche der Verfasser aus Anlaß der Uebertragung einiger Theile mit Zugrundelegung von Plänen, die sich im städtischen Bauamte befanden, anfertigte.

Fig. 82.

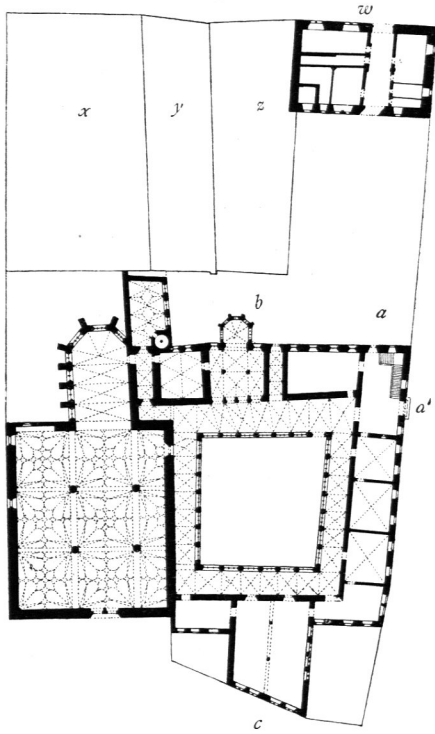
Augustiner-Kloster in Nürnberg¹⁰⁴⁾. $\frac{1}{1000}$ n. Gr.

Fig. 83.

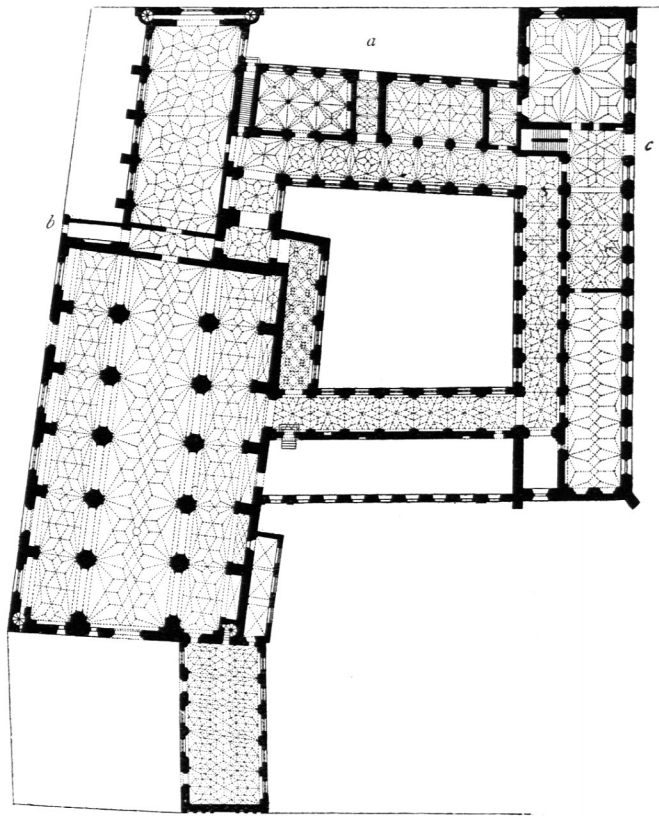
Franziskaner-Kloster und *Trinitatis*-Kirche in Danzig¹⁰⁵⁾. $\frac{1}{1000}$ n. Gr.

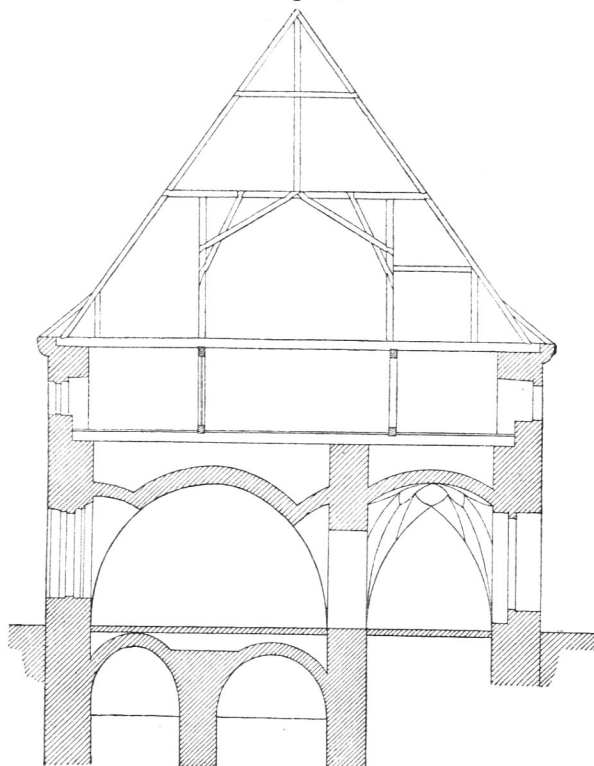
Fig. 83 giebt den Grundriss des mit der *Trinitatis*-Kirche verbundenen Franziskaner-Klosters¹⁰⁵⁾ zu Danzig. *a* ist die eigentliche Klosterpforte; bei *b* befindet sich jedoch auch ein Zugang, welcher unter dem Lettner hinweg in den Kreuzgang führt; eben so ist bei *c* ein Zugang, von welchem man in einen Vorraum gelangt, der die Treppe zum oberen Geschoffe enthält. Großartig und in reichster Entfaltung sind die Gewölbe aller Räume des Erdgeschosses angelegt. Sie beginnen unmittelbar am Fußboden, erheben sich aber im Scheitel zu beträchtlicher Höhe. Wie aus dem Querschnitt eines Flügels (Fig. 84¹⁰⁵⁾) zu ersehen ist, hat dagegen das I. Obergeschoß mit den Dormitorien und anderen Räumen nur sehr geringe Höhe. Die weit ausgedehnten Räume sind durch Holzwände untertheilt, so daß in den gemeinsamen Schlaffälen für jeden einzelnen Infassen eine kleine Zelle abgetheilt werden konnte.

Wesentlich anders ist dagegen die Anlage der Karthäuser-Klöster. Fig. 85 giebt den Grundriss der allerdings 1676 etwas umgebauten Karthause zu Clermont¹⁰⁶⁾, den *Viollet-le-Duc* nach einem alten Plane veröffentlicht. Sie liegt ziemlich weit von der Stadt entfernt und ist deshalb an ihrer Umfassungsmauer mit Vertheidigungsthürmen *R* versehen. Der westliche Theil vor der in zwei Räume getheilten Kirche *AB* enthält einen Oeconomiehof, in welchem bei *N* die Stallungen untergebracht sind, bei *Q* Getreidespeicher, bei *H* ein Taubenhaus und bei *T* ein Backofen. Bei *O* ist der Eingang, bei *P* sind Gastwohnungen und bei *C* das Priorat. Bei *a* ist die Zelle des Subpriors, bei *E* der Kapitelsaal, bei *F* der Eingang zum Kreuzgange, bei *S* ein kleiner und bei *D* der große, vom Kreuzgange umschlossene Hof. An den Kreuzgang schlossen sich die Zellen *J* der Mönche an, jede mit einem Gärtchen; bei *X* liegt das Refectorium, in welchem sich allerdings die Mönche nur einmal im Jahre zusammenfanden, bei *V* die Küche. Noch sei der Karzer bei *Z* erwähnt.

¹⁰⁵⁾ Nach Plänen, welche wir der Verwaltung des jetzt darin befindlichen Museums danken, während die *Trinitatis*-Kirche nach einer Aufnahme des Herrn Landesbauinspectors *Heise* in Danzig hinzugefügt ist.

¹⁰⁶⁾ Nach: *VIOLLET-LE-DUC*, a. a. O., Bd. I. Paris 1854. S. 307 ff.

Fig. 84.



Schnitt durch einen Flügel des Franziskaner-Klosters
zu Danzig¹⁰⁵⁾. — $\frac{1}{250}$ n. Gr.

mont, jeder Mönch drei kleine Räume in feiner Zelle, so wie einen Dachbodenraum, zu welchem eine Treppe emporführte. Bald nach der Gründung des Klosters wurde die Stadtmauer um die Vorstadt gezogen, so daß die Karthause hinreichend geschützt war und besondere Vertheidigungsmafsregeln, welche übrigens der Rath auch nicht geduldet haben würde, nicht mehr nöthig hatte.

Die Karthause ist, wie bekannt, heute noch erhalten, wenn auch wesentlich umgestaltet. Als das Germanische Museum sie übernahm, lag der gröfsere Theil in Ruinen; doch liefs sich aus diesen mit Hilfe einiger Pläne aus dem vorigen Jahrhundert der ganze Grundriß zusammenstellen.

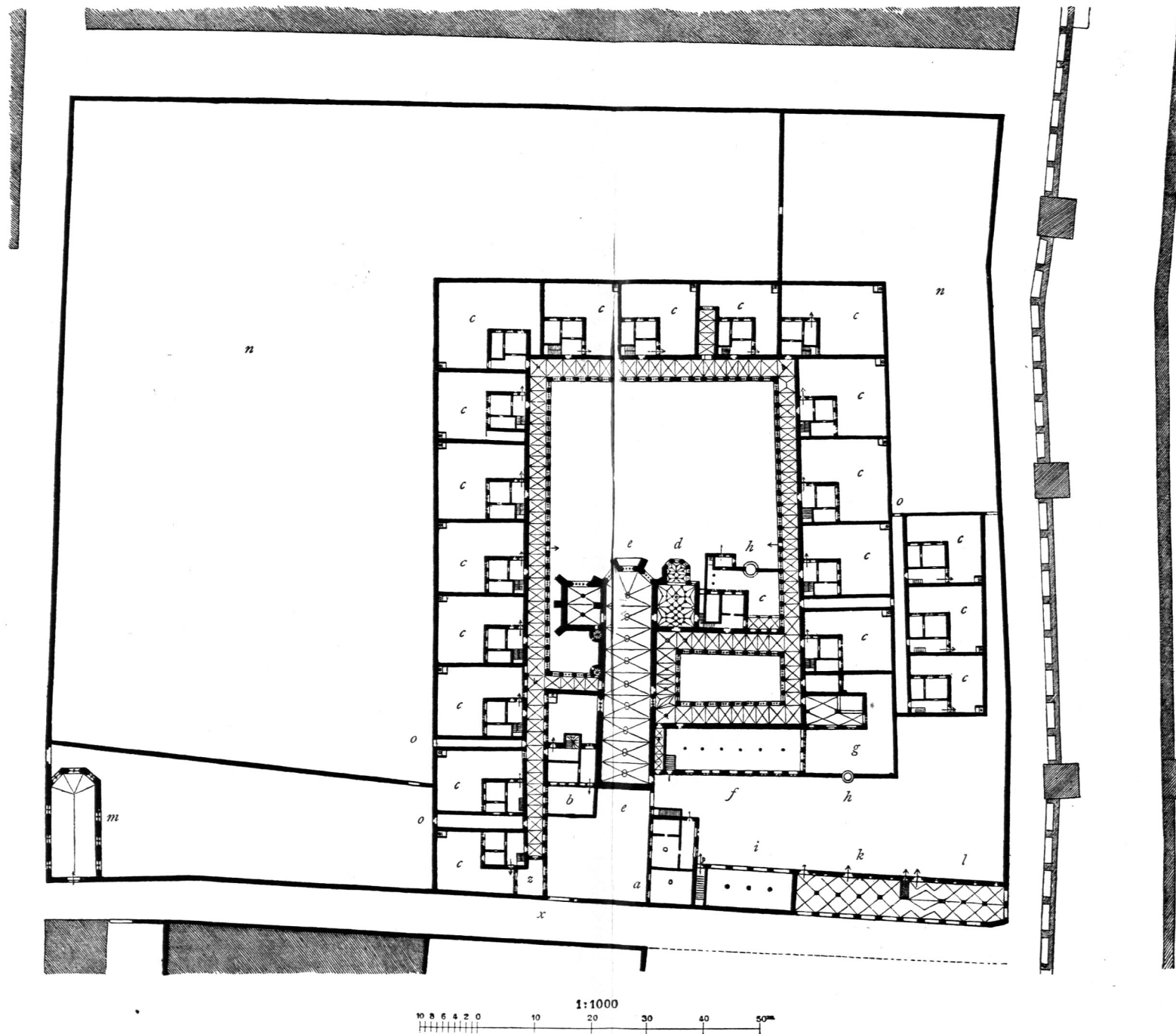
Sehr verwandt damit ist die auf der neben stehenden Tafel im Grundrißs dargestellte Karthause zu Nürnberg. Sie lag, als sie 1386 begründet wurde, ausserhalb der Stadt auf einem grofsen von einer Mauer eingefassten Grundstücke. Der Bau selbst, für 20 Brüder, neben dem Prior und Subprior, eingerichtet, ist kleiner als die Karthause zu Clermont, obwohl die letztere nur für 18 bestimmt ist. Aber auch hier in Nürnberg war der westliche Theil ein Oeconomiehof, in welchen man bei *x* eintrat. Bei *a* war die Wohnung des Priors, bei *b* jene des Subpriors mit einem kleinen Gärtchen. Der Eingang zur Claufur befand sich bei *z*; rings um den Kreuzgang waren 17 Zellen *c*; deren drei stehen auf der Südseite in zweiter Reihe. Bei *d* war der Kapitelsaal, bei *e* die Klosterkirche, bei *g* die Küche; *h* sind zwei Brunnen, *i* Ställe, *k* und *l* Getreidespeicher. Im Obergeschofs über *i*, *k*, *l* lagen wohl die Gastwohnungen, Spital, Bibliothek u. a.; *m* war eine Todten-Capelle, *n* der grofse Garten, in welchen aus dem Kreuzgange die Zugänge *o* führten. Bei den einzelnen Zellen war der innere Gang weggeblieben, welcher in Clermont noch in jeder Zelle parallel mit dem Kreuzgange läuft; eben so fehlt in Nürnberg der bedeckte, zum Aborte führende Gang. Auch in Nürnberg aber hat, wie in Cler-

6. Kapitel.

Die einzelnen Theile im Inneren der Gebäude.

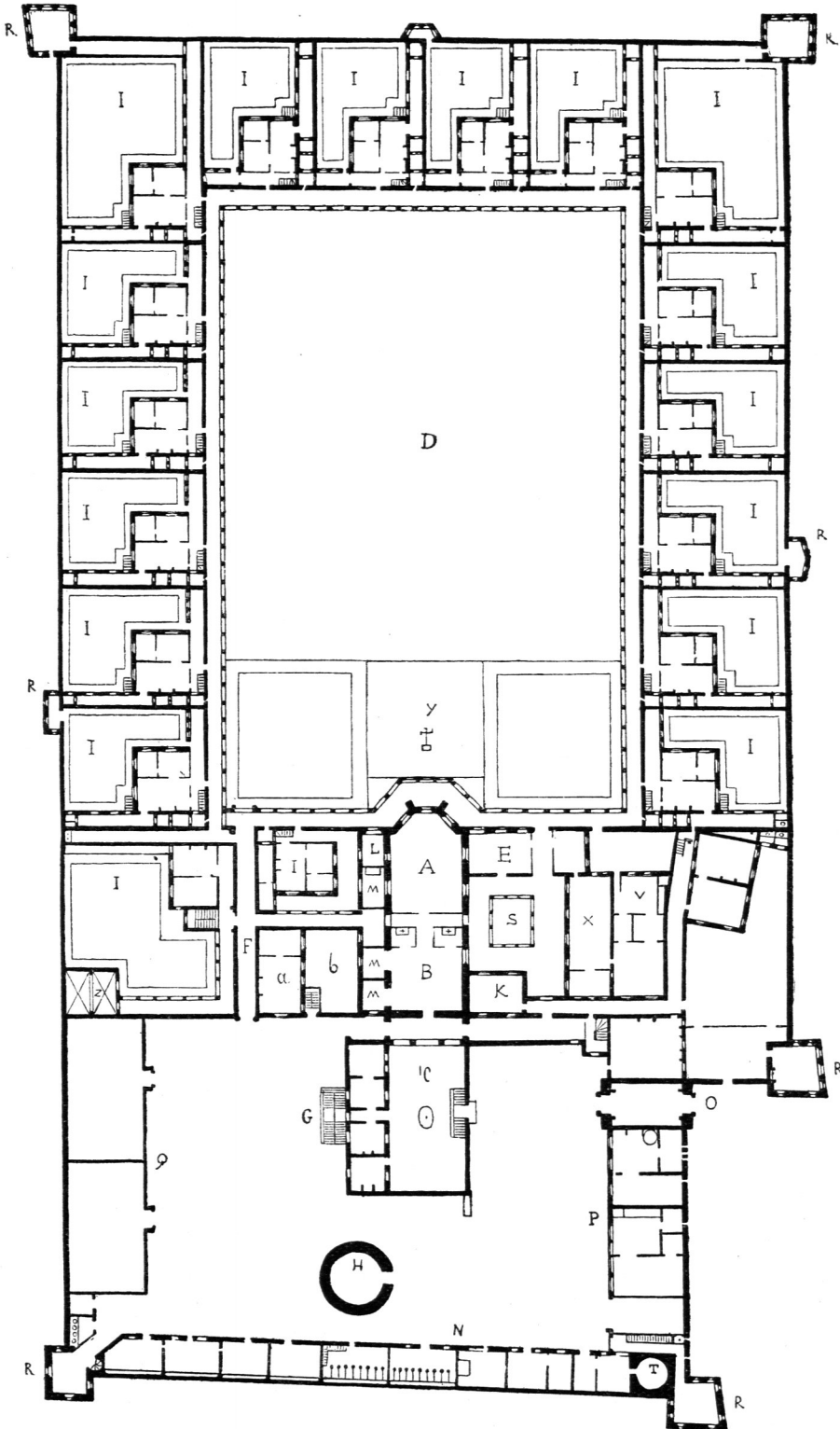
a) Die Säle und Zimmer.

Nachdem wir in Kap. 1 des vorliegenden Heftes eine kurze Uebersicht unseres Themas gegeben hatten, führten wir sodann in Kap. 2 u. 4 die fürstlichen Bauten und daran anschliessend jene den Lesern vor, welche die Gemeinden nach dem Vorgange der Fürsten für ähnliche Zwecke errichteten, und gaben dann in Kap. 3 u. 5 eine Darstellung von den Wohnbauten der Geistlichen, insbesondere der Klöster und jenen der vornehmen, wie geringen Bürger. Wir haben dabei sowohl die Grundrißentwicklung, als die äufsere und innere Erscheinung in das Auge gefafst; doch



Karthause zu Nürnberg.

Fig. 85.

Karthause zu Clermont ¹⁰⁶⁾. $\frac{1}{1000}$ n. Gr.

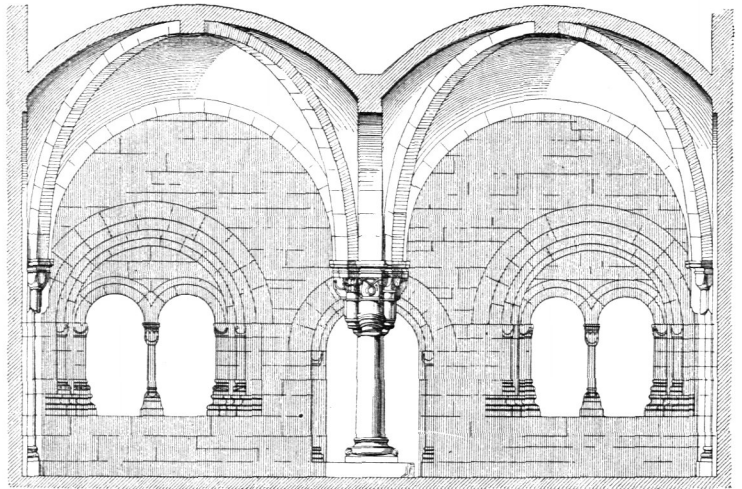
konnten wir nicht auf alle Einzelheiten eingehen, welche der Betrachtung werth sind. Wir konnten dies um so weniger, ohne den ganzen Zusammenhang zu zerreissen, als nicht blofs die Gebäudegattungen im Ganzen einen zusammenhängenden Entwicklungsgang durchgemacht haben, sondern als ein solcher sich auch an einer Reihe von Einzelanlagen erkennen läßt, so dafs somit ein ganz bestimmender Grund vorliegt, deren Entwicklung auch im Einzelnen zusammenhängend zu verfolgen. Wir haben theilweise schon die grofsen Saalbauten als Ganzes betrachtet; aber wir konnten doch der architektonischen Erscheinung des darin enthaltenen Hauptsaales selbst nicht volle Aufmerksamkeit schenken. Die Composition hängt aber auch in vielen Punkten mit anderen Sälen zusammen, welche sich nicht in eigenen Saalbauten, sondern in den Klöstern, wie in bürgerlichen Häusern und auf den kleinen Burgen erhalten haben. Auch das bürgerliche Wohnzimmer bietet so vieles Interesse, dafs eine Beschäftigung mit demselben nicht umgangen werden kann; ja selbst bei den grofsen fürstlichen Sälen zeigen sich noch Einzelheiten, welche der Betrachtung werth sind, so dafs auch da noch eine Nachlese sich ergibt und wir die architektonische Durchbildung der Säle und Zimmer als Gegenstand gesonderter Betrachtung in einem eigenen Kapitel zu wählen haben.

Die architektonischen Anlagen sind meist einschiffig, welchen dann aber zwei- und mehrschiffige vieljochige Räume gegenüber stehen; die überwiegende Mehrzahl der Zimmer sind

rechteckige, kleine Räume. Wo aber die Gestalt des Grundrisses irgend eine unregelmässige Linie als Umfassung eines Saales oder Zimmers ergibt, da nahmen die Meister so wenig, als die Besitzer Anstofs daran, und die wundersamsten, winkeligsten Räume entstanden. An gröfsere Räume setzten sich kleinere an, in welche durch bogenförmige Oeffnungen Ein- und Durchblicke sich bilden. Auch bei vielen Bauten finden sich an gröfsen, wie an kleineren Räumen Ausbauten, Erker und Chörlein. Eben so fehlen runde und polygonale Anlagen nicht; doch ist die Ausbildung der Anlagen zu verschiedenartig, als dafs wir andere bestimmte Regeln fänden, als die eine, dafs man allerdings gleiche Eintheilung und Symmetrie zu erreichen suchte, wo nicht ein Bedürfnis Veranlassung gab, von der Symmetrie abzuweichen. Pfeiler und Säulen an den Wänden bilden eine Gliederung, welche durch Fensteranlagen und Nischen fortgesetzt wird.

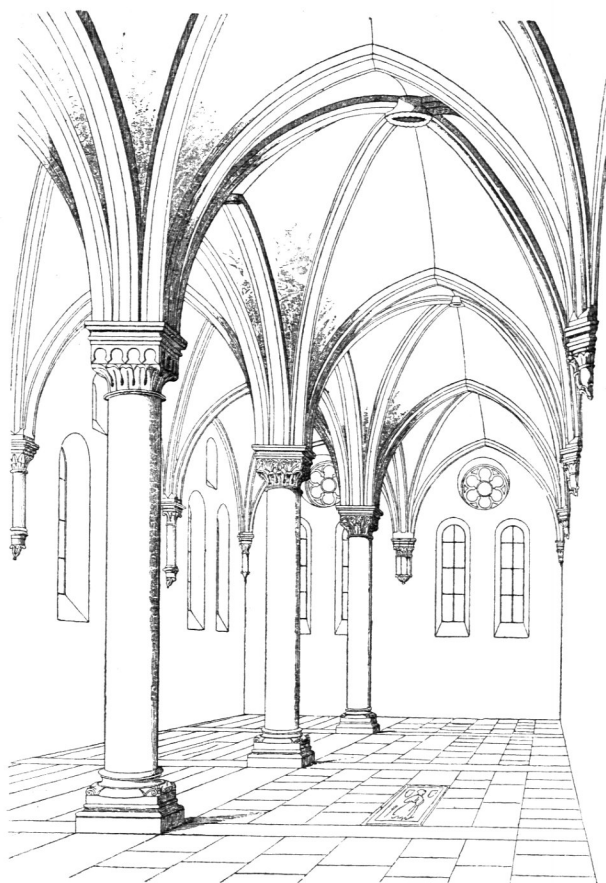
Suchen wir eine Reihe einzelner Beispiele, so haben wir nicht in die Frühzeit des Mittelalters hinauf zu gehen; denn aus dieser sind uns Beispiele nicht erhalten.

Fig. 86.

Kapitelsaal im Stift zu Zwettl ¹⁰²⁾. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Wir haben über den ältesten Saal, den Palas der Kaiferburg zu Goslar, nichts mehr zu bemerken. Ueber jene folgenden zu Gelnhausen u. a., von Montargis, so wie die Säle der Rathhäuser und Kaufhäuser und alle monumental gehaltenen Nachfolger der alten Palasbauten müßten wir mehr hinzufügen, als wir Raum haben, wenn es sich lohnen sollte, deren Besprechung nochmals aufzunehmen. Monumentale Bauten anderer Art dagegen finden wir in den Klöstern, wo uns aus dem Schluß des XII. Jahrhunderts einzelne erhalten sind. Wir geben als ein Beispiel in Fig. 86

Fig. 87.

Refectorium zu Schönau bei Heidelberg ¹⁰⁷⁾.

rathen und die darauf bezüglichen Handlungen vorgenommen, insbesondere auch die Gerichtsbarkeit, d. h. die Disciplinargewalt des Abtes über die Klosterangehörigen zur Ausübung kam.

Es sind uns vom Beginne des XIII. Jahrhunderts eine Anzahl von Kapitelfälen erhalten, durchweg quadratisch, meist auf vier Säulen oder Pfeilern gewölbt, von welchen wir jenen des Cistercienser-Stiftes Heiligenkreuz und jenen zu Ramersdorf bei Bonn besonders nennen, der letztere eben so, wie jener zu Altenberg bei Cöln, von hervorragender Schönheit der Verhältnisse und der Durchbildung. Alle diese Säle gleichen wohl durch die Anlage des Chörchens einigermaßen einer Capelle; indeffen sind sie, gleich den Hauscapellen, doch durchweg niedrig, und es ist so mit

einen Durchschnitt des Kapitelfaales im Stifte Zwettl in Niederösterreich¹⁰²⁾, dessen Grundrifs zugleich mit den Kirchengrundrissen im Anschluß an dieselben im nächstfolgenden Hefte Wiedergabe finden wird.

Der Raum ist, wie ersichtlich, quadratisch, und eine Säule trägt vier Kreuzgewölbe mit Diagonalrippen, ein Beweis, daß die Anlage, so wie wir sie vor uns haben, bereits in den Schluß des XII. Jahrhunderts fällt. Wenn wir jedoch sehen, wie die unter den Gewölbeanfängen stehenden Pfeilerendigungen gebildet sind, wie insbesondere der Mittelsäule ein Stück eines gegliederten Pfeilers aufgesetzt ist, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß diese Wölbung nicht ursprünglich beabsichtigt, daß sie vielmehr ein späterer Zusatz ist und ursprünglich die Mittelsäule nur einen kräftigen Durchzug trug und auf diesen eine Balkendecke aufgelegt war. Indessen muß die Aenderung wohl bald erfolgt sein, vielleicht noch während des Baues, da die Architekturformen einen recht erkennbaren Zeitunterschied doch nicht zeigen. Gegen den Kreuzgang hin sind offene Fenster, welche nicht auf Verschluss angelegt waren, so daß der alte Gedanke der offenen Halle für feierliche Handlungen auch hier wiederum erscheint, wo im Kapitelfaal das Wohl des Klosters be-

¹⁰⁷⁾ Nach: MÖLLER, G. Denkmäler deutscher Baukunst. Darmstadt 1815—32.

Abficht ein Gegenfatz zu den eigentlich kirchlichen Räumen gefchaffen. Es tritt dies ganz befonders beim Kapitelsaale des Domftiftes am Kreuzgange beim Dome zu Mainz hervor, welcher mit einem einzigen, tief unten beginnenden Kreuzgewölbe bedeckt ift.

Abweichend von allen anderen Kapitelsälen war jener der deutſchen Ordensritter zu Marienburg nicht quadratiſch, fondern eine rechteckige, zweifchiffige Anlage mit drei Säulen, wieder an die Palasanlagen anknüpfend, gleich dem Refectorium und gerade jenem foſort zu beſchreibenden jüngerem Remter der Marienburg nahe verwandt, offenbar deſſen Vorbild ¹⁰⁸⁾.

Wenn auch im Laufe des XIV. und XV. Jahrhunderts die Bedeutung ſo manches alten Gebrauches zurücktritt, ſo haben wir doch in Deutſchland noch manchen in der Anlage ganz echten Kapitelsaal, von welchen wir inſbeſondere jenen des Kloſters Maulbronn nennen, an welchem ſogar galerieartige, unverglasbare Maßwerkfenſter ſich nach dem Gange öffnen, ähnlich wie bei den Werken des XII. und XIII. Jahrhunderts. Auch der Kapitelsaal des Auguſtiner-Kloſters zur Nürnberg, welcher jetzt im Germaniſchen Muſeum wieder aufgebaut iſt und deſſen Gewölbe auf zwei Säulen ruhen, iſt nach dem Gange offen. Bemerkenswerth iſt jedoch bei dieſem, einer Stiftung der Patrizierfamilie *Kreſs*, daſſ ſeine Bedeutung als Kapitelsaal nicht lange gedauert haben kann und ſehr bald vergeſſen worden ſein muß, da er auch in älterer Zeit nie unter dieſem oder einem ähnlichen Namen genannt wird, ſondern ſtets unter der Bezeichnung »*St. Leonhards-Capelle*« vorkommt.

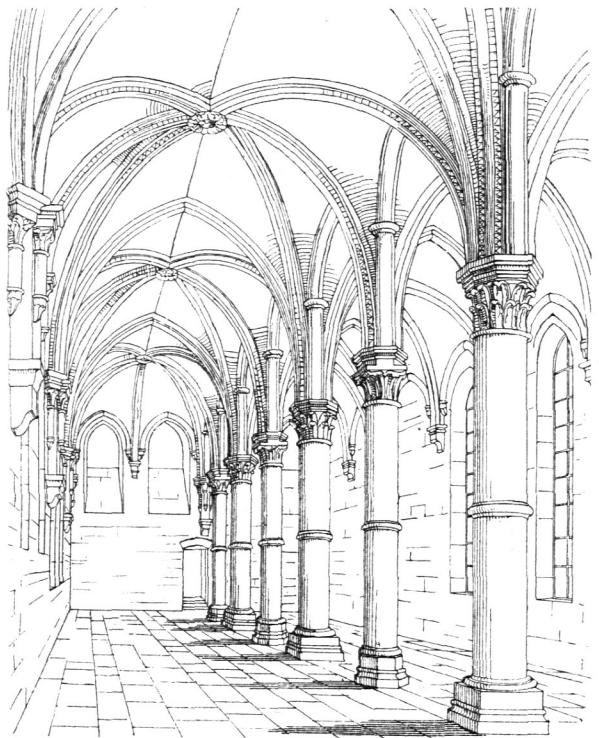


Fig. 88.

Refectorium im Kloſter zu Maulbronn ^{108a)}.

94.
Refectorien.

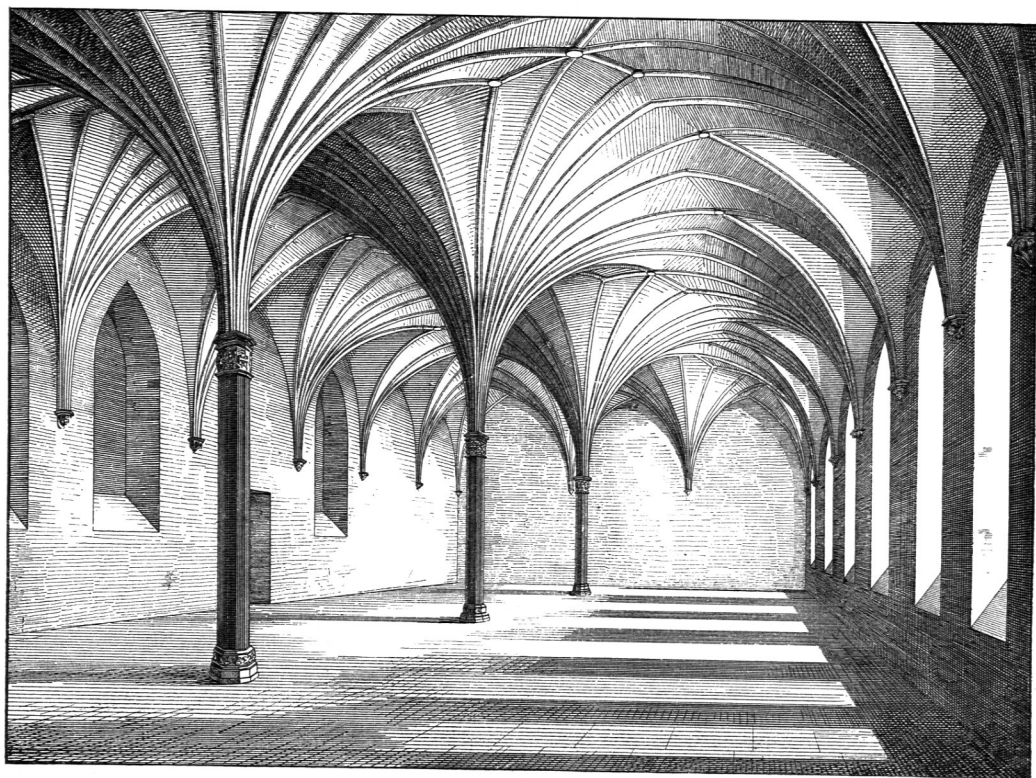
Eine Reihe von Refectorien, welche dem Beginne des XIII. Jahrhunderts angehören, hat eine Säulenreihe in der Mitte, ſo daſſ zwei Reihen Kreuzgewölbe neben einander den Raum bedecken und an die Zweifchiffigkeit der Palasſäle erinnern. Wir geben als Beiſpiel in Fig. 87 jenes aus Schönau bei Heidelberg ¹⁰⁷⁾, welches ſpäter zur Kirche eingerichtet wurde. Gleich wie beim Kapitelsaale zu Zwettl geht der Gewölbeſcheitel hoch über die Gurtbogen in die Höhe, damit die Diagonalrippen keinen zu flachen Bogen bilden. Beim Refectorium zu Maulbronn (Fig. 88 ^{108a)}) ſind die Gurtbogen geſtelzt, ſo daſſ der Raum der Höhe nach zur Bildung eines

¹⁰⁸⁾ Vergl. STEINBRECHT'S Auffatz in: Centralbl. d. Bauverw. 1885, S. 377, 389, 397.

^{108a)} Nach: PAULUS, E. Die Cisterziener-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873—79.

impofanten Schiffes benutzt ift. Die Gewölbe find fechkappig und dem entfprechend zwifchen je zwei ftärkeren Hauptfäulen eine fchwächere zum Tragen der leichten Mittelgurte eingefetzt. Einfchiffig ift das Refectorium des Klofters Heilsbronn bei Nürnberg mit verhältnißmäfsig niedrigen Gewölben von weiter Spannung bedeckt. Der Eindruck diefer Gewölbe ift aber doch ein folch mächtiger, dafs der Raum, wenn er höher wäre, in der That einen kirchlichen Eindruck machen würde und dafs trotzdem die locale Tradition und, ihr folgend, auch ältere Forfcher den Raum als »Primiz-Capelle« bezeichnen konnten. Dafs es kein kirchlicher Raum fein kann, zeigt fchon der Mangel der Orientirung, dafs es das Refectorium war, der Vergleich

Fig. 89.

Remter der Marienburg ¹⁰⁹⁾.

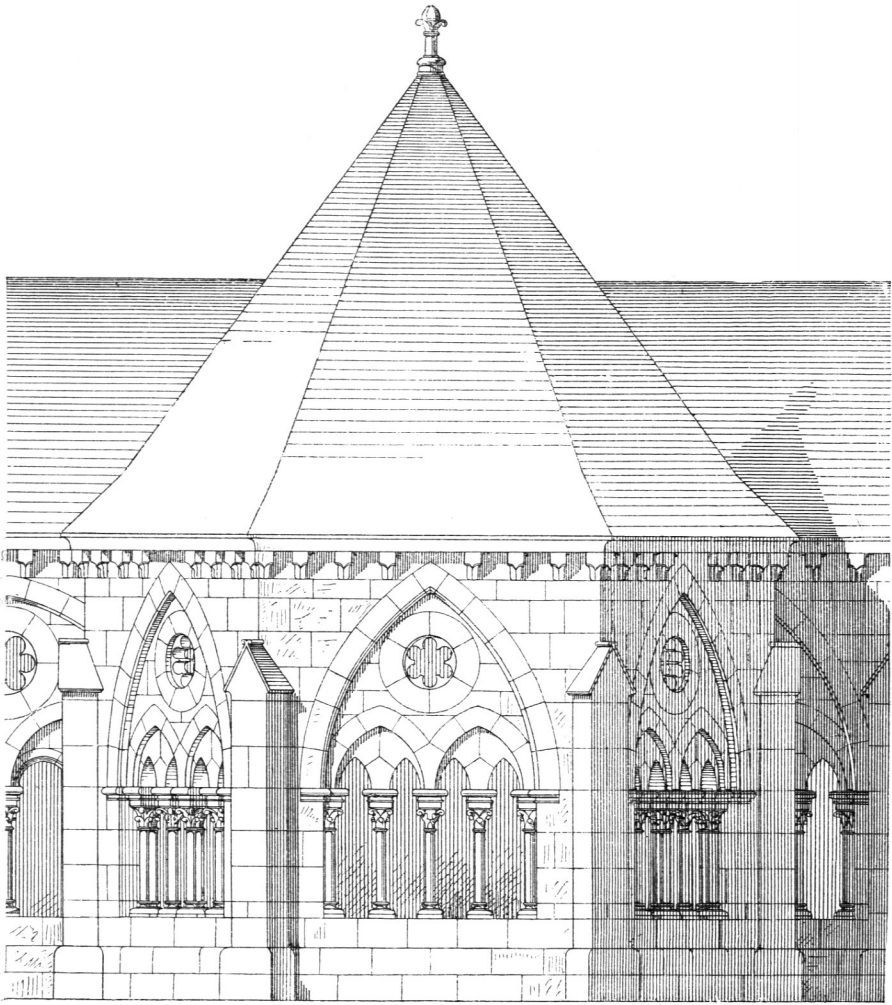
des Grundriffes der Gefammtanlage zu Heilsbronn mit jener anderer gleichzeitiger Ciftercienfer-Klöfter, fo Maulbronn, Bebenhaufen u. a.

Unter den Refectorien, welche in Frankreich erhalten geblieben find, genießt keines höheren Ruf, als das durch *Peter von Montereau* erbaute des Stiftes *Saint-Martin-des-Champs* zu Paris. In der Anlage ift es den angeführten deutschen ganz ähnlich, mit zwei fchlanken Säulen, auf welche fich die Gewölbe mit Rippen ftützen.

So fehr diefes kleine Werk die Anerkennung verdient, welche es allgemein gefunden, fo wird es doch weit übertroffen von dem grofsartigen Remter zu Marienburg (Fig. 89 ¹⁰⁹⁾). Aus der grofsen Zahl fonftiger mittelalterlicher Refectorien tritt diefes ganz befonders hervor, als ein Raum von geiftreich glänzender Ausbildung;

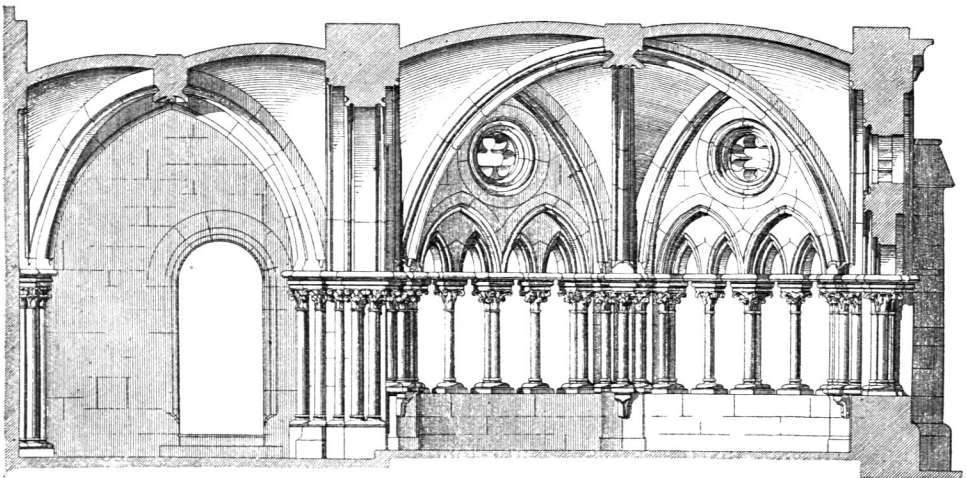
¹⁰⁹⁾ Nach: FRICK, F. Schloß Marienburg in Preußen. Berlin 1799.
Handbuch der Architektur. II. 4, b.

Fig. 90.



Anficht.

Fig. 91.

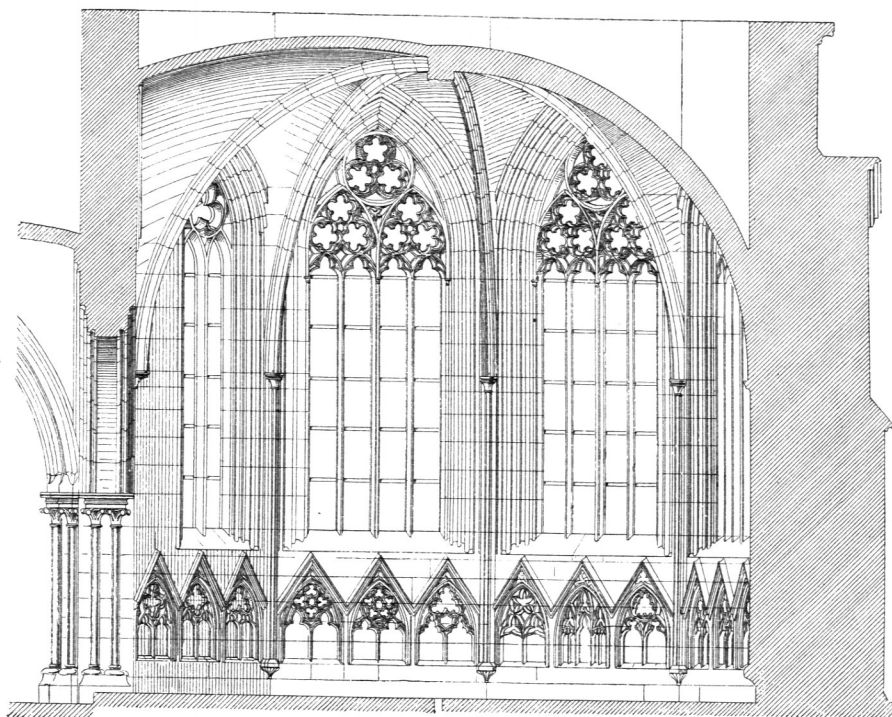


Schnitt.

Brunnenhaus zu Zwettl ¹¹⁰⁾.

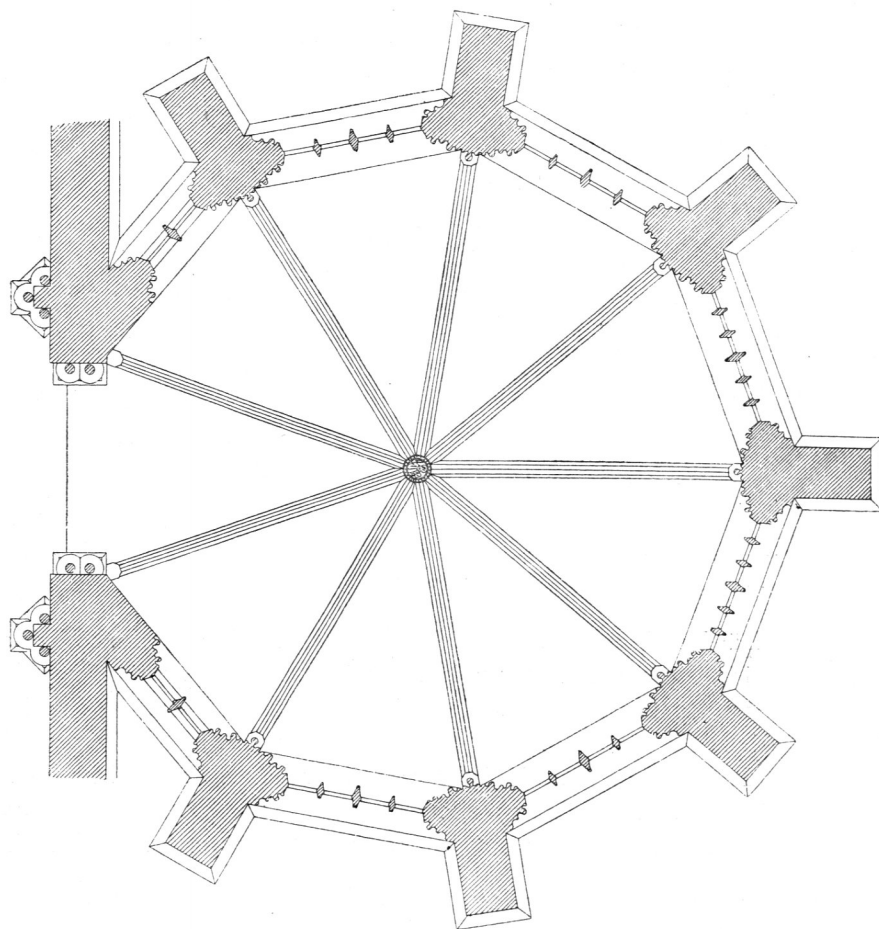
¹/₁₀₀ n. Gr.

Fig. 92.



Schnitt.

Fig. 93.



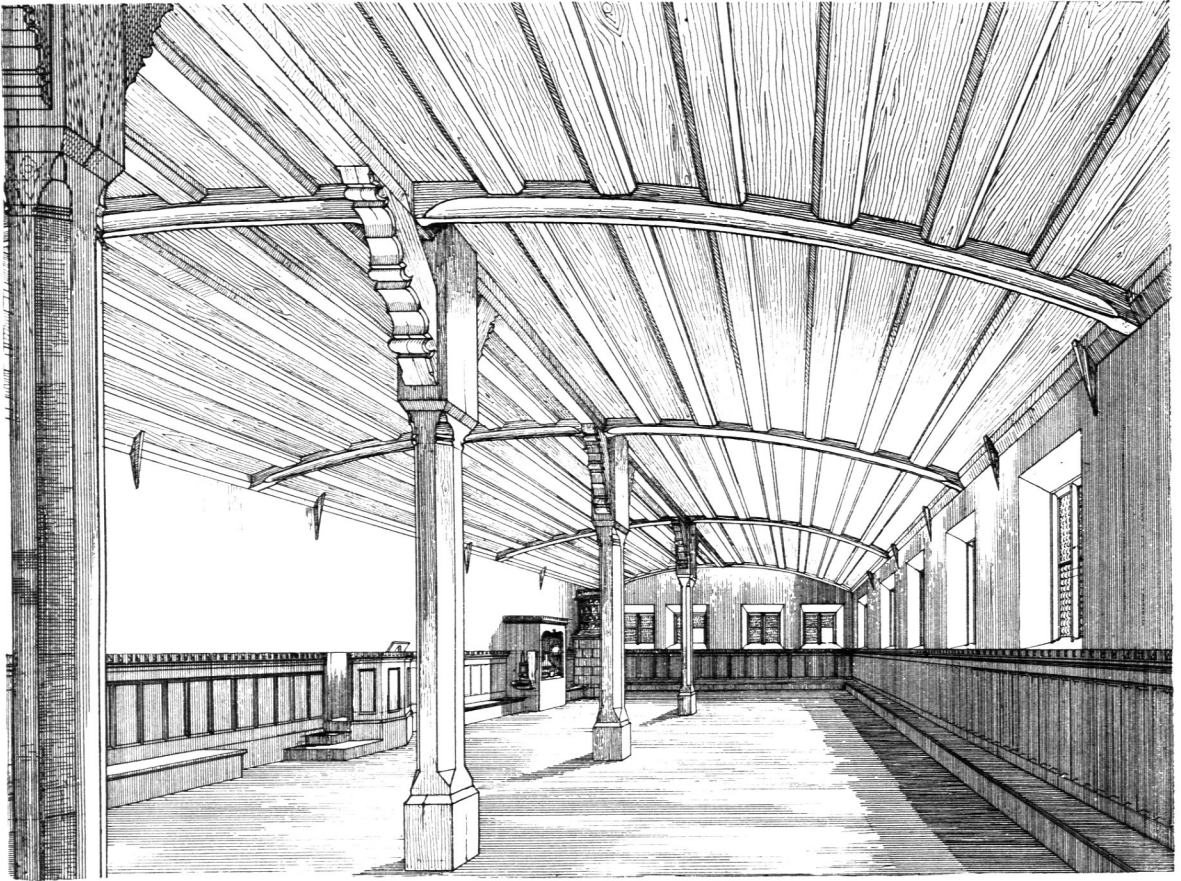
Grundriss.

Brunnenhaus in Heiligenkreuz bei Wien ¹¹⁰⁾.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

glänzend nicht in dem Sinne, als ob er reich mit Ornamenten bedeckt wäre, sondern glänzend durch seine meisterhaft durchdachte Anlage und Construction, durch die weit gespannten Gewölbe mit der schönen Zeichnung ihres Rippenwerkes, welches sich kühn und elastisch von den dünnen Säulen zu erheben scheint, so daß die an sich ganz einfache und rationelle Anordnung der fächerartigen Gewölbe das Staunen des Laien und die bewundernde Anerkennung des Fachmannes zu allen Zeiten hervorgerufen hat und daß dieser Saal allgemeines Interesse selbst in jenen Zeiten gefunden, als der gothische Stil für barbarisch galt ¹¹¹⁾.

Fig. 94.



Refectorium in der Karthause zu Nürnberg.

95.
Brunnen-
häuser.

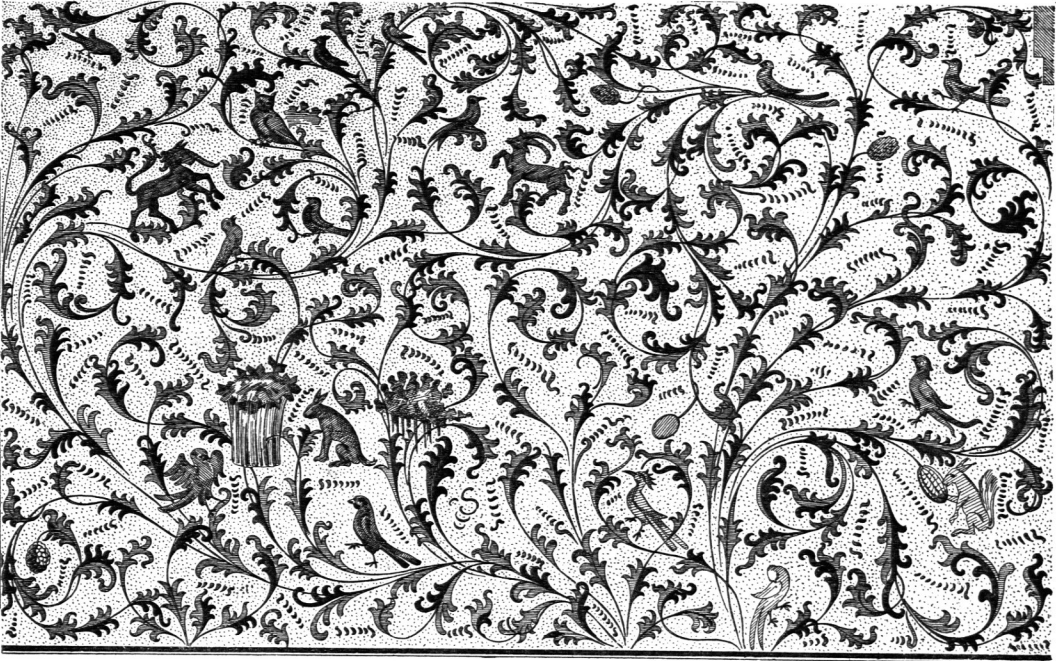
Die Brunnenhäuser, deren plätscherndes Wasser den Blick durch die Thür des Refectoriums so reizvoll gestaltete, folgen in ihrer Ausstattung ebenfalls dem Gange, welchen die Baukunst genommen. Es sind einzelne, insbesondere in Frankreich, noch erhalten, welche die schweren, strengen Formen des XII. Jahrhunderts zeigen. Wie die Säle der Palasbauten unverschließbare Fenster haben, wie solche auch bei den Corridoren (den sog. Kreuzgängen) allgemein waren, so hatten diese Brunnenhäuser auch offene Säulenstellungen als Fenster, und es konnte der Blick zwischen

¹¹⁰⁾ Nach den von der Wiener Bauhütte veröffentlichten Blättern.

¹¹¹⁾ Vergl. auch Fig. 126 (S. 183) im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«.

den Säulen hindurch auf das Grün des Hofes schweifen. Dies blieb auch noch mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts Regel, und die poesievolle Entwicklung, welche die Fenster-Architektur damals nahm, giebt den Bauten jener Zeit ihren besonderen Reiz. Fig. 90 zeigt die äußere Ansicht und Fig. 91 den Durchschnitt des Brunnenhauses zu Zwettl in Niederösterreich¹¹⁰⁾, welches als das reizvollste aller angesehen werden kann. Mit dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts wollte man indessen zur Winterszeit keine offenen Fenster mehr, und als die Maßwerke in den Fenstern so weit entwickelt waren, daß man dieselben verglasen konnte, da geschah letzteres, und die Brunnenhäuser des XIV. Jahrhunderts sind verglast. Ein Beispiel eines solchen ist in Fig. 92 u. 93¹¹⁰⁾ gegeben, welche jenes von Heiligenkreuz bei

Fig. 95.

Wand-Decoration in einem Zimmer des Schlosses Friendsberg bei Schwaz in Tyrol¹¹²⁾.

1/25 n. Gr.

Wien vor Augen führen. Mit dem Verschlusse, selbst wenn er durch prächtige gemalte Scheiben geschah, hörte aber der Zauber auf, welchen diese kleinen Werke ausübten. Der beschränkte Raum und die den klösterlichen Niederlassungen in den Städten auferlegte Einfachheit führten dahin, daß man im XV. Jahrhundert auf die Anordnung der Brunnenhäuser überhaupt verzichtete.

Wir haben oben gesagt, daß die Uebersiedelung der Klöster in die Städte und die Beziehungen, in welche sie zu allen bürgerlichen Kreisen traten, dazu beitrug, auch ihren Bauten ein mehr bürgerliches Aussehen zu geben. Dies spricht sich insbesondere auch in den späteren Speisefälen aus, welche meist Holzdecken und mit hölzerner Täfelung versehene Wände haben und hierdurch, selbst wenn eine Reihe hölzerner Säulen in der Mitte steht, weil die monumentale Erscheinung auf-

96.
Spätere
Speisefäle.

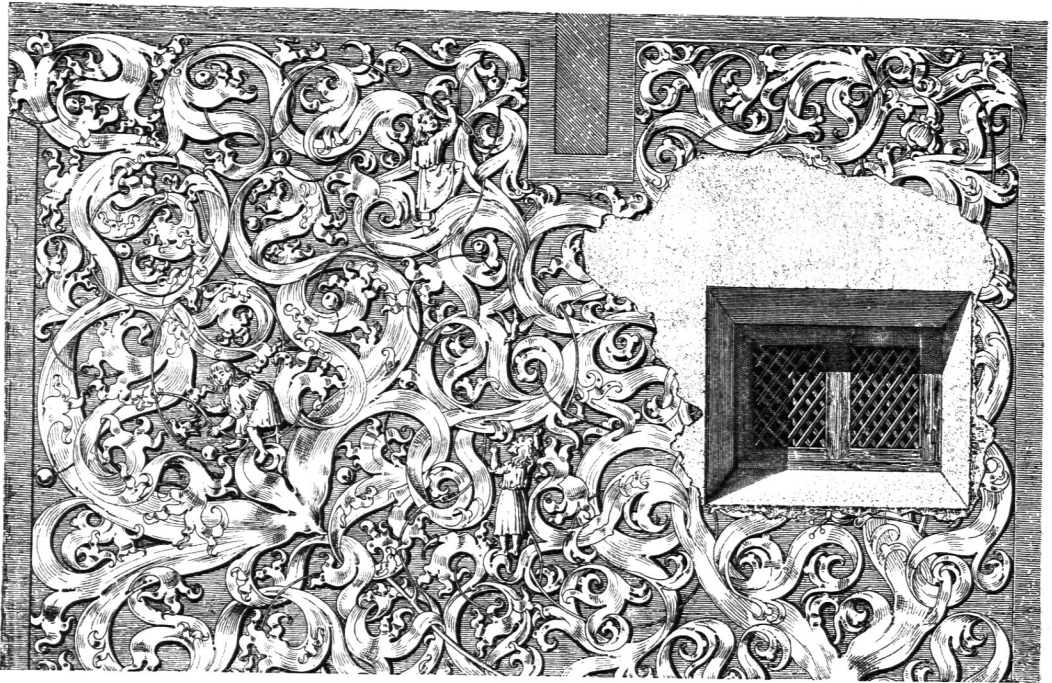
¹¹²⁾ Nach: PAUCKERT, F. Die Zimmer-Gothik in Deutsch-Tirol. Leipzig.

gegeben ist, etwas an Bürgerhäuser Erinnerndes an sich tragen, wo ja auch die Tafelwerke mit dem XV. Jahrhundert sich allgemein verbreiteten.

Wir könnten nun eine große Reihe solcher Speisefäle mit Holzdecken finden, welche theils flach, theils bogenartig gestaltet sind; wir erinnern nur an das uns nächstliegende Refectorium in der Karthause zu Nürnberg (Fig. 94).

Mit der Reihe von Zimmern und Sälen, welche in bürgerlichen Wohnhäusern erhalten geblieben sind, kommen wir übrigens in Deutschland nahezu eben so weit hinauf, als mit den Sälen in den Klöstern, wenn nämlich in der That, wie es den Anschein hat, das *Dollinger*-Haus in Regensburg schon bei seiner Erbauung einem stadadeligen Geschlechte angehörte. In diesem Hause war bis vor wenigen Jahren im

Fig. 96.



Wandmalerei in einem Zimmer des Schlosses Reiffenstein in Tyrol¹¹³⁾.

^{1/25} n. Gr.

I. Obergeschoß ein Saal erhalten, welcher der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts angehört haben mag, damals aber vom Besitzer, der sein Haus rentabel machen wollte, abgetragen wurde¹¹³⁾. Es wurden jedoch sämmtliche Steine numerirt und zum Wiederaufbau aufbewahrt, der indeffen bis heute noch nicht erfolgt ist. Der Saal war dem Kapitelsaale eines Klosters nicht ganz unähnlich, verhältnißmäfsig niedrig, mit vier spitzbogigen Kreuzgewölben mit breiten Rippen bedeckt, welche auf einem etwas auferhalb der Mitte stehenden, niedrigen Pfeiler ruhten, der den Thurm des Hauses trug. Die Fenster-Architektur war nicht mehr erhalten, dürfte aber spitzbogig gewesen sein. Dagegen waren Sculpturen von großer künstlerischer und kunstgeschichtlicher Bedeutung erhalten, welche etwas über lebensgroße Reiterfiguren

¹¹³⁾ Er ist in der Zeit, welche zwischen dem Niederschreiben dieses Heftes und der Drucklegung vergangen ist, im katholischen Gefellenhause zu Regensburg wieder aufgebaut.

darstellten, die vollrond aus Stuck auf die Mauer modellirt waren und König *Heinrich I.*, so wie den Kampf des angeblichen Ritters *Dollinger* mit einem Riesen *Krako* aus dem Heere der Ungarn darstellen, welches sich über Deutschland wälzte, bis es von *Heinrich I.* auf dem Lechfelde vernichtet wurde. Die Sculptur ist auch

Fig. 97.



Verzierung eines Fensters im Schloß Freundsberg bei Schwaz in Tirol ¹¹²).

¹/₂₅ n. Gr.

am neuen Platze noch, wenn auch z. Z. nur mehr in Gypsabgufs vorhanden, was sie an der alten Wand war, eines der hervorragendsten Werke jener Bildhauerschule, welche im XIII. und XIV. Jahrhundert der Stadt Regensburg eine Reihe trefflicher,

ideal schöner Werke gab. Es ist zwar überraschend, diese vollrunden Figuren ohne Unterfatz mit mächtiger Ausladung an der Wand zu sehen; allein ohne Zweifel waren sie ursprünglich in irgend einer Art auch architektonisch motiviert, vielleicht durch Sitze, welche sich darunter befanden, oder sonst in irgend welcher Weise. Natürlich waren Saal und Sculpturen im Lauf der Jahrhunderte von einer dicken Kruste bedeckt, welche von fortgesetztem Tünchen herrührte. Doch sollen Spuren ehemaliger Bemalung gefunden worden sein. Leider hat man diese nicht weiter verfolgt, sondern die Figuren vor der Zerstörung sammt der Tüncherkruste abgeformt.

Diese Anlage zeigt, daß auch im städtischen Wohnbau architektonische Gliederung einzelner Räume nicht ausgeschlossen war, in welcher ähnlich wie in

Fig. 98.

Wand-Decoration im Refectorium zu Bebenhausen¹¹⁴⁾. $\frac{1}{25}$ n. Gr.

den klösterlichen Sälen Anklänge an die Palasfäle zu sehen sind. Nicht gerade sehr weit geht diese Gliederung: die Zimmer sind im Allgemeinen einfach rechteckig angelegt; malerische Erscheinung tritt insbesondere durch Unregelmäßigkeiten hervor, welche sich häufig genug ergeben.

Aus dem XIV. Jahrhundert sind da und dort einzelne gewölbte Räume erhalten. Auch von solchen mit Holzdecken lassen sich Reste finden, eben so aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts; doch sind sie nicht sehr häufig. Besonders treten unter letzteren einzelne Räume des Schlosses Runkelstein bei Bozen hervor, die, einfach in der Anlage, mit wenig gegliederten Holzdecken versehen, glatt geputzte Wände haben, welche, von oben bis unten durch Gemälde und ornamentale Malereien

98.
Art des
Schmuckes:
Malerei.

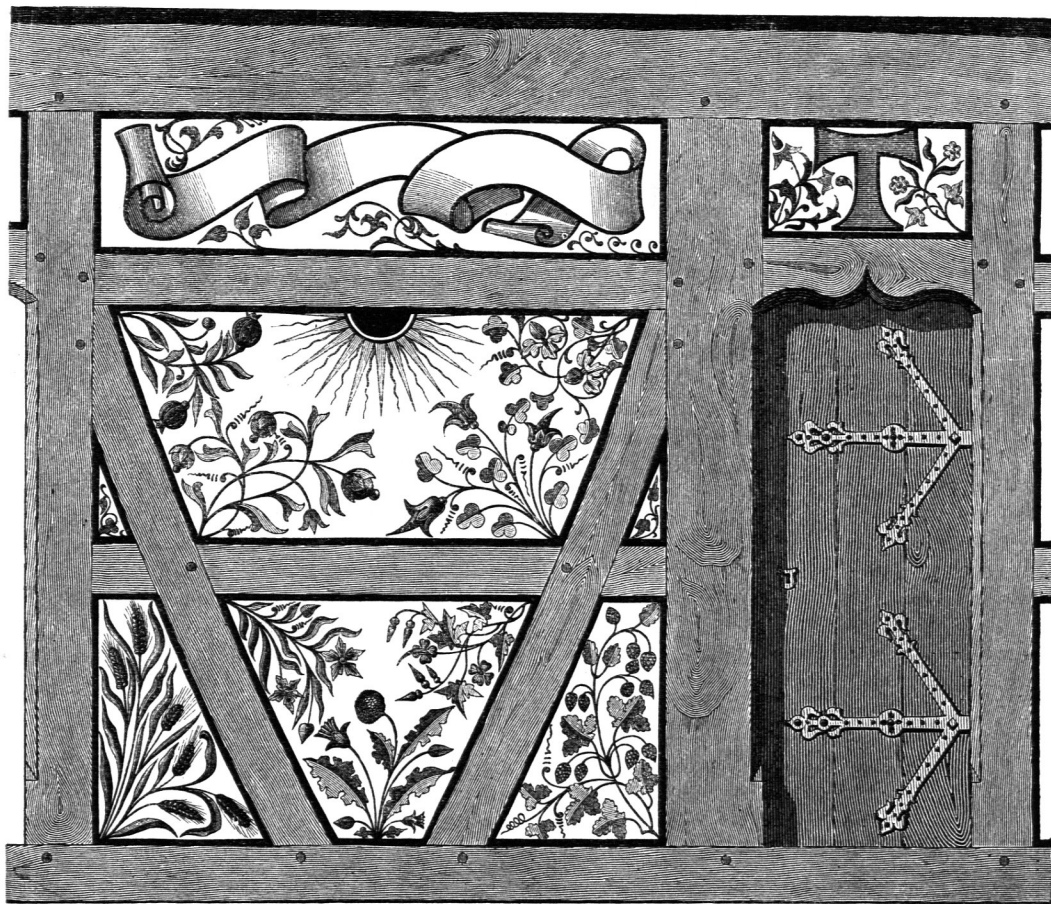
¹¹⁴⁾ Original-Aufnahme von G. Loofen.

bedeckt, einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der farbigen Ausstattung mittelalterlicher Innenräume liefern.

Ueberhaupt können wir auf den Burgen mancherlei Anlagen von Zimmern kennen lernen, die sich bei den kleinen Verhältnissen, in welchen die Bewohner derselben lebten, höchstens mitunter durch noch grössere Einfachheit auszeichnen, als wir sie in den Städten finden.

Erst im weiteren Verlaufe des XV. Jahrhunderts werden die Häuser recht mannigfaltig geschmückt. Die einfachste Art des Schmuckes bestand in einem Ueber-

Fig. 99.



Fachwerkwand im Kloster zu Bebenhausen ¹¹⁵⁾.

$\frac{1}{25}$ n. Gr.

zug des Mauerwerkes mit Putz. Wo dasselbe damit überzogen war, sind die Wände meist weifs getüncht worden. Mitunter trat Ornament-Malerei hinzu; besonders viele Reste solcher haben sich auf Tyroler Burgen erhalten. Erdgrüne oder rothbraune Ranken überziehen in grossen Linien die Wände, mit Zweigen, Blättern und Blumen versehen, zwischen denen Vögel und sonstiges Gethier sich tummeln. Sehr charakteristisch ist eine Wand auf dem Schlosse Freundsberg bei Schwaz in Tyrol, welche

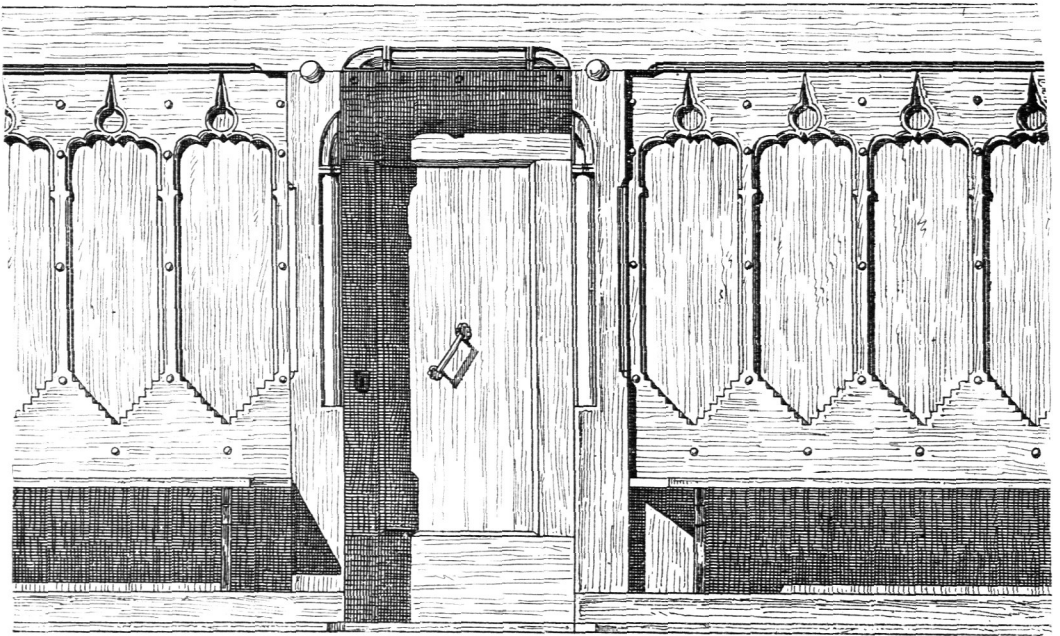
¹¹⁵⁾ Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Bebenhausen. Stuttgart 1886–87.

wir in Fig. 95¹¹²⁾ zur Darstellung bringen. Einen energischeren Charakter zeigt das Ornament in Fig. 96¹¹²⁾ von einem Raume im Schloß Reiffenstein. Eine interessante Fenstereinfassung findet sich u. A. zu Freundsberg in Tyrol (Fig. 97¹¹²⁾, wo bunte Ranken auf hellem Grunde gemalt sind.

In den letzten Jahren ist auch in den übrigen Theilen Deutschlands eine große Zahl solcher Reste von Wandmalereien gefunden worden; am längsten sind wohl einzelne Nürnberger schon bekannt. Als besonders schönes Beispiel führen wir in Fig. 98¹¹⁴⁾ ein Stück der Wand-Decoration aus dem Refectorium zu Bebenhausen vor.

Auf ein Motiv müssen wir noch besonders hinweisen. Wir haben u. A. in Art. 74 u. 79 (S. 80 u. 88), bei Besprechung der Construction der städtischen Wohnhäuser, auf die häufige Verwendung von Fachwerkwänden aufmerksam gemacht. Wir haben im

Fig. 100.



Wandtäfelung einer Stube zu Klösterle¹¹⁶⁾.

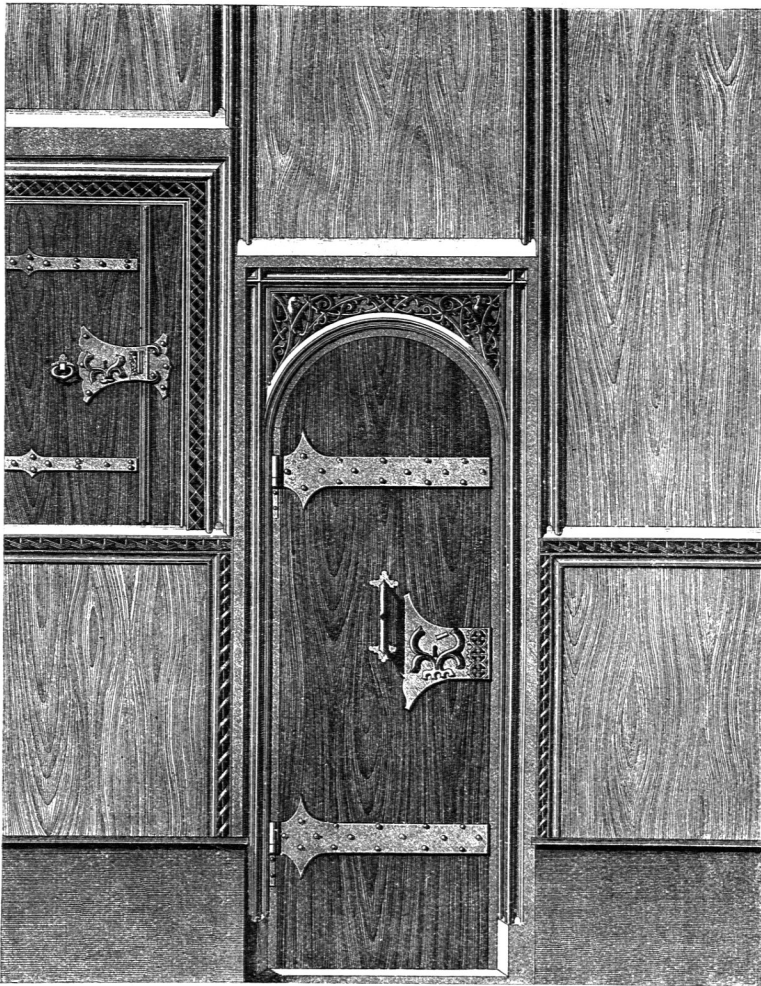
¹/₂₅ n. Gr.

vorhergehenden Hefte davon gesprochen, daß auf den Burgen an jeder freien Stelle eine Reihe von Gebäuden aus Holz für verschiedene Zwecke errichtet wurden, und wenn wir auch nur da und dort in unseren Zeichnungen wirkliche Holzbauten wieder gegeben haben (siehe daselbst Fig. 73 auf S. 130, Fig. 77 auf S. 133, Fig. 84 auf S. 148), so haben wir doch nicht verfehlt, davon zu sprechen, daß selbst die Palasbauten solcher Burgen theilweise Holzbauten waren. Eben so haben wir bei den Klosterbauten auf das Vorhandensein aus Holz errichteter Theile hingewiesen. Bei dieser umfassenden Verwendung von Fachwerkwänden auch im Inneren der Gebäude, insbesondere im Inneren der Zimmer und Säle ist es nicht unwichtig, zu bemerken, daß allenthalben weit über den Schluß des Mittelalters hinaus die Zwischenräume zwischen dem Fachwerk einfach mit Stückstecken und Strohlehm

¹¹⁶⁾ Nach: PAUKERT, a. a. O.

ausgefüllt und geglättet wurden, daß nur ausnahmsweise eine Ausmauerung vorkommt, welche dann im Inneren natürlich Mörtelputz hatte. Solcher Kalk- oder Gypsputz wurde mitunter auch über den Strohlehm von Fachwerkwandfüllungen gezogen. Diese Füllungen, ob mit oder ohne Putz, wurden dann weiß getüncht, im Inneren gerade so, wie außen. Es war aber eben so wenig Regel, das Holz im Inneren der Räume zu bedecken, als außen. Dasselbe wurde vielmehr fauber

Fig. 101.



Aus dem Kaiserzimmer des v. Scheurl'schen Hauses zu Nürnberg ¹¹⁷⁾.

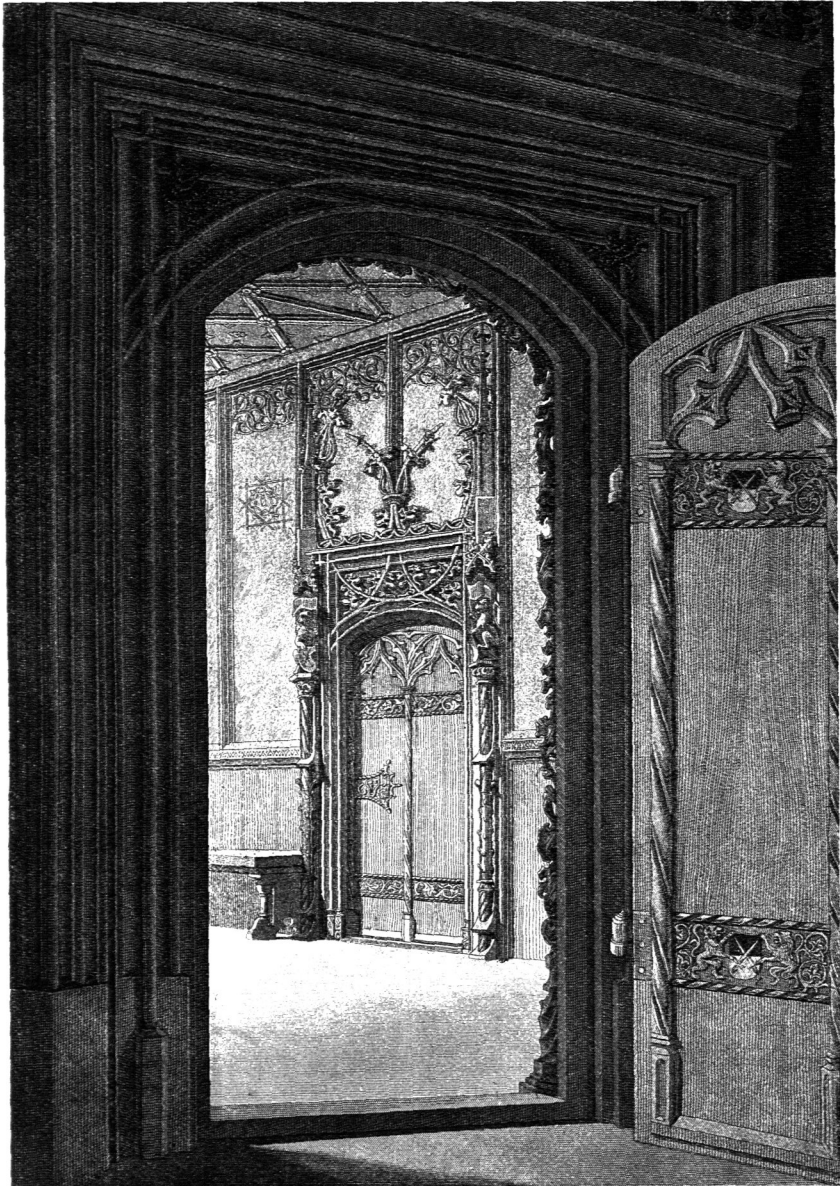
bearbeitet oder glatt gehobelt, die Kanten theilweise mit Fasen versehen, und erhielt auch im Inneren der Räume den von alter Zeit her traditionellen rothen Ockeranstrich. Es sind nur ganz wenige Fälle nachzuweisen, in welchen das Holz im Inneren der Räume durch Putz bedeckt war; wohl aber finden sich solche, bei welchen die Felder zwischen dem Holzwerk nicht bloß getüncht, sondern auch durch Malereien verziert waren. Wir geben in Fig. 99 ¹¹⁵⁾ ein Beispiel einer solchen

¹¹⁷⁾ Nach: HEIDELOFF, C. Die Ornamentik des Mittelalters. Nürnberg.

decorirten Fachwerkwand aus dem Kloster zu Bebenhausen vom Gange vor dem Dormitorium.

Im Allgemeinen legte man auf regelmässige Ausstattung der Räume wenig

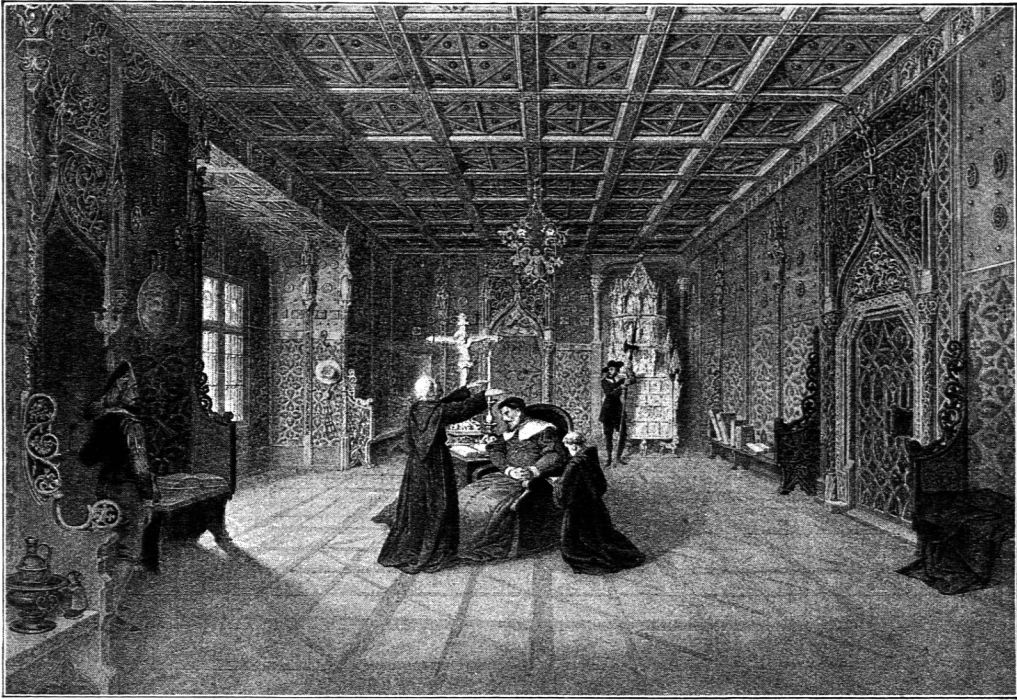
Fig. 102.



Fürstenfaal zu Coburg ¹¹⁷).

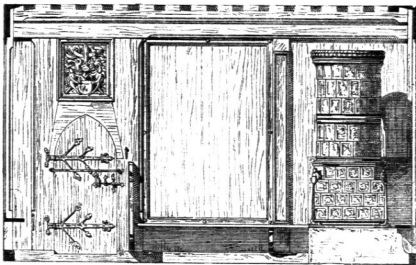
Werth; man war zu sehr gewohnt, durch die Unregelmässigkeit der Grundstücke die wunderbarst schiefwinkligen Räume zu bekommen, und fand so auch gar nichts dabei, wenn in einem Zimmer ein oder zwei Wände gemauert und geputzt oder auch mit sichtbaren Quaderflächen ausgestattet waren, andere dagegen ihre hölzernen

Fig. 103.

Saal der Feste Hohenfalzburg ¹¹⁸⁾.

Riegel zeigten. Liefs sich ja dadurch in der Erscheinung des Zimmers ein gewisses Leben zur Geltung bringen, wie dies bei gleichmässigem Charakter nie geschehen konnte. Sollten die Wände geschmückt werden, so geschah dies von ältester Zeit an durch gestickte und gewebte Teppiche, grössere oder kleinere, nach Bedarf, und es scheint, daß der Reichtum an solchen in den Häusern sehr beträchtlich war. Durch das Behängen mit denselben wurde natürlich die Ungleichheit der Wände verdeckt. Jene Wandmalereien von Runkelstein tragen zum Theile ganz den Charakter von einfachen Nachbildungen der bei festlichen Gelegenheiten wirklich aufgehängten Teppiche.

Fig. 104.

Wand mit Thür und Ofen im sog. Kaiserzimmer des landesfürstlichen Schlosses zu Meran ¹¹⁹⁾. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

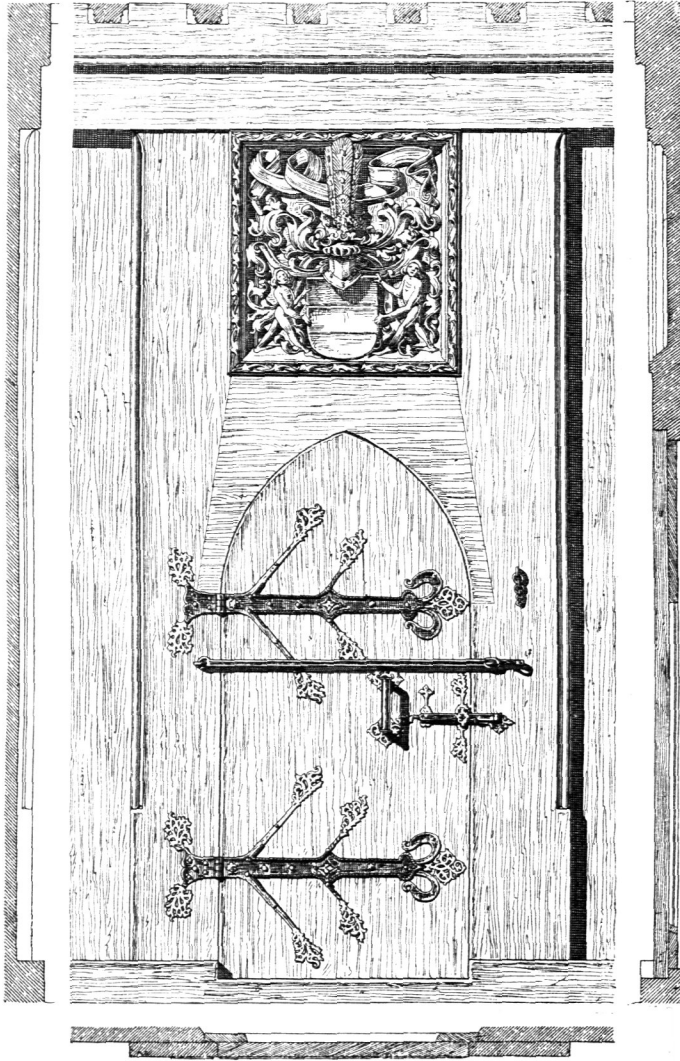
Hölzerne Täfelungen der Wände scheinen erst im XV. Jahrhundert aufgekommen zu sein, theilweise bloß aus glatten Brettern bestehend, deren Fugen mit profilirten Leisten gedeckt sind, welche mit Nägeln, deren große verzinnte Köpfe sichtbar stehen blieben, befestigt wurden. Ein oder mehrere horizontale Bretter bilden unten einen Sockel, welcher so weit vorsteht, als die Leisten, und oben abgechrägt ist, so daß sich das Profil der Leisten darauf anschneidet. Oben bildet ein Friesbrett,

99.
Holz-
täfelungen.

¹¹⁸⁾ Facf.-Repr. nach: PETZOLD, G. & L. SCHÖN. Schätze mittelalterlicher Kunst aus Salzburg und Umgebung. — Fig. 102 wurde, trotz der theatralischen Figurenstaffage, in obiger Darstellung nur aus dem Grunde aufgenommen, um die so lange dauernde Drucklegung, welche durch vielerlei Umstände verzögert worden ist, nicht nochmals zu verzögern. Bei einer etwaigen neuen Auflage wird eine andere Abbildung gegeben werden.

welches meist geschnitzt ist, den Abschluß unter der Decke (Fig. 100¹¹⁶). Die Schnitzwerke des Friesbrettes verbinden sich mit dem Leistenprofil, oder letzteres zieht sich an der Unterseite des Friesbrettes hin. Mitunter bilden die Leisten nebst Sockel

Fig. 105.



Thür aus dem landesfürstlichen Schloß zu Meran¹¹⁹⁾.

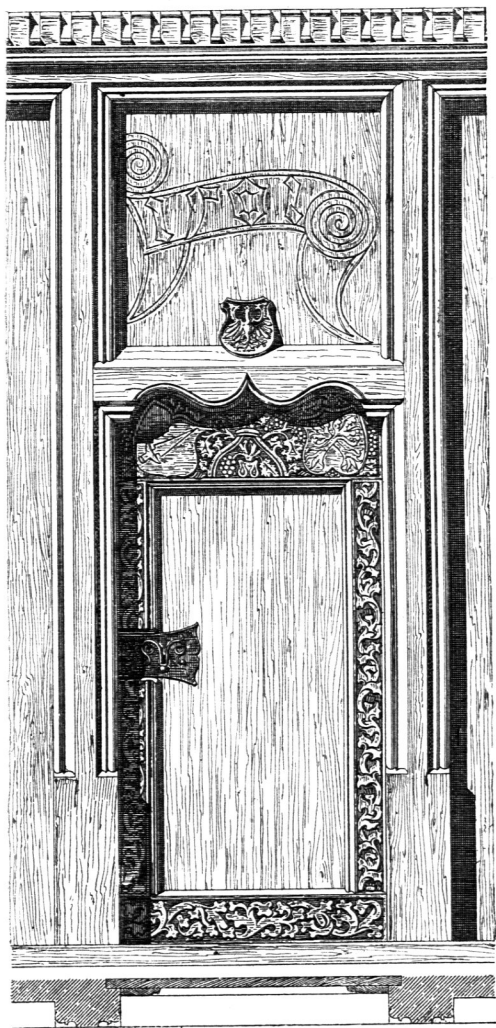
$\frac{1}{25}$ n. Gr.

und Friesbrett auch starke Rahmen, in welche die Füllbretter in Nuthen eingeschoben sind. Theilweise hatten diese Vertäfelungen die Naturfarbe des Holzes behalten, sind auch aus verschiedenfarbigen Hölzern zusammengestellt, theilweise sogar ein-

¹¹⁹⁾ Nach: PAUCKERT, a. a. O.

gelegt. Man sucht wohl den Ursprung dieser Marketterie-Arbeiten nicht mit Unrecht im Orient, von wo sie nach Italien gelangten; von dort kamen sie in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts nach Süddeutschland, wo sie z. B. an den Chorstühlen zu Ulm reiche Anwendung fanden; eben so waren sie in Nürnberg bei Wandtäfelungen häufig verwendet. Das bekannte Sternmuster auf den Flächen von Leisten, deren Rundstäbe alsdann die gewundene Streifung zeigen, tritt häufig auf,

Fig. 106.

Thür aus dem Schloß Enn¹¹⁹⁾.

1/25 n. Gr.

während das Friesbrett alsdann die perspectivische Darstellung einer Zinnenreihe giebt; andere zeigen ähnliche Muster, so die Täfelung im fog. Kaizerzimmer des v. Scheurl'schen Hauses daselbst (Fig. 101¹¹⁷⁾). Auch im nahen Coburg ist die reiche gothische Täfelung des Fürstensaales mit solchen Einlagen ausgestattet (Fig. 102¹¹⁷⁾). An den Sockel lehnen sich häufig Bänke an, welche die Wände entlang laufen, theils wie Truhen mit fester Vorderwand und aufzuklappenden Deckeln eingerichtet, theils mit verschiedenartig behandelten Füßen. Es finden sich aber auch Wandtäfelungen vom XV. Jahrhundert, welche Vergoldung und Bemalung zeigen. In letzterer herrscht Blau mit Roth wechselnd vor. Ein reich ausgestattetes Beispiel ist uns in einem Saale der Feste Hohenfalsburg erhalten geblieben, der dadurch historische Bedeutung erhalten hat, daß im XVI. Jahrhundert der Erzbischof *Wolf Dietrich* darin gefangen gehalten wurde (Fig. 103¹¹⁹⁾).

Bis zu den einfachsten Wänden kleiner Häuser herab zeigen sich solche Täfelungen. Wir geben in Fig. 104¹¹⁹⁾ eine solche

aus dem fog. Kaizerzimmer im Fürstenhause zu Meran. In einer noch wohl erhaltenen Karthäuser Zelle zu Nürnberg ist die Täfelung der Wand so eingerichtet, daß einzelne Bretter in die Falze stärkerer eingeschoben wurden, während die Decke, ähnlich aus Bohlen gebildet, die Gestalt eines halbrunden Tonnengewölbes zeigt.

Auch die Thüren zeigen meist bewegliche Flügel mit reich geschmiedeten Beschlägen oder einzelnen Schnitzwerken. Die Abbildungen der Zimmer zeigen uns solche. Bei einfachen Täfelungen sind keine anderen Umrahmungen vorhanden, als der Falz, in welche der Flügel sich einlegt (Fig. 105¹¹⁹), oder es sind die Täfelungsleisten zugleich als Rahmen benutzt (Fig. 106¹¹⁹). Man wolle auch die Täfelung des Kaiferstübchens im *v. Scheurl'schen* Hause zu Nürnberg in Fig. 101 (S. 123) vergleichen. Reiche Thüreinfassungen zeigen sich zu Coburg (siehe Fig. 102, S. 103) und auf der Hohenfalzburg (siehe Fig. 103, S. 125).

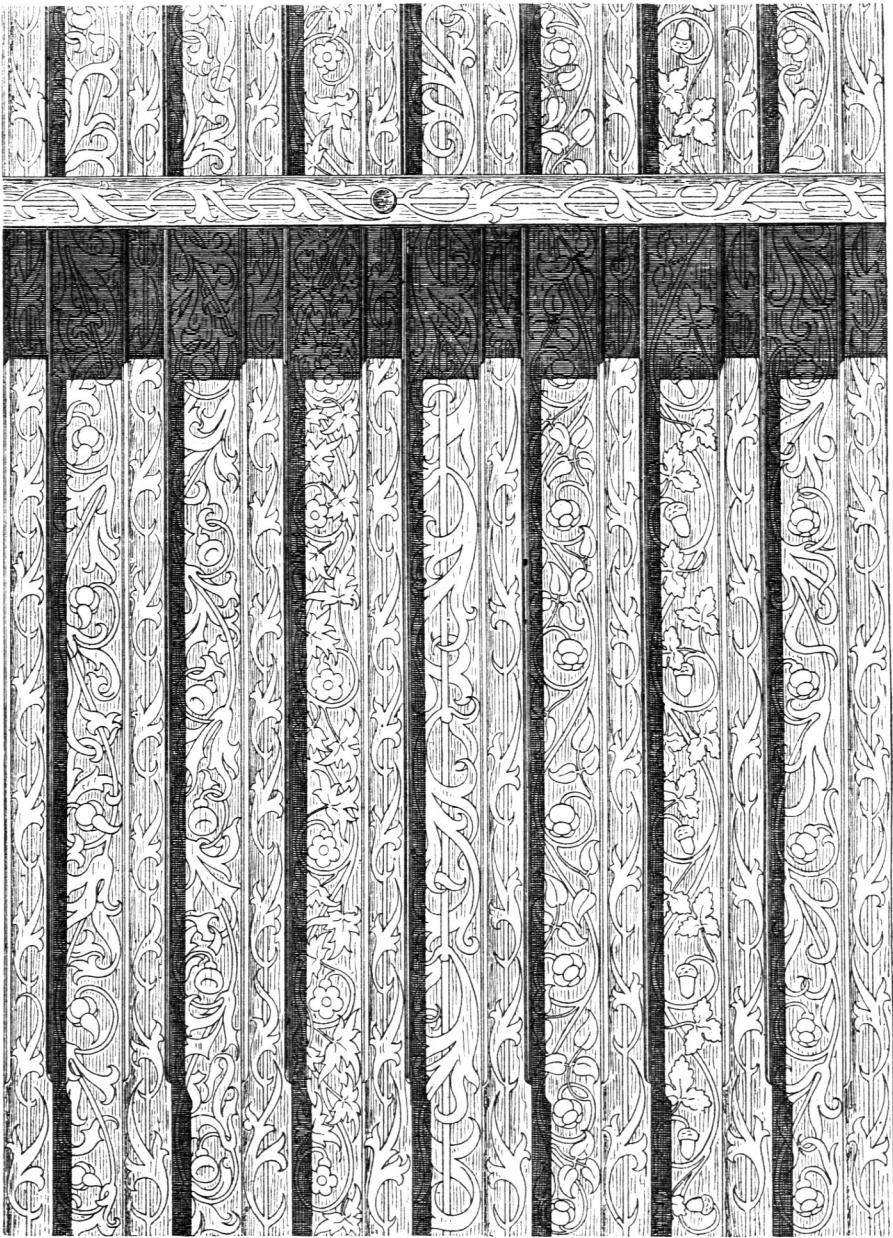
Die Fensternischen und das Innere der Fenster lassen sich nicht wohl besprechen, ohne gleichzeitig deren äußere Ansicht und Construction zu betrachten. Wir verschieben es daher auf die betreffenden Erörterungen des nächsten Kapitels (unter d).

100.
Decken.

Die Decken der Zimmer und Säle weisen dagegen manche interessante Erscheinung auf. Die gewölbten Räume zeigen jede Construction, welche der Gewölbebau überhaupt zu Tage gefördert hat. Wir haben also kaum Veranlassung des Weiteren hier darauf einzugehen. Einzelnes läßt sich aus den vorhergehenden Darstellungen entnehmen. Balkendecken sind selbst aus dem XII. Jahrhundert in Spuren, wie zu Münzenberg (vergl. die Tafel bei S. 26), nicht selten erhalten. Wir wüßten aber keine zu nennen, welche uns über die künstlerische Gestaltung derselben sichere Auskunft gäbe. Wenn aus den Kirchen, welche mit Holzdecken versehen sind, ein Rückschluß gestattet ist, so waren sie meist mit einer glatten Täfelung bedeckt, auf welcher Leisten eine Feldereinteilung zeichneten, während bunte Bemalung die Decke lebendig machte. Später kamen die Decken mit sichtbar bleibenden Balken auf, welche einfach profilirt, oder auch darin zu reicher Entwicklung gelangt, das Mittelalter lange überdauerten und, wie wir dies auch von der Construction der Holzhäuser gesagt, in vollständig mittelalterlichen Formen in die Renaissance übergingen und sich während derselben lange erhielten. Die gewöhnlichste Construction, wie sie insbesondere in Nürnberg während des XV. Jahrhunderts üblich war, bestand darin, daß ziemlich breite, verhältnißmäßig wenig hohe Balken, deren man zwei aus einem starken der Länge nach geschnittenen Stamme herstellte, etwas enge gelegt sind, meist ungefähr ihre eigene Breite als Zwischenraum zwischen sich lassend. Sie haben Falze an den Seiten, in welche entweder Stückstecken mit Strohlehmumwicklung eingesteckt sind, in welchem Falle alsdann die Behandlung gerade den Fachwerkwänden entsprach, oder in welche der Länge nach ein starkes Brett eingeschoben ist, in welchem Falle die wenig vortretenden Balken an den Seitenkanten abgefast sind. Ein Ausfügen mit Lehm dichtete das Brett in den Falzen; darauf wurde entweder eine Aufschüttung von Sand oder Strohlehm aufgebracht und der obere Fußboden aufgetragen. Das Holz hat theilweise seine Naturfarbe oder ist gebeizt. Anderwärts, wo ähnliche Constructionen sich einführen, ist Malerei als Schmuck hinzugekommen; so in einem Zimmer der Burg Reifenstein in Tyrol (Fig. 107¹²⁰). Anderwärts liefs man die ganzen Balken hervortreten und gab ihnen eine reiche Profilirung, die jener der Gewölberippen entsprach. Am Anfang und Ende führte man aber auf verschiedene Weise diese Profilirung in die Grundform des vierkantigen Holzes über, so daß die Balken entsprechendes breitflächiges Auflager hatten. In solcher Weise haben wir sie insbesondere in Norddeutschland, in

¹²⁰) Nach ebendaf.

Fig. 107.



Gemalte Balkendecke auf der Burg Reiffenstein (Tyrol ¹²⁰).

$\frac{1}{25}$ n. Gr.

Fig. 108.

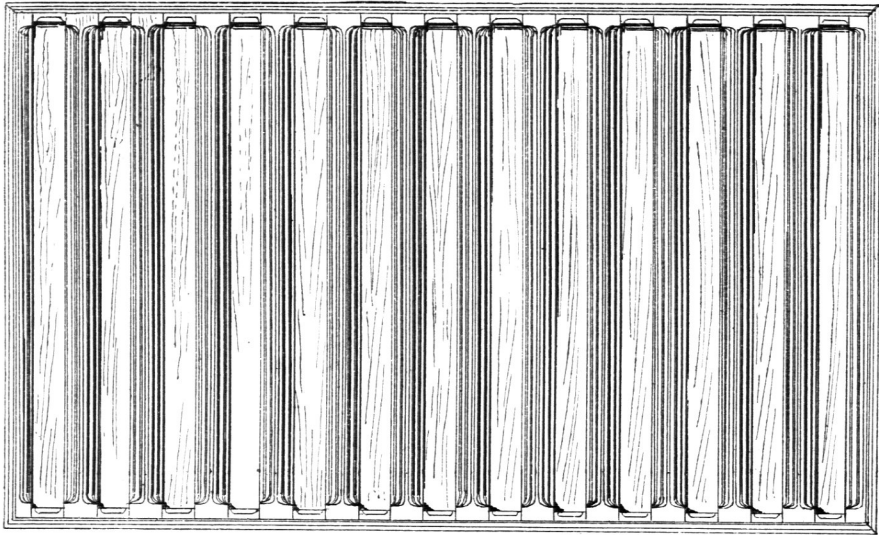
 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Fig. 109.

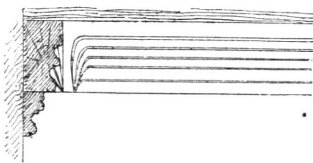
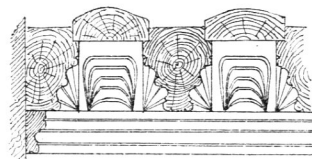
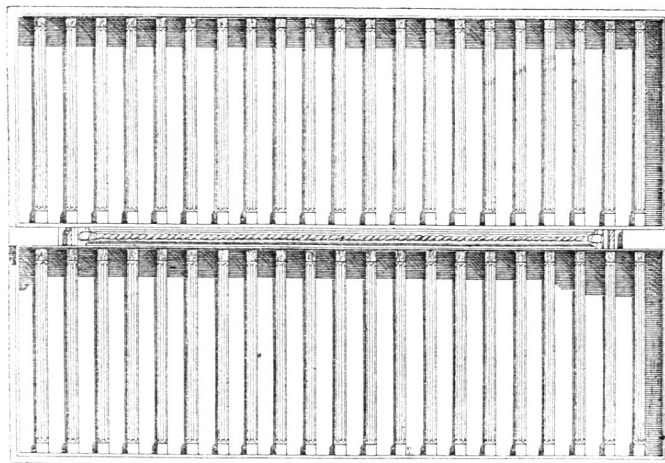
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 110.



Decke im königlichen Schlosse zu Krakau.

Fig. 111.

Decke in einem Hause zu Eppan¹²¹⁾. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

den Niederlanden und anderwärts gefunden; Fig. 108 giebt die Ansicht einer solchen Decke aus dem königlichen Schloß zu Krakau; in Fig. 109 u. 110 sind vergrößerte Durchschnitte beigefügt. Man verwandte jedoch zu solchen profilirten Balken oft auch sehr kleine Hölzer. Insbesondere war dies in Tyrol der Fall, wo man Lärchen-

Fig. 112.

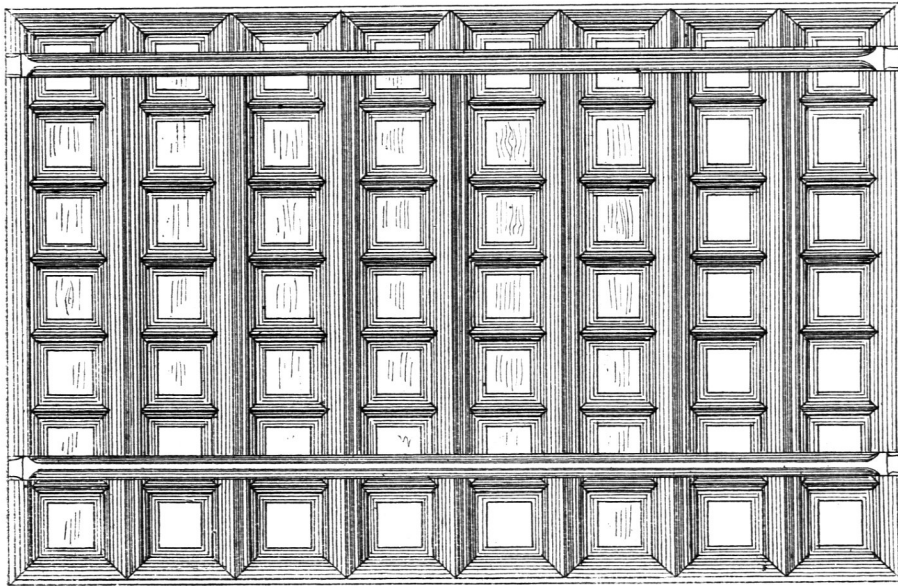
 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Fig. 113.

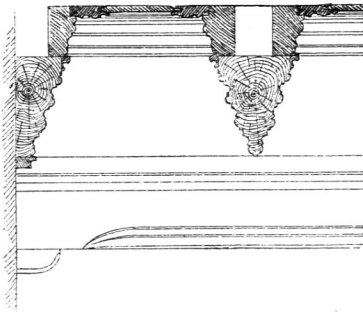
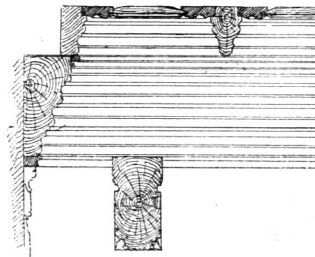


Fig. 114.

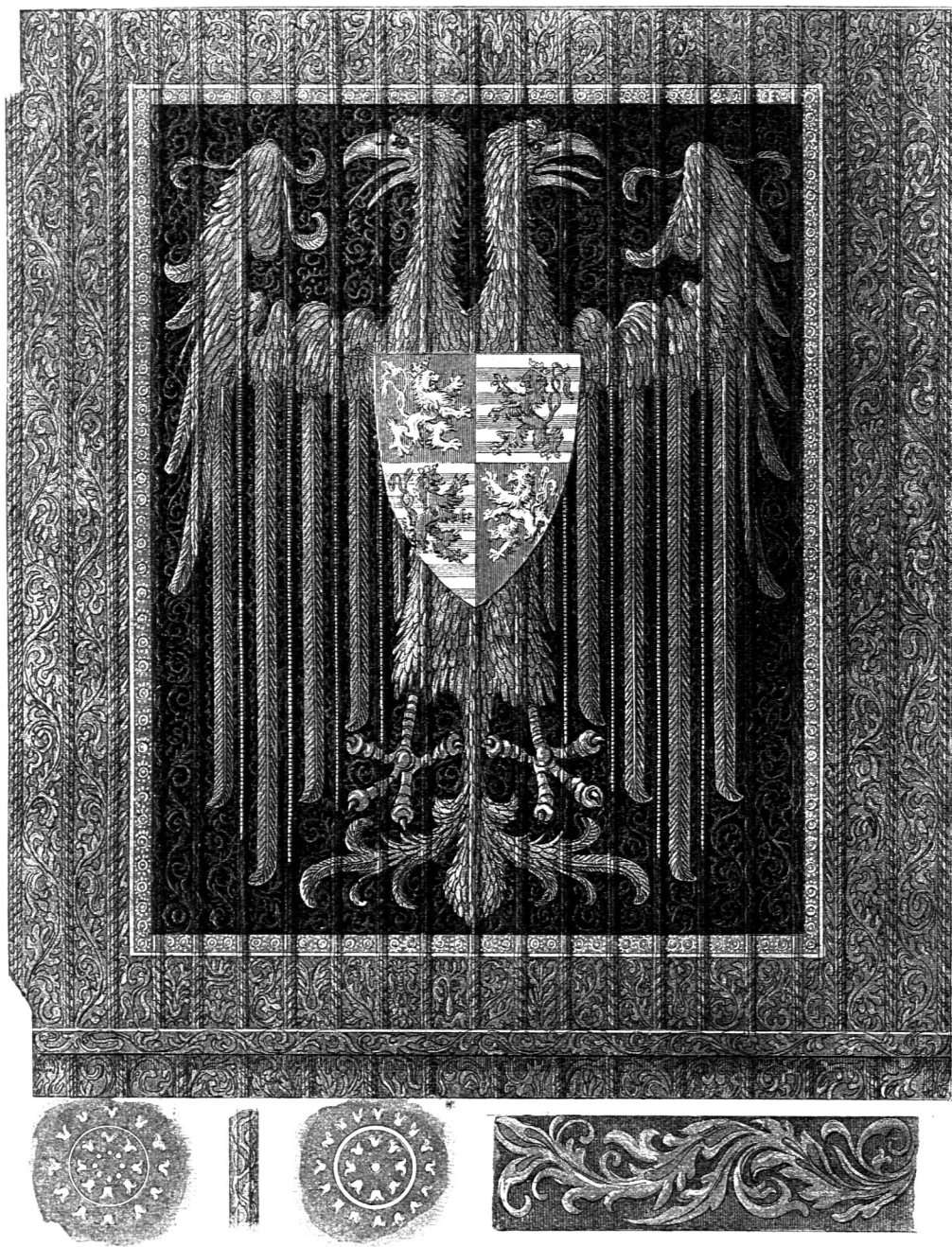
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Decke im königlichen Schloß zu Krakau.

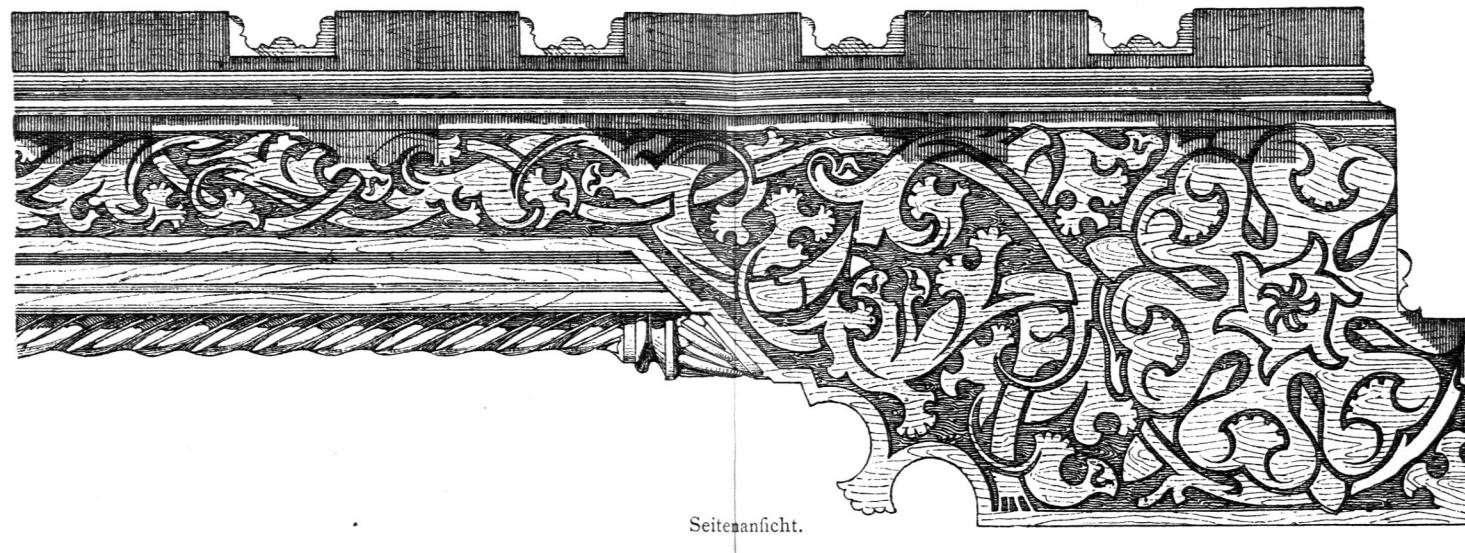
und Zirbelkieferholz zur Verwendung brachte. Wir geben in Fig. 111¹²¹⁾ eine solche Decke aus einem Hause in Eppan, wo bei nur etwas über 6^m Breite ein stärkerer Durchzug in der Mitte zur Verwendung gekommen ist, welcher die dünnen Bälkchen trägt. Auch der Durchzug ist wieder reich profilirt und mit eingestochenem

¹²¹⁾ Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

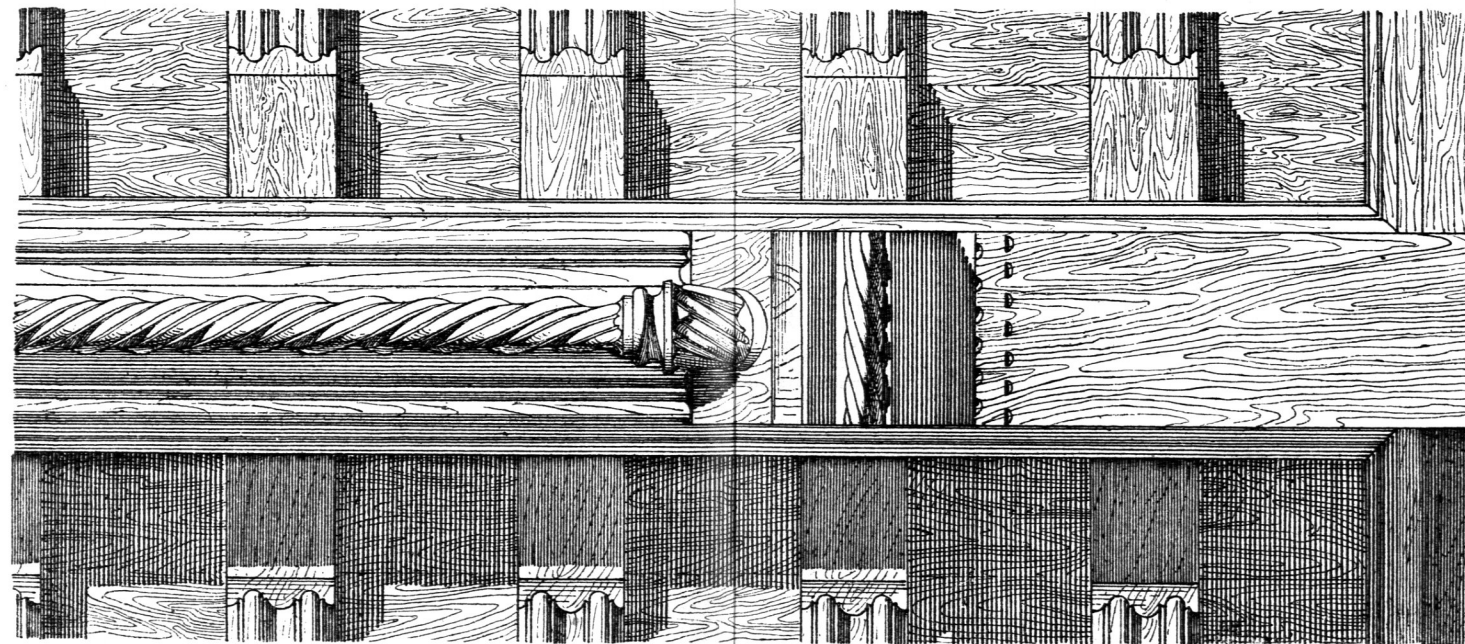
Fig. 115.



Decke in einem Gemach der Burg zu Nürnberg ¹²²).



Seitenansicht.



Unteransicht.

Durchzug an der Decke eines Hauses zu Eppan.

(Siehe Fig. 111, S. 130.)

$\frac{1}{10}$ n. Gr.

Schnitzwerk geziert (siehe die Seitenansicht des Durchzuges auf neben stehender Tafel).

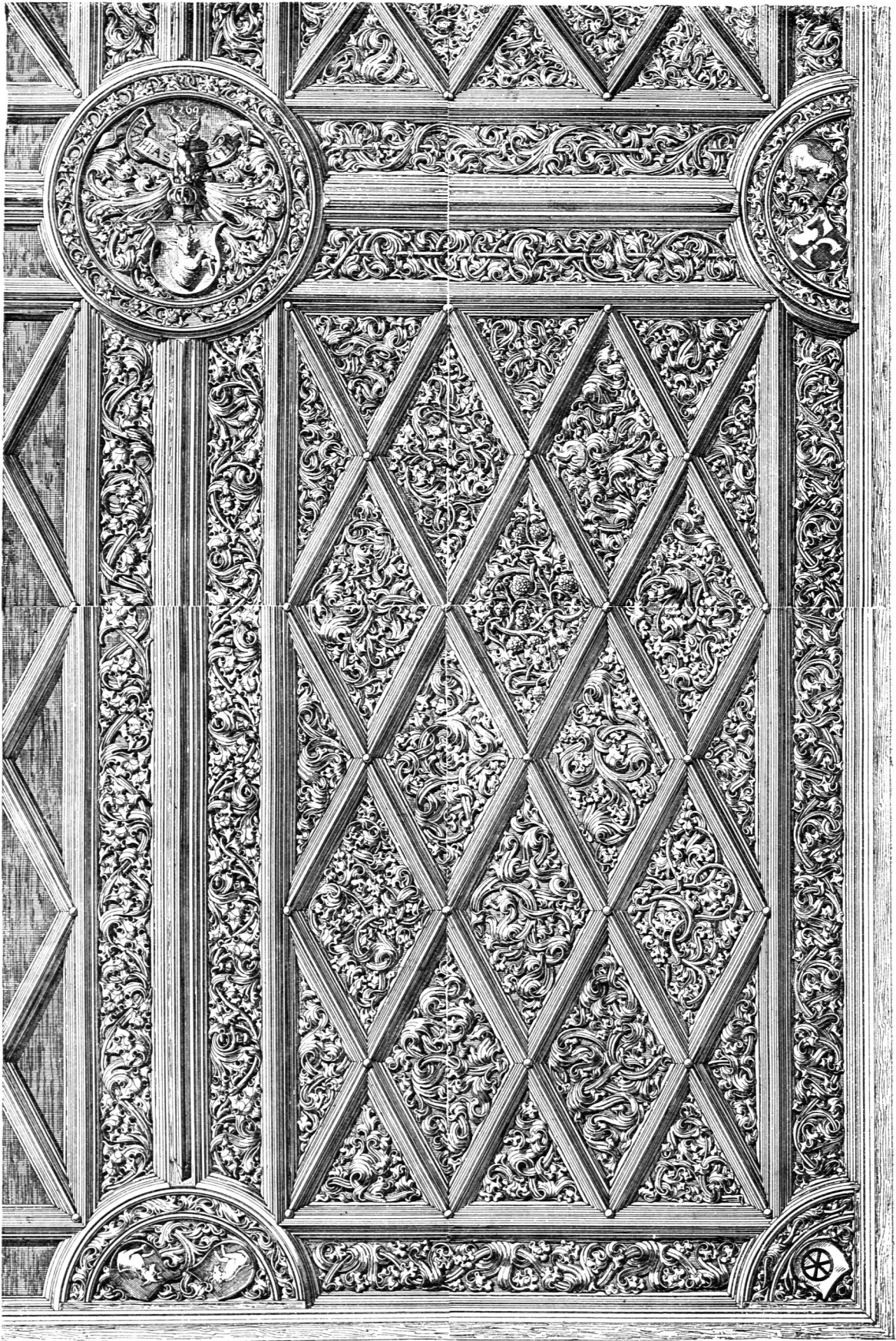
Auch reichere Constructions ähnlicher Art kommen vor. In einem hohen Saale des Schlosses zu Krakau, welcher etwa 8^m Breite hat, sind Durchzüge von etwa 70^{cm} Höhe in reicher Profilierung in Entfernungen von etwa 1½^m von Mitte zu Mitte gelegt, deren Gliederung sich an entsprechenden Hölzern an der Wand ringsum fortsetzt; darauf liegen dann in Entfernungen von 1^m der Länge des Saales nach 35^{cm} hohe, eben so reich profilirte Balken, denen ähnlich profilirte Hölzer auf den Durchzügen entsprechen; auf die so entstandenen, annähernd quadratischen Oeffnungen ist sodann ein Stück Täfelwerk, bestehend aus Rahmen und Füllbrett, aufgelegt. Nicht zur ursprünglichen Construction gehören zwei die malerische Wirkung erhöhende, aber nur wenig profilirte Längendurchzüge. (Vergl. Fig. 112 nebst zwei Durchschnitten in Fig. 113 u. 114.)

Bei dieser Decke wirkt wesentlich das tiefe Relief derselben, welches bei der beträchtlichen Höhe recht zur Geltung kommen kann. Wo dies nicht der Fall, wo der Raum nicht hoch genug war zu tiefem Relief, liefs sich durch Täfelung der Decken grofse Wirkung erzielen. Sie scheint auch im ganzen Mittelalter angewandt worden zu sein. Wir haben oben schon davon gesprochen, dafs sie wahrscheinlich die einzige Art war, welche im Schlusse des XII. Jahrhunderts und im XIII. bei den Holzdecken allgemeine Verwendung fand, wenn uns auch Beispiele nicht erhalten sind. Aus dem XIV. (?) und XV. Jahrhundert dagegen haben wir zahlreiche Täfelungen einfacher Art, bei welchen die Unterfläche der Balken mit glatten Brettern benagelt, deren Fugen mit profilirten Leisten bedeckt sind, wo sodann Friesbretter an beiden Enden einfache Mafswerkverbindungen zwischen den Leisten bilden. Wo der Raum zu lang ist, als dafs Bretter und Leisten von Anfang bis zu Ende durchgehen könnten, sind, wo sie der Länge nach gestofsen werden mußten, doppelte Friesbretter und auf deren Fuge wieder eine Leiste aufgenagelt. Auf diese Weise sind insbesondere jene tonnengewölbeförmig in das Dach hineingehenden Decken getäfelt, welche im XIV. und XV. Jahrhundert häufige Verwendung fanden. So ist in ganz einfacher Construction die horizontale, dem XV. Jahrhundert angehörige Decke eines Gemaches in der Burg zu Nürnberg ausgeführt: Brettertäfelung mit Leisten; dieselbe ist jedoch durch Malerei auf das schönste und reichste ausgestattet, indem ein grofser Doppeladler den ganzen Raum bedeckt (Fig. 115¹²²). Es wurden aber auch durch die Leisten gerade und diagonal gestellte Quadrate, Sechsecke und anders geformte Felder gebildet, in welche dann meist die Täfelbretter, der Form der einzelnen Felder entsprechend, zusammengefügt und in Nuthen eingestemmt wurden. Trat sodann noch Schnitzwerk hinzu, wie Rosetten zur Deckung der Leistenkreuzungen, gröfsere Rosetten in den Mitten der Felder, so ergab sich eine sehr reiche Wirkung, insbesondere wenn Vergoldung und Bemalung hinzutrat. Wir machen auf einige schöne geschnitzte Decken im Bayerischen Nationalmuseum zu München aufmerksam und geben hier in Fig. 116¹²³) ein Stück einer solchen reichen Decke aus dem Schlosse Jöchelsturn zu Sterzing wieder. Eine andere Decke dieser Art aus der fürstbischöflich-Augsburgischen Burg zu Füssen mit figürlichem Schnitzwerk veröffentlicht *Heideloff*¹²⁴).

¹²²) Nach: HEIDELOFF, a. a. O.

¹²³) Nach: PAUCKERT, a. a. O.

¹²⁴) A. a. O., Heft XXIII, Pl. 7.



Viertheil einer Decke im gräfl. *Enzenberg*'schen Anstz »Jöchelsturn« zu Sterzing ¹²³).

Indessen zeigt uns der Schluss des Mittelalters auch noch manchen monumental durchgebildeten grösseren Saal, wie auch manches gewölbte kleinere Gemach. Wir verweisen auf unsere auf S. 98 und auf der Tafel bei S. 97 gegebenen Abbildungen der *Albrechts-Burg* zu Meissen mit ihren reich gewölbten Zimmern und Sälen. Auch ohne jeden decorativen Schmuck wirkten dieselben durch die Eigenartigkeit der Architektur, durch die Tiefe in den zellenartigen Feldern der reich angelegten Sternengewölbe, durch die Lichteffecte, welche aus den tiefen Fensternischen sich ergaben, höchst originell. Indessen, wenn auch auffallender Weise die Räume nach ihrer baulichen Fertigstellung ohne decorativen Schmuck blieben, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass der Baumeister sich seine Räume reich farbig ausgeschmückt dachte, als er sie in dieser phantastischen Weise erbaute.

Der in Art. 66 (S. 70) erwähnte letzte Palasbau, der *Wladislaw'sche Saal* im Schlosse zu Prag, ist ebenfalls monumental durchgebildet; sein nicht sehr hoch über dem Boden beginnendes, 16^m weit gesprengtes, auf 12^m Axenweite angelegtes Gewölbe ist bei einer Höhe von 13^m bis zum Schlusssteine durch die reizvollen, in Zirkelschlägen gebildeten Rippen des Netzgewölbes außerordentlich lebendig gegliedert. Die mächtigen Dimensionen aller Einzeltheile, wie der Fenster, tragen dazu bei, die Grösse der Erscheinung noch zu steigern. Auch dieser Saal bedarf daher weiterer Decorationen nicht, um grossartig zu wirken, obwohl auch Meister *Benedikt* sicher vorausgesetzt hat, dass eine solche nicht ausbleiben werde, als er sein Werk schuf. Die umstehende Tafel giebt diese grossartige Gewölbeanlage wieder.

Die Fußböden des Mittelalters waren nur selten Bretterböden, und dies nur, wo man denselben gar keine Bedeutung beilegte, wie auf Dachböden in Lageräumen und an dergleichen Orten, wo man eben Bretter auf die Oberseite der Balken nagelte. In Sälen und Wohnzimmern hatte man von den ältesten Zeiten an bis zum Schlusse des Mittelalters und darüber hinaus vorzugsweise Estrichfußböden, deren Hauptbestandtheil Gyps bildete, wo nicht, wie auf dem Lande und bei den kleinen Leuten in der Stadt, auch ein Lehmestrich, welchen man ja selbst bereiten und, wenn er schadhafte war, ausbessern konnte, vorgezogen wurde. Die Gypsestriche verstand man in vorzüglicher Qualität zuzubereiten. Insbesondere dürfte die Härte und geringe Abnutzbarkeit in der Sorgfalt ihren Grund gehabt haben, mit welcher er behandelt wurde. Der Grad des Brennens des Gypses scheint eben so, wie die stets gleiche Menge des Wassers, wesentlichen Einfluss gehabt zu haben. Als Beimengung finden sich Sand, Ziegelmehl und kleine Bröckchen zerfallener Ziegel, so dass doch immer die Härte des Gypses, die er durch das Binden erhielt, das Entscheidende für die Haltbarkeit und Härte des Bodens blieb. Durch die Ziegelbeimengungen erhielt er ein roth gesprenkeltes Aussehen. In der Karthause zu Nürnberg deckte er die Böden aller Räume; er war stark mit Ziegelbröckchen durchmengt, so dass er so ziemlich die Farbe von gebranntem Thon hatte und war, wo er unterfucht werden konnte, in einer einzigen gleichmässigen Lage in der Stärke von etwa 6 bis 10^{cm} auf reinen Sand aufgetragen. Er scheint sehr stark geschlagen zu sein, so dass er außerordentlich dicht wurde. Dann scheint er mit Metall, also etwa der Kelle, geglättet zu sein; er lag sehr eben, war vom mehrhundertjährigen Gebrauche allerdings stark ausgetreten und gab vielen Staub, so dass er leider fast nirgends belassen werden konnte und man sich begnügen musste, einige Probestücke aufzubewahren. Von einem Estrich in blaugrauer Farbe, der vorher auch einmal an einzelnen Orten gewesen sein soll, fand der Verfasser keine Proben mehr vor.

101.
Monumentale
Säle
vom Schluss
des
XV. Jahrh.

102.
Fußböden:
Estriche.

103.
Thonplättchen
und
Marmorplatten.

Eine ebenfalls verbreitete Art, den Fußboden zu belegen und gleichzeitig zu schmücken, welche in Zimmern und Sälen auch im ganzen Mittelalter Verwendung fand, ist der Beleg mit Plättchen von gebranntem Thon, die verschiedenartig verziert waren, sowohl durch Reliefauflagen, als durch eingepresste Contour-Zeichnungen und durch verschiedenfarbige Glasur. Es sind dieselben Plättchen, welche auch im Kirchenbau so vielseitige Verwendung fanden. Wir werden daher, um nicht dasselbe doppelt vorzutragen, in einem späteren Heft dieses Bandes (beim Kirchen schmuck) eingehend davon sprechen und verweisen einstweilen unsere Leser darauf. Die Belegung des Bodens mit Mosaik, mit Steinplatten, insbesondere ein- und mehrfarbigem Marmor, kam auch beim Saal- und Zimmerschmuck zur Anwendung, und wir verweisen dafür auf das bei Besprechung der kirchlichen Kunst zu Sagende.

Die allgemein übliche Ausschmückung dieser Fußböden mit Teppichen, das Belegen derselben mit Matten, das Bestreuen derselben mit Blumen und grünen Pflanzen gehörte nicht zu den Arbeiten des Baumeisters, dies war Sache der Frauen.

104.
Heiz-
vorrichtungen:
größere
Anlagen.

Zu dem aber, was noch in das Gebiet der Architektur gehört, haben wir die Heizvorrichtungen zu zählen und daher hier zu besprechen. Trotz der Härte des nordischen Winters mögen diese in früherer Zeit mitunter ganz gefehlt oder sich auf einen niedrigen Herd beschränkt haben, auf welchem zugleich über dem offenen Feuer gekocht wurde, während man sich an demselben wärmte und dasselbe den Raum erleuchtete, wie heute noch da und dort auf dem Lande, während der Rauch seinen Abzug, wenn Thür- und Fensteröffnungen geschlossen waren, durch das Strohdach fand. Die Römer hatten bekanntlich in Deutschland durch unterirdische Heizungen vorzugsweise den Fußboden gewärmt. Die vornehmen Gallier und Germanen haben wohl diese Methode angenommen, und es dürften in dieser Weise noch einzelne Räume der Carolingischen *Villae* und Paläste geheizt worden sein. Im Saale unter dem Palas *Heinrich III.* zu Goslar sind ebenfalls Reste einer unterirdischen Heizung gefunden worden, welche jedoch der Verfasser zu studiren keine Gelegenheit hatte. Eine Anlage, die doch wohl nicht ganz unwirksam gewesen sein kann, insbesondere, wenn sie auf kleinere Räume angewandt wurde, findet sich im Remter zu Marienburg und ist durch *Bergau* veröffentlicht worden¹²⁵⁾. Es ist ein massiv gewölbter Raum, unterhalb des Fußbodens angelegt, und dieser mit einem Schlotte zum Abzuge des Rauches versehen; in diesem gewölbten Raum, welcher mächtige Scheite Holz aufnehmen konnte, wurde ein tüchtiges Feuer gemacht, so daß Wände und Gewölbe des Raumes glühend heiß wurden; eben so waren große Steine im Raume angehäuft, welche sich ebenfalls durch das Feuer erhitzten. War nun das Feuer vollständig abgebrannt, waren Rauch und Kohlengase draußen, so wurde durch einen Schieber die Verbindung mit dem Schlotte abgeschlossen, so daß keine Wärme mehr durch denselben entweichen konnte. Dagegen wurde die Bedeckung einer Oeffnung im Fußboden des Saales weggenommen, so daß durch diese Oeffnung die heiße Luft aus dem Gewölbe in den Saal ausströmen und sich verbreiten konnte, so lange bis die Wände und die Steine in der Heizkammer erkaltet waren. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese Heizungsanlage nicht die einzige ihrer Art war und daß andere vorausgingen, bevor die Ritter in Marienburg ihren Saal auf diese Weise heizten. Leider haben wir keinen Bericht über den Erfolg und den Verbrauch an Brennmaterial, welcher sicher nicht gering war.

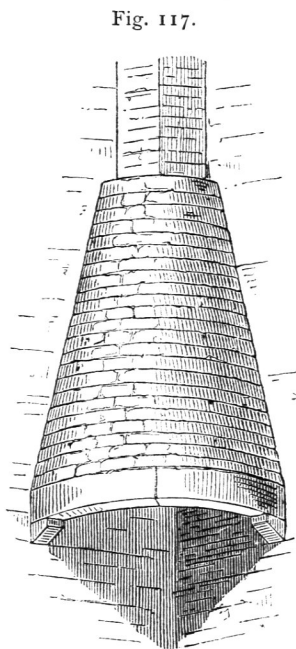
125) In: Zeitschr. f. Bauw. 1870, S. 106 u. ff.

Indessen dürfen wir doch annehmen, daß die Gewohnheit des Herdfeuers sich so allgemein bei allen Nationen eingelebt hatte, daß man, wo es immer anging, für jeden eigentlichen Wohnraum, in welchem man sich den Tag über aufhielt, eine ähnliche Einrichtung mit offenem Feuer haben wollte. Diesen Wunsch erfüllte nur der Kamin, und man bezeichnete deshalb einen Raum, welcher einen solchen hatte, als *Camera caminata*, als den eigentlichen Wohnraum, die Kamnate. Die Einrichtung mag ursprünglich nicht wesentlich anders, als der offene Herd gewesen sein.

Im Plane von St. Gallen sind einzelne Kamine zur Heizung besonders bezeichnet (siehe Theil II, Band 3, erste Hälfte dieses »Handbuches«, S. 134). Ob nicht, da sie aus den Gebäuden heraustreten und insbesondere im Dormitorium die Aufstellung der Betten durch dieselben nicht unterbrochen ist, dort etwa ein back-ofenartiger Heizraum, der außen lag und seine geheizte Luft an den Saal abzugeben

hatte, gemeint ist, mag zunächst unentschieden bleiben. Wir möchten diese als die natürlichste Weise der Heizung annehmen, da sich über Art und Construction doch eine sichere Mittheilung nicht entnehmen läßt.

In Fig. 108 u. 109 (S. 166), eben so wie in Fig. 89 (S. 155) des vorhergehenden Heftes dieses »Handbuches« sind dagegen derartige noch erhaltene Kamine dargestellt, d. h. Schlotmäntel zur Aufnahme des Rauchs über jener Stelle, wo man auf dem Boden oder einer untergelegten Steinplatte ein Feuer anzündete. Das Feuer gab allerdings einige strahlende Wärme an das Zimmer ab; im Wesentlichen war es aber doch nur darauf berechnet, daß man sich um das offene Feuer stellte oder setzte, um sich daran zu erwärmen, und wenn man von der einen Seite warm genug war, sich umdrehte, um auch die andere warm zu bekommen. Fig. 117 zeigt den auf S. 166 des vorhergehenden Heftes im *Donjon* zu Friesach wiedergegebenen in größerem Maßstabe. Eine solche Feuerstelle wurde indessen nicht immer so einfach belassen, sondern mitunter auch architektonisch reich verziert. Auf der umstehenden Tafel ist die Kaminwand aus dem unteren Saale des Palas zu Gelnhausen gegeben, wo die Säulen und die Consolen erscheinen, welche den

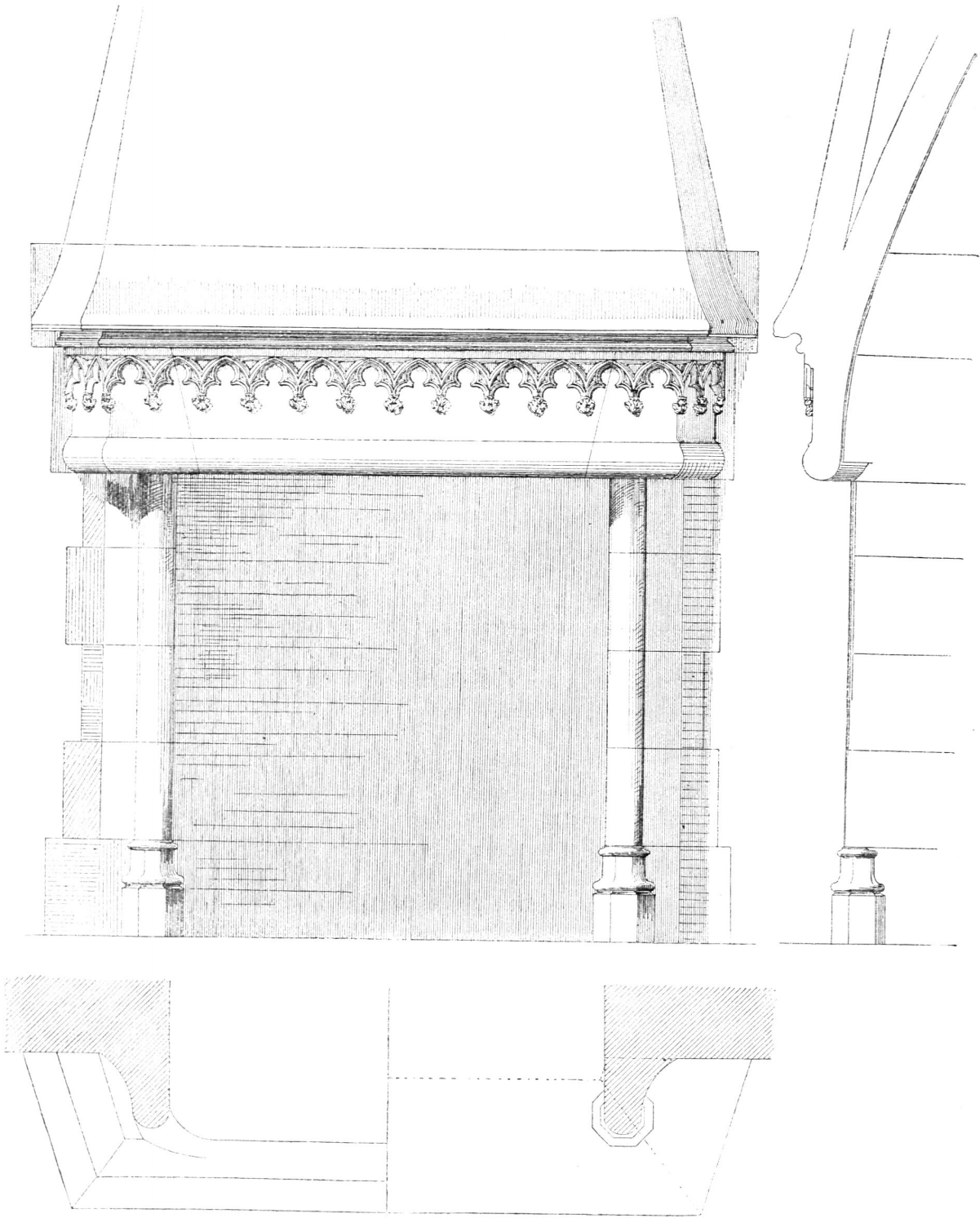


Kamin aus dem *Donjon*
zu Friesach.

Schlotmantel trugen, so wie die Wände zu beiden Seiten des Kamins, welche gleich den eben genannten Theilen mit reichem Steinmetzwerk, mit Gliederungen und mit geometrischen, wie pflanzlichen Ornamenten bedeckt sind. Es ist von besonderem Interesse, das geflochtene Bandwerk mit der longobardischen Ornamentik der früheren Periode zu vergleichen, wie mit jenen Verzierungen, welche gleichzeitig in Italien zur Ausführung kamen. Wir geben in Fig. 118 u. 119 im gleichen Maßstabe (1 : 20) einen einfachen Kamin vom XV. Jahrhundert mit der Bemerkung wieder, daß Deutschland, Frankreich und England, eben so aber auch Italien eine ganz große Anzahl solcher Kamine aus dem Mittelalter noch erhalten zeigen, bei welchen theilweise die Ausstattung sich bis zu außerordentlichem Reichthume an ornamentalem und figurlichem Schmucke steigert. Sie haben das Mittelalter weit überdauert, in manchen Ländern sich im Gebrauche erhalten und werden heute noch, wo es auf Ersparung

Fig. 118.

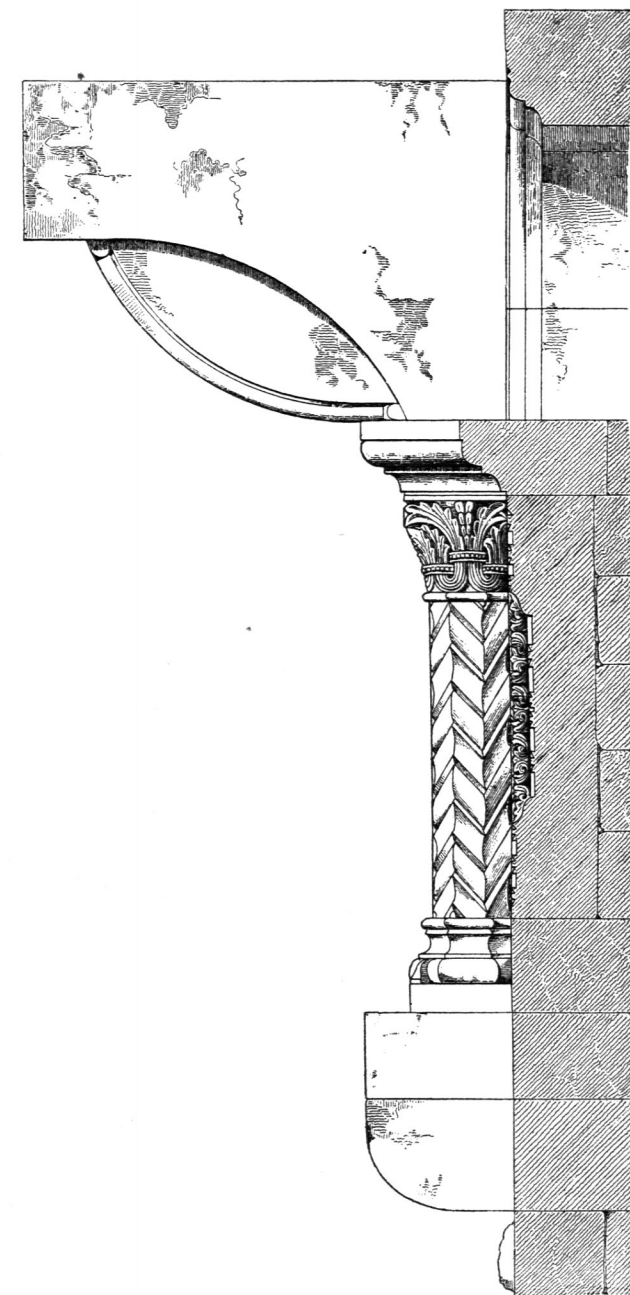
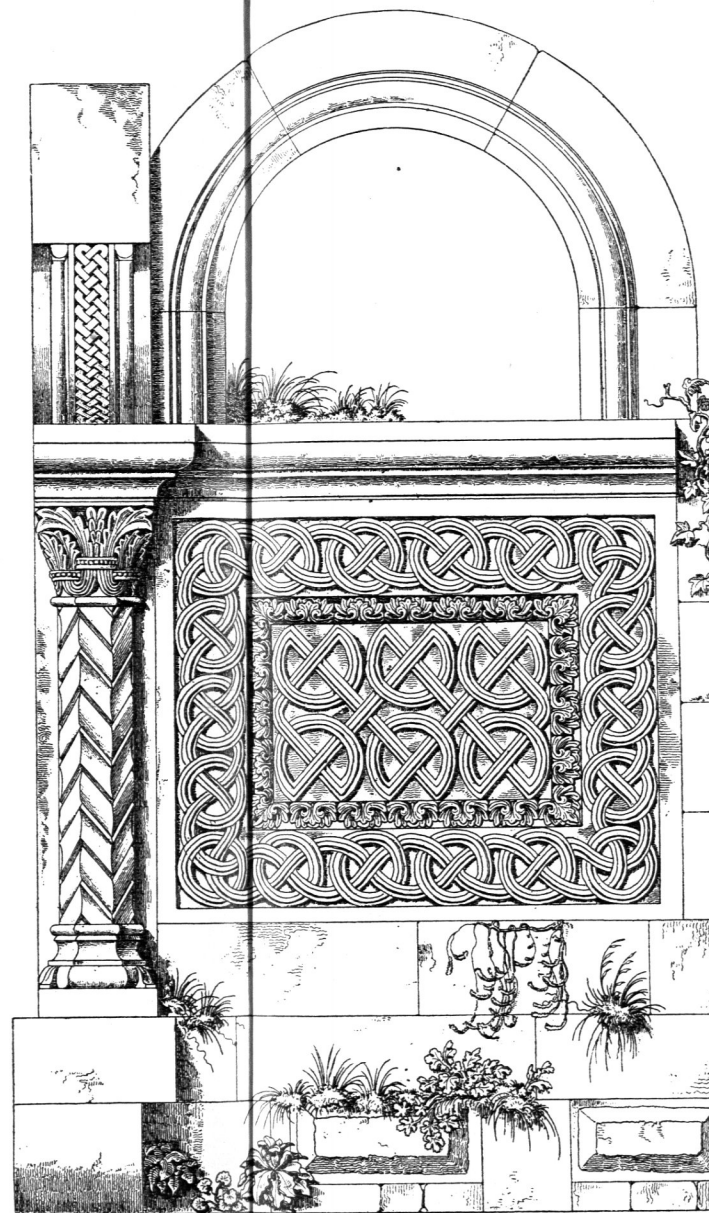
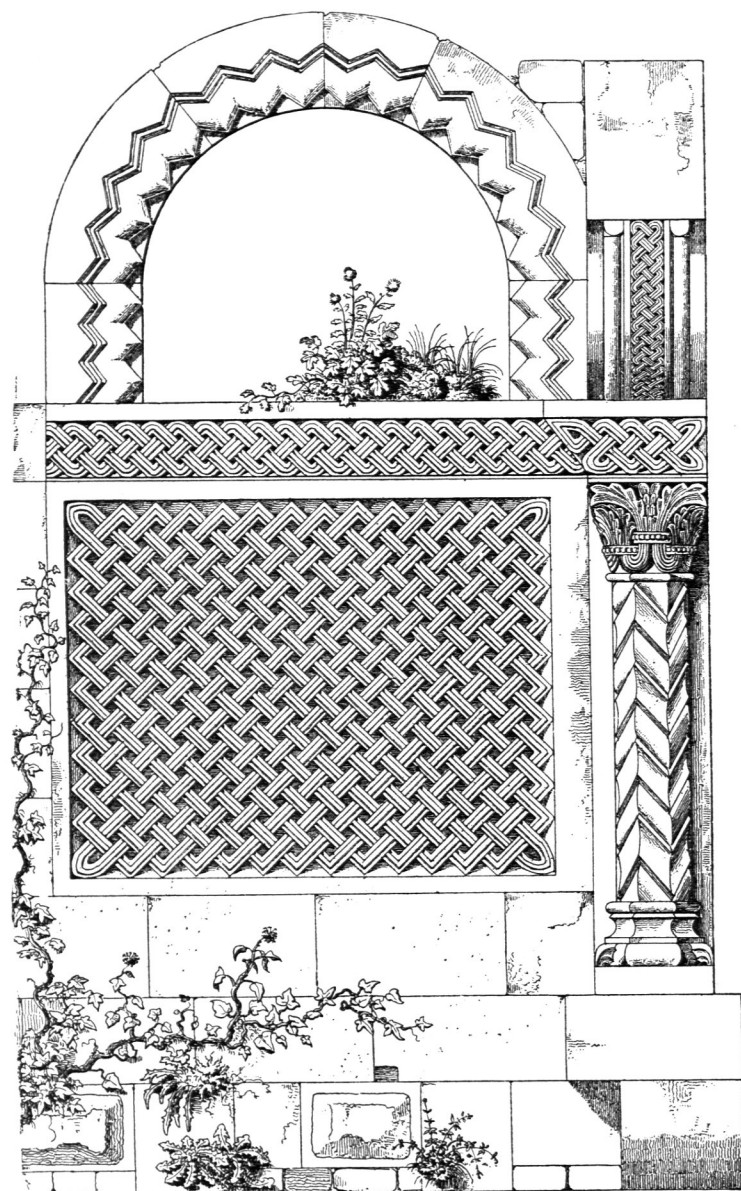
Fig. 119.



Kamin im Schlofs Vayda-Hunyad.

1/20 n. Gr.





Kaminwand im unteren Saale des Palas zu Gelnhausen.

$\frac{1}{20}$ n. Gr.

von Brennmaterial nicht ankommt, wegen der Annehmlichkeit, welche das Sitzen am offenen Feuer gewährt, viel benutzt. Sie hatten schon in der Frühzeit des Mittelalters ihre Concurrenz an den geschlossenen Oefen; indeffen ist doch die verbreitete Annahme falsch, daß die Gegenden vollständig aus einander zu halten sind, wo man Kamine und wo man Oefen hatte. Im Germanischen Museum zu Nürnberg

befinden sich nicht nur solche Kamine aus Südtirol und aus Cöln, sondern auch mehrere, welche vormals in Bürgerhäusern zu Nürnberg selbst standen, in welcher Stadt die Ofenheizung zu allen Zeiten vorherrschte.

Was die Oefen betrifft, so scheinen aber auch sie hoch hinaufzugehen und deren ältestes Vorkommen auf dem Plane von St. Gallen eben so nachweisbar zu sein, wie jenes der Kamine. Dort sind in mehreren Räumen solche gezeichnet und durch die Beischrift *Fornax* deutlich als Ofen bezeichnet, wie an anderer Stelle die Bezeichnung *Caminus* auf die vorhin erwähnte Heizart hindeutet. Es können dies allerdings zu technischen Zwecken dienende Oefen sein. Es sind aber auch in manchen Räumen, die man sich als geheizt denken muß, Apparate in die Ecke gezeichnet, die nichts Anderes sein können, als Oefen. Wir meinen jene, welche insbesondere in kleinen Räumen vorkommen. In einem größeren an der Nordseite aber finden sich dieselben allerdings in allen vier Ecken. Dies ist es insbesondere, was uns nicht daran denken läßt, Schlotmäntel in der Weise unserer Fig. 117 darin zu sehen. Wenn es Oefen sind, so denken wir uns dieselben ohne besondere Form

106.
Oefen

Fig. 120.

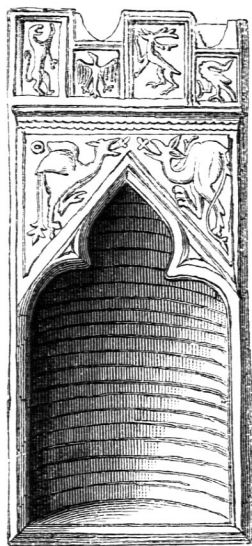


Fig. 121.

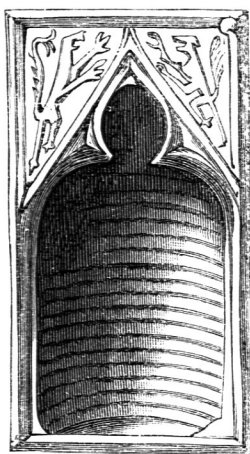


Fig. 123.

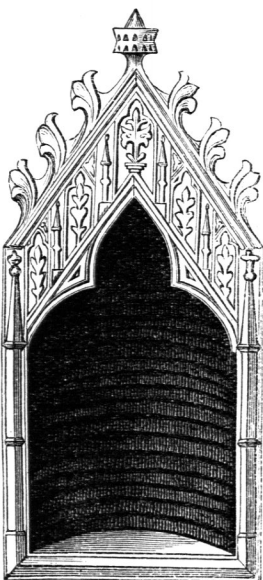
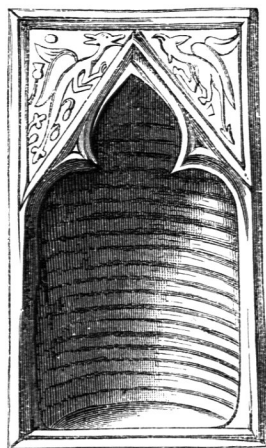


Fig. 122.



aus hohlen Kacheln so aufgemauert, wie man dieselben das ganze Mittelalter hindurch in Räumen, welche auf besondere Bedeutung keinen Anspruch machten, verwendet findet und wie sie heute noch da und dort auf dem Lande vorkommen, falls nicht die Alles ausspürenden Antiquare bereits die letzten angekauft und wenigstens die einzelnen Kacheln in öffentliche und Privatsammlungen gebracht haben.

Fig. 124.

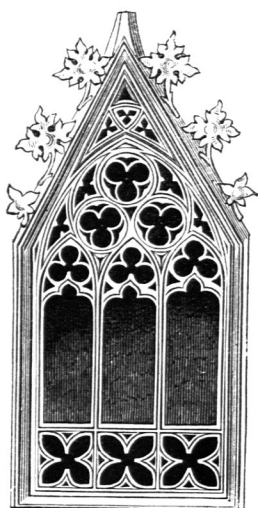


Fig. 125.

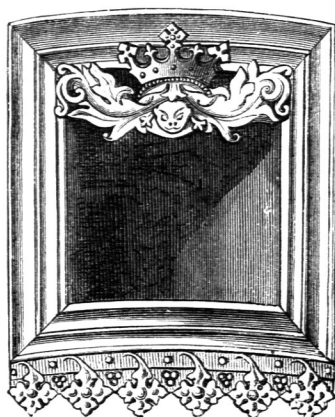


Fig. 126.

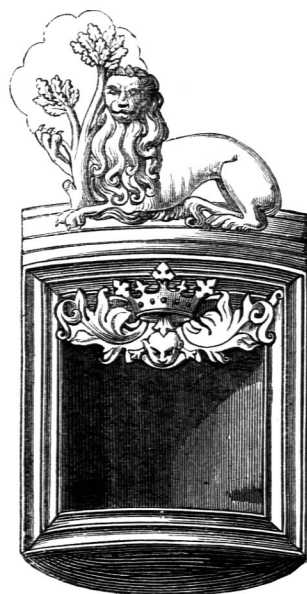


Fig. 127.



Fig. 128.

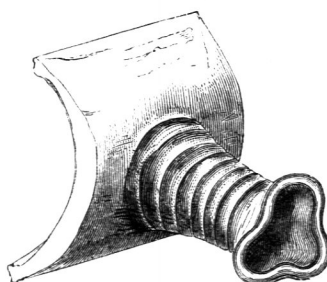


Fig. 129.



Fig. 130.

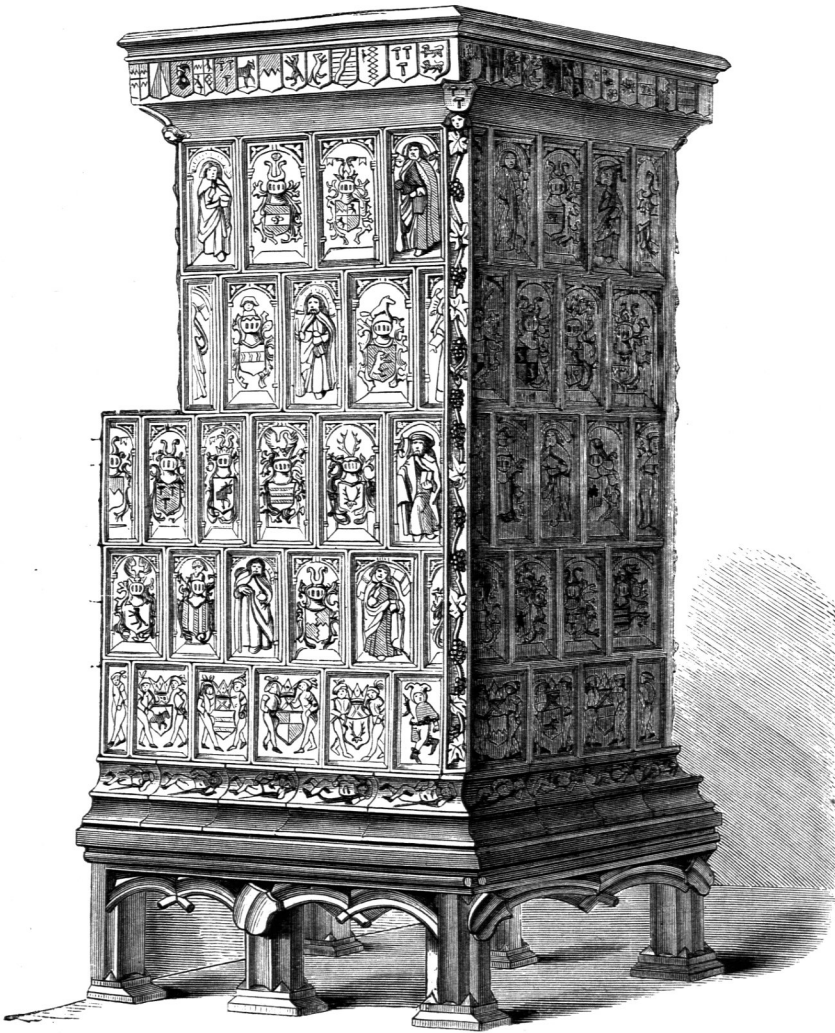


Fig. 131.



Vollständige Oefen, welche nachweisbar einer bestimmten Zeit des Mittelalters angehörten, sind uns erst aus dem XV. Jahrhundert erhalten; auch brauchbare Darstellungen, aus denen Sicheres über Form und Construction der Oefen nur vom Beginne des XV. Jahrhunderts erhalten wären, sind uns bis jetzt nicht vorgekommen. Einzelne Kacheln jedoch, welche bis in die Frühzeit des XIV. Jahrhunderts, vielleicht selbst in das XIII. zurückgehen, sind erhalten geblieben. In

Fig. 132.



Ofen aus dem Rathaus zu Ochsenfurt.

(Im Germanischen Museum zu Nürnberg aufgestellt.)

Fig. 120 bis 123 geben wir einzelne auf der 1399 zerstörten Burg Tannenberg in Hessen ausgegrabene Kacheln aus dem Museum zu Darmstadt, welche dem Beginn des XIV. Jahrhunderts entstammen mögen. Dieselben sind wie Krüge aus freier Hand geformt, dann in zwei Theile geschnitten und an eine aus einer Form gepresste durchbrochene Front gedrückt und verschieden glaziert. Auf diese Weise war es möglich, wenn sie mit Lehm zu einem runden oder quadratischen Körper aufgemauert

waren, eine Wand von ziemlicher Stärke zu erhalten und doch eine recht große Heizoberfläche zu bieten. Die dünnen Theile dieser Wand, die Tiefen der Kachelnischen, erwärmten sich bald; die dicken beim Zusammenstoßen zweier Kacheln hielten die Wärme lange an, und da man die Öfen groß genug baute, so wärmten sie auch entsprechend. In solcher Weise wurden die Kacheln bis zum Schlusse des XV. Jahrhunderts angefertigt, und die Meister ließen bei Verwendung der vorrätig vorhandenen Kacheln ihrer Phantasie freien Spielraum. Sie bauten Thürme mit Vor- und Rücksprüngen, viereckigen, runden, sechs- und achtseitigen Theilen zwischen einander.

Fig. 124 giebt eine Kachel, welche zu einem Ofen im Lorenzer-Pfarrhofe zu Nürnberg gehörte, an welchem durch mehrere eingezogene Reihen solcher Kacheln über einander eine Thurmspitze aufgemauert ist. Fig. 125 zeigt eine Kachel zur Herstellung einer Ausladung und Fig. 126 eine Bekrönungskachel; beide sind einem Nürnberger Ofen entnommen. Aus Tyrol stammen die beiden Kacheln in Fig. 129 u. 130, mit dem Wappen von Tyrol und Oesterreich geschmückt. Von einem Ofen aus der Sakristei der *St. Stefans*-Kirche zu Wien rührt die in Fig. 131 dargestellte Kachel her. Württembergisch, wie das Horn und Geweih zeigen, ist die Kachel in Fig. 127, welche zur Herstellung einer Hohlkehle diente. Sehr charakteristisch erläutert die Rückseite dieser Kachel (Fig. 128) den Aufbau solcher Öfen. Der dünne Ansatz befestigte die einzelne Kachel in dem Wandkörper des Ofens, und je nachdem man durch Unterlegen von Ziegeltrümmern diesen Ansatz hob oder senkte, konnte man eine Fuß- oder Gefimsausladung aus einer Reihe solcher Kacheln darstellen. Verschiedenfarbige Glasur der Kacheln, die Mehrzahl grün, andere aber gelb und rothbraun, findet sich schon bei den Tannenberger und noch älteren Kacheln. Bunte Glasur der einzelnen Kacheln scheint erst im Schlusse des XV. Jahrhunderts aufzutreten. Aus solchen ganz bunten Kacheln ist der kleine Ofen auf einem sandsteinernen Unterfatze aufgemauert, welcher in Fig. 132 dargestellt ist; er befand sich früher im Rathhause zu Ochsenfurt und steht nun im Germanischen Museum. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Kacheln nicht mehr nischenförmig, sondern flach sind.

b) Die Gänge und Treppen.

Wenn wir die Gänge oder Corridore der mittelalterlichen Bauten einer Betrachtung unterziehen wollen, so haben wir abermals zunächst die Klöster in Betracht zu ziehen, wo die heute sog. »Kreuzgänge« unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Diese haben in späterer Zeit eine gewisse kirchliche Erscheinung angenommen. Wir haben aber schon oben darauf hingewiesen, daß ihre ganze Anlage zeigt, wie sie nur eben in erster Linie eine Verbindung der Räume, welche dem Leben des Klosters dienten, bezwecken. Sehen wir auf den Plan von St. Gallen, so zeigt sich auf der Südseite der Kirche ein einen quadratischen Hof umgebender Gang, dessen Ostseite das Dormitorium, dessen Südseite das Refectorium, dessen Westseite ein Keller, auf welchem oben ein Aufbewahrungsort oder eine Vorrathskammer sich befindet, einnehmen. In der Ecke zwischen dem Keller und der Kirche befand sich der Zugang in das Innere des Klosters; ein Eingang in die Kirche war nicht vorhanden, sondern nur in den als Vorraum des Schlaffaales dienenden, dem späteren Kapitelsaal entsprechenden Raum, von welchem aus der Zugang zum Schlaffaale, wie zur Kirche genommen wurde; es kann sich hier nicht um einen Raum für kirchliche Einrichtungen handeln; es ist eben also ein Gang angelegt, ein Gang, welcher lediglich Gebrauchszwecken des Hauses diente. Wir haben auf dem Plane keinen Maßstab;

allein wenn wir aus der Stellung der Tische und Betten für das Refectorium eine Breite von 8 m, für das Dormitorium eine solche von 9 m annehmen, so hat der Gang etwa 3 m Breite. Wir sehen, daß er in der Mitte jedes Flügels eine Thür und daß jeder Flügel zu beiden Seiten der Thür je 4 Rundbogenfenster hatte. Die Gänge sind im Plane mit dem Namen *Porticus* bezeichnet, und es kommt auch unseres Wissens im späteren Mittelalter zu keiner Zeit eine Bezeichnung vor, deren genaue Uebersetzung das ganz moderne Wort »Kreuzgang« hiefse, sondern nur eben *Ambitus*, *Circuitus* und ähnliche Worte, welche einfach »Umgang« zu übersetzen sind. Wann das Wort Kreuzgang entstanden und ob es überhaupt alt ist, vermögen wir hier nicht fest zu stellen. Das *Grimm'sche* Wörterbuch bezeichnet ihn als Säulengang oder Halle, in denen der Kreuzgang, d. i. der kirchliche feierliche Umzug, wo man mit dem Kreuze oder mit Kreuzen geht, »gieng, bei übletem Wetter, zur Andacht an den Gräbern«. Uns scheint diese Definition der mittelalterlichen Anschauung nicht zu entsprechen, und im Programm, welches den Baumeistern für die Klosterbauten gegeben wurde, wurde wohl nichts Anderes, als eine Anlage in der Bedeutung des Ganges in jedem Palaste oder Hause vorgezeichnet.

Fig. 133.

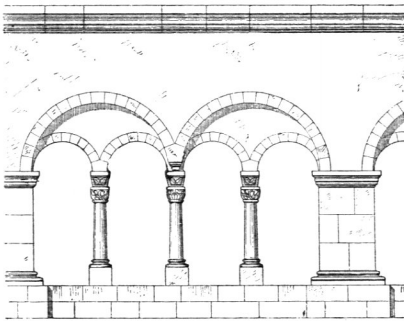
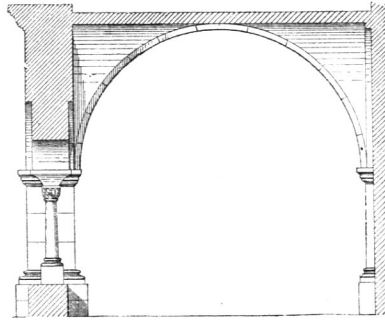


Fig. 134.

Kreuzgang in *St. Maria auf dem Capitol* zu Cöln ¹²⁶⁾.

1/100 n. Gr.

Welcher unter den erhaltenen »Kreuzgängen« der älteste ist, vermögen wir nicht nachzuweisen. Wir finden solche mit flachen Holzdecken und mit Gewölben versehen, die dem XII. Jahrhundert angehören. Einzelne mögen noch in das XI. Jahrhundert hinaufgehen. Wir haben unter den gewölbten als den ältesten deutschen wohl jenen von *St. Maria auf dem Capitol* in Cöln (Fig. 133 u. 134 ¹²⁶⁾) anzusehen, von welchem allerdings nicht alle Gewölbe mehr erhalten sind.

Es sind dort, wie Fig. 133 zeigt, den einzelnen Gewölbeabtheilungen entsprechend, quadratische Pfeiler angeordnet; schwache Wandpfeiler entsprechen diesen frei stehenden, von welchen Gurtbogen in solcher Entfernung ausgehen, daß zwischen denselben quadratische Felder entstehen, die mit einfachen rippenlosen Kreuzgewölben bedeckt sind. Zwischen diesen Pfeilern stehen Säulen, welche beiderseits angeladene Kämpfersteine tragen, über dessen mittlerem noch einmal eine Console eine weitere Ausladung giebt, so daß zwei größere Bogen und unter denselben vier kleine angeordnet werden konnten. Indes sind nicht alle Flügel dieses Ganges in der Architektur gleich. An anderer Stelle stehen nur zwei Säulen mit drei Bogen, deren mittlerer größer ist, als die beiden seitlichen zwischen je zwei Pfeilern. Die gesammte Fenster-Architektur ist restaurirt, so daß aus dem Charakter eine genaue Feststellung der Zeit, in welcher das Werk entstanden, kaum möglich ist. Wir möchten glauben, daß es nicht zu lange nach der in der Mitte des XI. Jahrhunderts erfolgten Fertigstellung der Kirche entstanden ist, und daher dasselbe an die Wende des XI. und XII. Jahrhunderts setzen.

¹²⁶⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

Wir dürfen diesen Kreuzgang nicht bloß zu den ältesten Deutschlands rechnen; er ist überhaupt an sich sehr alt; denn es ist kein Grund zu zweifeln, daß er sich dem Neubau der Kirche bald angeschlossen hat, somit nicht zu weit nach der Mitte des XI. Jahrhunderts zur Beendigung kam. In Frankreich allerdings haben wir ältere, so zu Puy-en-Vélay ¹²⁷⁾.

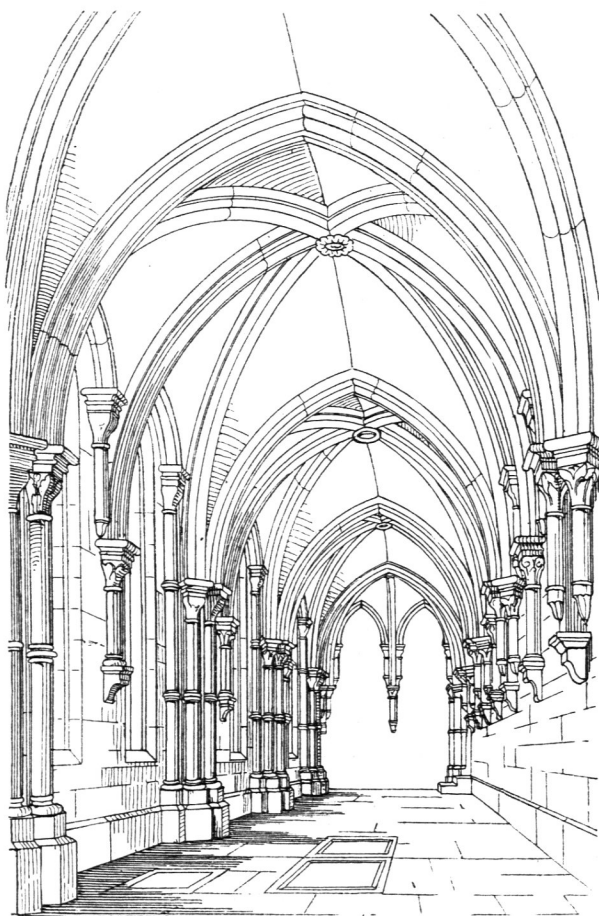
Es ist darin im Wesentlichen auch der Charakter der Gang-Architekturen des XII. Jahrhunderts wiedergegeben; kaum etwas hatte sich nach Ablauf von 100 Jahren geändert. Nur bei jenen Gängen, welche nicht auf Wölbung angelegt sind, ist die Zwischenfügung der Pfeiler zwischen die Säulen weniger regelmäÙig. Wir verweisen hier auf die Corridore des Wartburg-Palast, des sog. Landgrafenhauses, welche allerdings nicht ganz 3 m Breite haben, aber genau wie ein Flügel solcher »Kreuzgänge« construiert sind und den deutlichen Beweis liefern, daß zwischen den »Kreuzgängen« der Klöster und den Gängen anderer Gebäude gar kein Unterschied besteht.

Mit dem Beginne des XIII. Jahrhunderts nimmt, wie die gesammte Architekturausbildung, so auch jene der Umgänge eine beträchtliche Entwicklung. Größere Zierlichkeit kommt in die Constructions-Elemente, größere Feinheit in die Gliederung, eigenthümliche Frische in die Ornamentik; aber die Construction im Ganzen bleibt sich im Wesentlichen gleich. So unterscheidet sich insbesondere der Umgang zu Heiligenkreuz bei Wien nur durch die Zierlichkeit der Gliederung und durch die Schlankheit, ja Dünnhcit der Säulen von den Werken des XII. Jahrhunderts ¹²⁸⁾.

Ungefähr gleichzeitig damit, aber ganz anders in feiner Construction ist der eine Flügel des Klosters zu Maulbronn (Fig. 135 bis 139 ¹²⁹⁾.

Derfelbe hat eine Breite von 4½ m bei ungefähr 5 m Scheitelhöhe. Die Länge der einzelnen Abtheilungen beträgt ebenfalls 5 m. Sie bilden also nicht vollständige Quadrate. Die Gewölbe sind

Fig. 135.

Kreuzgang im Kloster zu Maulbronn ¹²⁹⁾.

¹²⁷⁾ Siehe: VIOLETT-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 413.

¹²⁸⁾ Siehe: HEIDER, G., R. v. EITELBERGER & J. HIESER. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. Stuttgart 1858. S. 48 u. Taf. IV.

¹²⁹⁾ Nach: DOHME, R. Geschichte der deutschen Baukunst. Berlin 1885–88 — und: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873–79.

fechskappig; die Rückwand des Ganges ist unten vollständig glatt; die Gewölbeanfänge treten auf einer zierlichen Consolen- und Säulen-Architektur aus der Wand heraus; auf der Fensterseite dagegen sind für die Hauptbogen stark vortretende Wandpfeiler mit fünf angelehnten Säulchen angeordnet; nur für die Zwischenrippe ist die gleiche Anordnung, wie an der Rückwand getroffen. In jeder dieser durch die Zwischenrippe gebildeten Gewölbehälften steht ein schlankes, einfaches Spitzbogenfenster. Im Aeußeren

Fig. 136.

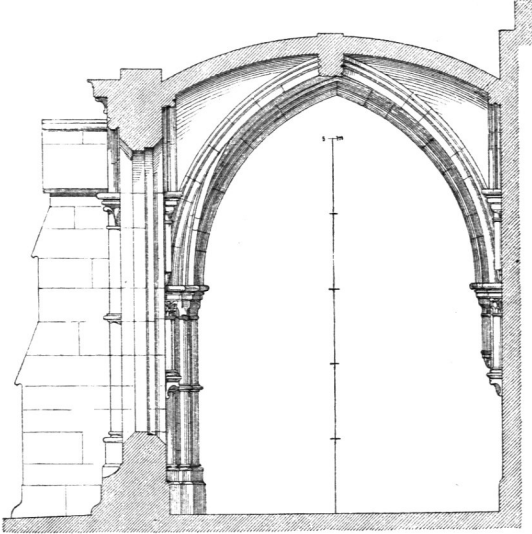


Fig. 137.

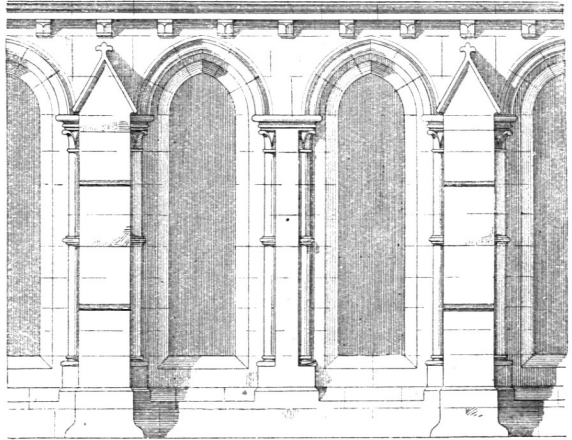


Fig. 138.

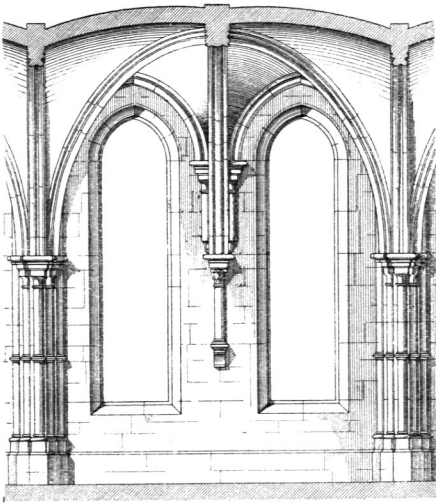
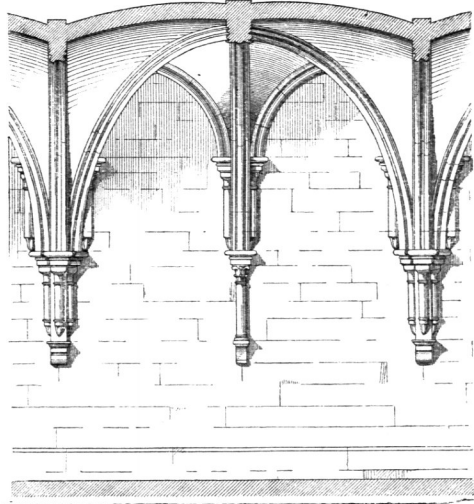


Fig. 139.



Vom Kreuzgang des Klosters zu Maulbronn¹²⁹⁾.

$\frac{1}{100}$ n. Gr.

ist daselbe noch von zwei Säulchen umfäumt, welche einen gliedernden Spitzbogen tragen. Wie in Zwettl sind auch hier starke Strebepfeiler, den inneren Hauptbogen entsprechend, angelegt, so daß mit der Wand und dem Pfeilervorsprunge sich unten ein 2,3 m starkes Widerlager dem Spitzbogen von nur 3,5 m lichter Spannweite entgegenstemmt. Nichts desto weniger ist auch hier der Eindruck kein schwerfälliger, und die duftige Poesie, welche den Werken der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts folch eigenartigen Reiz verleiht, spricht sich auch hier voll und ganz aus.

Die Einführung des Spitzbogens und der Diagonalrippen, letztere zwar reich profilirt, aber doch stark im Verhältniß zu den dünnen, scheinbar tragenden Säulen, giebt einen anmuthigen Gegensatz. Ein recht bezeichnendes Beispiel ist der Kreuzgang des Stiftes zu Zwettl (Fig. 140 u. 141¹³⁰⁾, bei welchem von einem stützenden Pfeiler zum anderen große Spitzbögen geschlagen sind, unter welchen die Fenster-Architektur als bloße Füllung da steht.

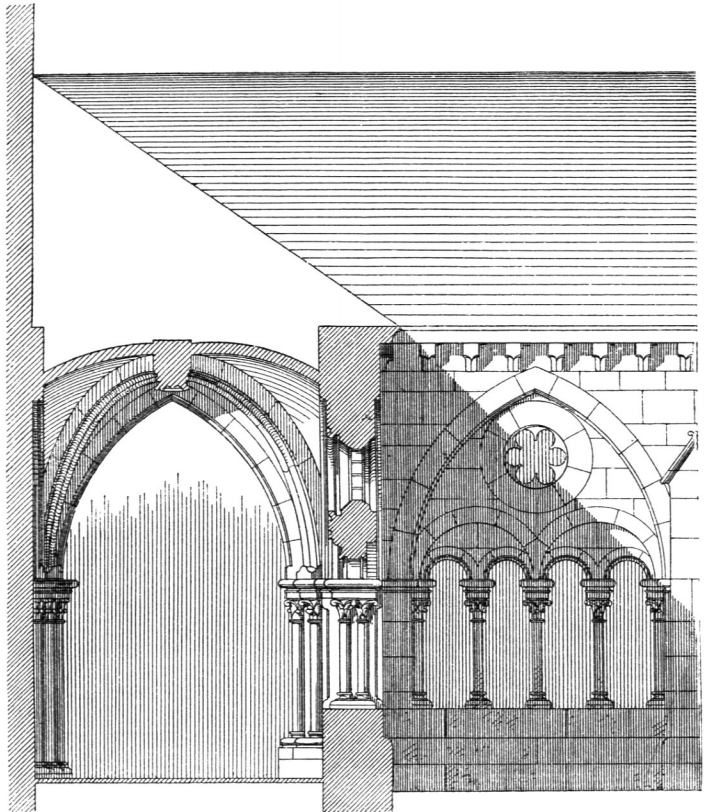
Im Verhältniß zum Gange bei *St. Maria auf dem Capitol* ist der Zwettler scheinbar viel leichter und erscheint für das Laienauge geradezu kühn; und doch ist ein wesentlich größerer Massenaufwand hier entwickelt, als dort. Dort weit gesprengte rundbogige Kreuzgewölbe, deren Stärke nicht meßbar, weil nicht zugänglich, aber wahrscheinlich viel größer ist, als wir sie gezeichnet haben, gegen die viereckigen Pfeiler gespannt; hier bei etwas geringerer Breite, aber allerdings anderthalbfacher Höhe beiderseits stark hervortretende gegliederte Pfeiler, so daß die Hauptbögen der Gewölbe nur eben 3 m lichte Spannung behalten; aufsen noch Strebepfeiler vorgelegt gegen ein leichtes spitzbogiges Gewölbe. Nur die Dünne der Säulen giebt jenen überraschenden Eindruck, weil sie trotz ihrer Dünne zu tragen scheinen, in der That aber doch nur ruhig unter den Entlastungsbogen stehen.

In die große Reihe dieser Gänge vom Beginne des XIII. Jahrhunderts gehört auch jener Flügel des Kreuzganges am Münster zu Aachen, welchen wir in Fig. 142¹³¹⁾ abbilden.

Er steht jenem zu Zwettl nahe; nur haben die Gewölbe keine Diagonalrippen. Auch ist die Umbildung des Galeriefensters zum Maßwerke schon einen

Schritt weiter gediehen, indem nicht bloß unter dem großen Spitzbogen über den beiden mittleren sich ein Durchbruch befindet, sondern auch über den kleinsten unter den beiden mittleren. Letztere sind in Zwettl auf der einen Seite noch halbkreisförmig, hier in Aachen spitzbogig. Die Anordnung, daß jene Säulen, welche die mittleren Bögen tragen, doppelt hinter einander stehen, ist bei beiden gleich. Alle diese Fenster sind so wenig als jene Galerien der Fürstenhallen auf Verchluß berechnet; wenn wir solchen jedoch bei den Fenstern des vorhin erwähnten Flügels des Maulbronner Ganges angelegt finden, so ist dieser eben eine Ausnahme. Er dürfte auch nicht wirklich verglast gewesen sein; sonst wäre es auf-

Fig. 140.



Vom Kreuzgang des

1/100

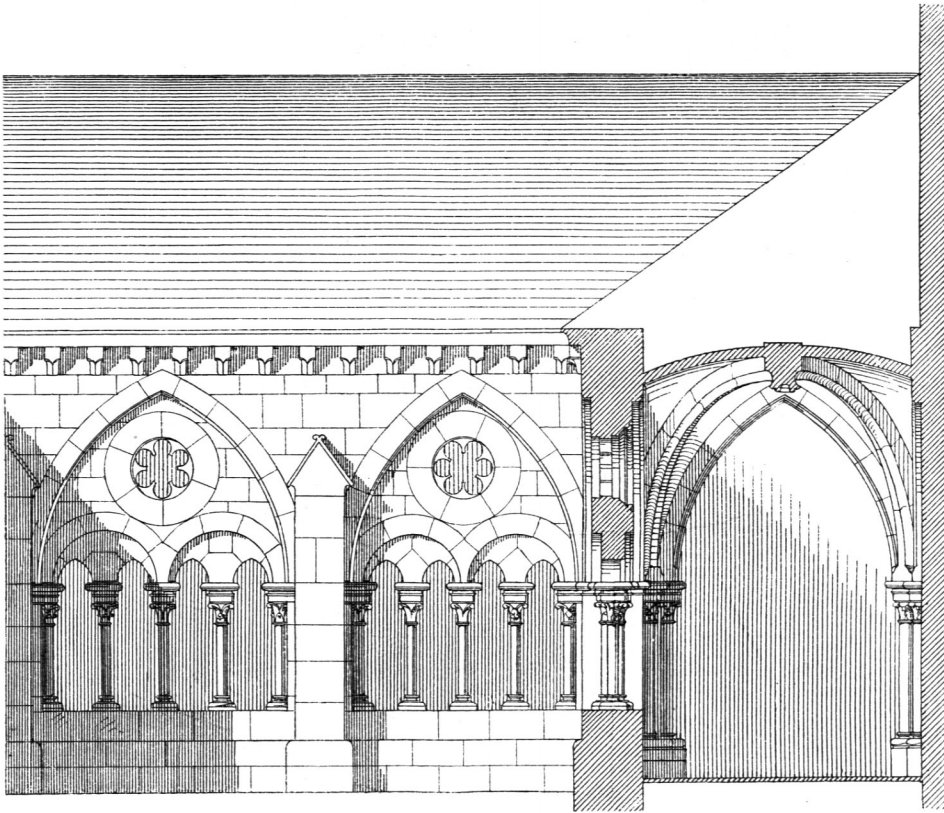
¹³⁰⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

¹³¹⁾ Nach: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln u. Neufs.

fallend, daß ein jüngerer Flügel desselben Umganges wieder auf offene Anlage berechnet ist. Der Spitzbogen ist dort nur in zwei Bogen getheilt, welche durch eine Gruppe von vier an einen runden Kern gelehten, runden Säulen untertheilt sind. Aehnliche Gruppen stehen an den Kanten des Fensters, so daß also ein Anschluß einer Verglasung undenkbar ist. Wir werden bei Betrachtung der Fensterbildungen auf diesen Kreuzgangflügel zurückkommen.

Auch in Frankreich fühlte man damals noch nicht das Bedürfnis, die Gänge zu schließen. Fig. 143 giebt ein Stück des Grundrisses des Ganges zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹³²⁾, auf welchen wir bei Betrachtung der Fenster ebenfalls zurückkommen werden. Er hat aber das Eigenthümliche, daß, während er unten unverschließbar

Fig. 141.



Stiftes zu Zwettl¹³⁰⁾.

n. Gr.

ist, das bereits vollständig entwickelte Maßwerk über den offenen unteren Oeffnungen zur Aufnahme von Glasmalereien eingerichtet ist.

Ein ursprünglich ganz einfacher Gang tritt uns in dem Franziskaner-Kloster zu Bozen entgegen. Die Fenster bestehen aus Gruppen von je 5 profilirten Kleeblattbogen, welche sich zwischen ungleichen Pfeilern auf je 4 dünne Säulchen stützen. Der 3,75 m breite und 5,00 m hohe Gang (Fig. 144) war ursprünglich nicht gewölbt, sondern hatte nur eine flache Holzdecke, die erst im XV. Jahrhundert mit einem Gewölbe vertauscht wurde.

¹³²⁾ Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 444.

Fig. 142.

Kreuzgang am Münster zu Aachen¹³¹⁾.

Fig. 143.

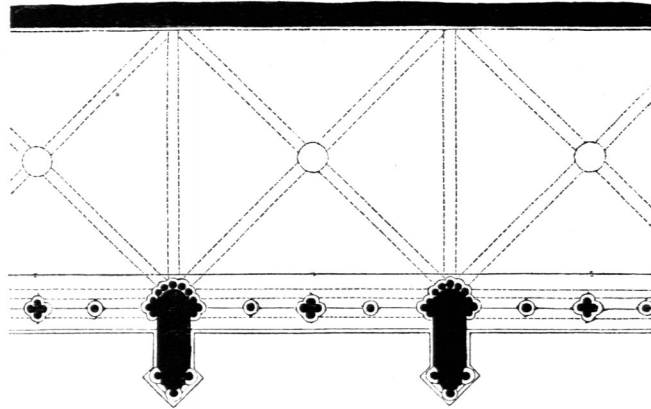
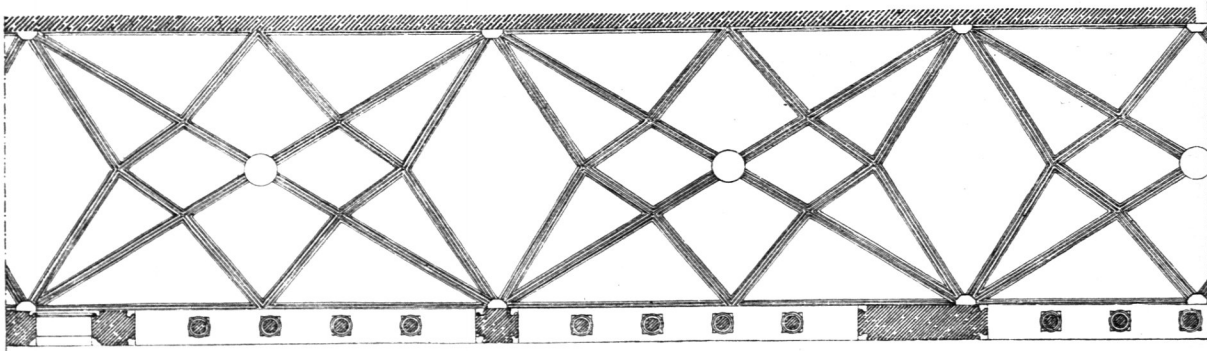
Vom Kreuzgang zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹³²⁾. $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Fig. 144.

Vom Kreuzgang des Franziskaner-Klosters zu Bozen. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Auch im XIV. und XV. Jahrhundert gilt, was wir oben vom XII. gesagt haben. Ein Unterschied zwischen den Gängen in Klöstern und solchen in bürgerlichen Häusern besteht nicht.

Befondere Aufmerksamkeit verdient, wie alle Theile der Marienburg, der Gang vor der Wohnung des Großmeisters (Fig. 145¹³³), weil zwischen den Spitzbogengewölben die horizontal geschlossenen Fenster eine eigene Erscheinung bieten, die

108.
Gänge des
XIV. und XV
Jahrh.

Fig. 145.



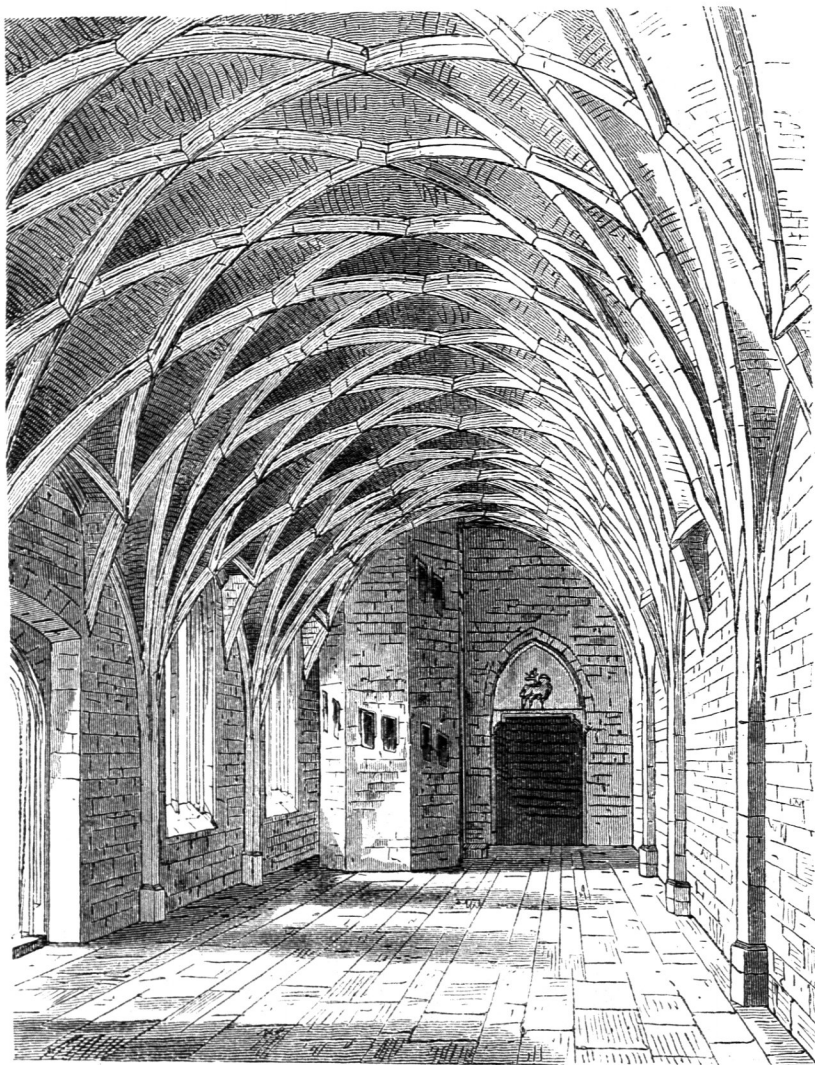
Gang vor der Wohnung des Großmeisters in der Marienburg¹³³).

übrigens auch an Gängen bei den Kirchen vorkommt, so z. B. bei jenem an *St. Severin* zu Cöln. Mit der Entwicklung des Gewölbebaues im XIV. und XV. Jahrhundert nahmen auch hier die Rippen der Kreuzgewölbe jene dünne Form und schlanke Profilierung an, wie sie bei allen Gewölben üblich wurde. Die Hauptgurte wurden ebenfalls schmal,

¹³³) Nach: FRICK, a. a. O. — Auch bei Fig. 145 ist zu bemerken, daß sie nur aus gleichem Grunde, wie Fig. 103 (S. 125) aufgenommen worden ist; in einer etwaigen neuen Auflage wird eine andere Abbildung gegeben werden.

wie die Rippen. Die vortretende Wandgliederung fällt weg, und von ganz kleinen Confolen gehen die Rippen aus. Die Maßwerkfenster erscheinen vollkommen durchgebildet, Anfangs mit einfachen, später mit immer reicheren Verschlingungen im oberen Theile, aber stets mit Falz versehen zur Einsetzung einer Verglasung. So sind z. B. die Gänge der Karthause zu Nürnberg durchgebildet, einfach aber wirkungs-

Fig. 146.



Gang im Kloster zu Maulbronn.

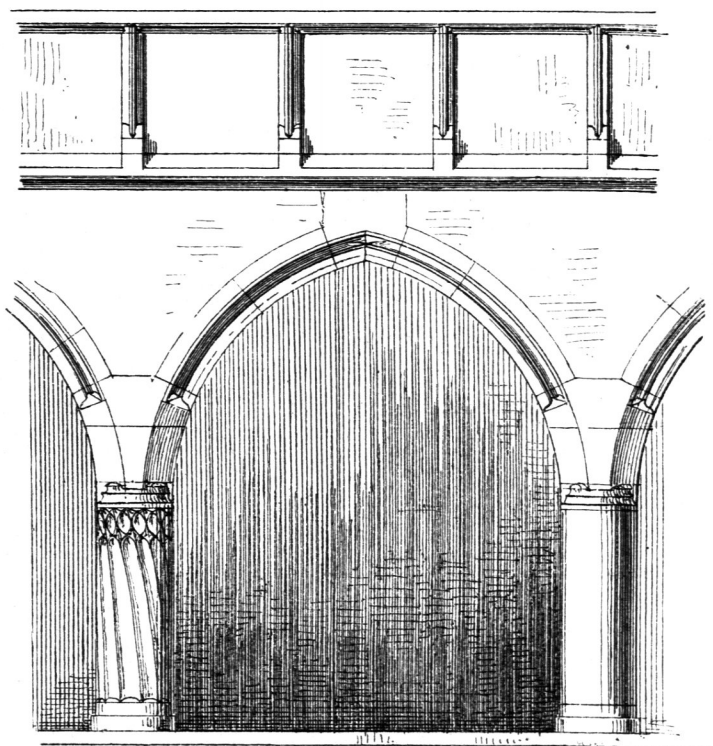
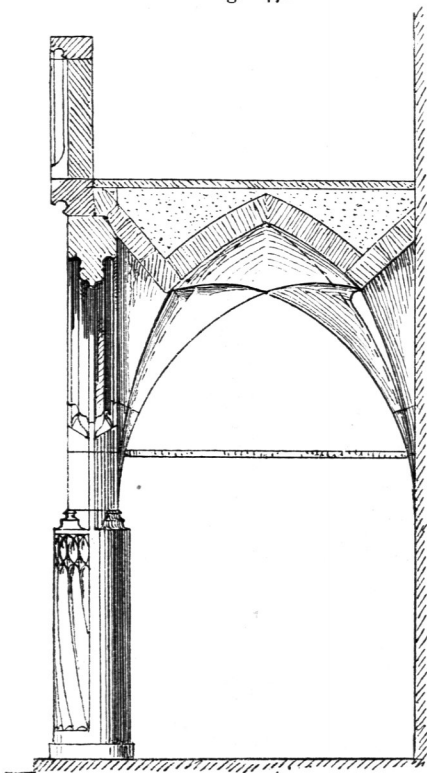
voll in der Erscheinung. Später erhalten die Gewölbe in ihrem Rippenwerke reiche Zeichnungen von Sternen und Netzen (Fig. 144). Die Rippen durchschneiden sich und schneiden sich an der Wand, so wie an etwa vorhandenen kapitelllosen Säulchen und Pfeilerchen an. Das Maßwerk der Fenster nimmt wilde und unorganische Zeichnungen für feine Verschlingungen an; alle Weichheit der architektonischen Linien

schwindet. Wir geben in Fig. 146 als Beispiel eines solch späten Ganges jenen, welcher in Maulbronn öftlich vom Hauptkreuzgange die unter Claufur liegenden Räume in schrägem Laufe mit der Abtswohnung verbindet.

Waren solche Gänge auch in den Klöstern erster Linie nichts Anderes, als die Verbindung häuslicher Räume unter sich, so erhielten sie allerdings etwas Feierliches durch ihre Bewohner und deren Lebensweise. Wenn stillen Schrittes die Mönche, Gebete murmelnd und dem Begegnenden als Gruß ein *Memento mori* zurufend, durch die Hallen wandelten, so gab dies der Erscheinung einen feierlichen Ernst. Wenn die Wände mit religiösen Bildern bedeckt waren, jenen in den Kirchen ganz ähnlich,

Fig. 147.

Fig. 148.



Bogengang im Collegium Jagellonicum zu Krakau.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

wenn das Bild des Gekreuzigten, wenn Figuren der heiligen Jungfrau und anderer Heiligen an allen hervorragenden Stellen in ergreifender Plastik, von brennenden Lichtern oder Lampen umgeben, aufgestellt erschienen und im Anblicke derselben die Klosterbewohner ihre Gebete verrichteten, so erhöhte dies den feierlichen Ernst. Aber der gleiche Fall tritt uns auch im Speisefaal und im Schlaffaal des Klosters entgegen, welche doch dort auch keinem anderen Zwecke dienten, als im Palaste und im Bürgerhaufe. Diese Ausstattung war auch im Mittelalter nicht eigentlich verschieden von jener, welche das Haus zeigte, wenn es überhaupt künstlerischen Schmuck erhielt. Jene Räume sind ja selten, in welchen, wie in Regensburg, Kämpfe oder, wie in Runkelstein, Tänze dargestellt sind. Meistens waren auch in den Häusern religiöse Darstellungen als Schmuck verwendet, und sicher fehlte kaum in irgend einem ein plastisches Kruzifix oder ein Heiligenbild, vor welchem eine Lampe brannte.

Eine religiöse Bedeutung, welche übrigens auf die Architektur derselben gar keinen Einfluss hatte, erhielten die Gänge der Klöster dadurch, daß sie im Anschlusse an die Kirche und Capellen, an den mittleren Hof und den Kapitelsaal als Begräbnisstätten, nicht bloß für die Klosterinsassen, sondern auch für Wohlthäter des Klosters aus dem Laienstande benutzt wurden, daß dem gemäß Grabsteine den Boden und Erinnerungsmale die Wände bedeckten. Aber das Bewußtsein der idealen Verbindung der Lebendigen mit den Todten in der christlichen Kirche war so fest gewurzelt, daß allenthalben die Begräbnisse in den Städten selbst fest gehalten wurden, sogar in den größeren Häusern, in den Palästen und auf den Burgen, wo die Capellen als Grabstätten dienten. Wir haben im vorhergehenden Bande (erste Hälfte) dieses »Handbuches« wiederholt auf die altchristliche, selbst vorchristliche Sitte hingewiesen, den Todten ihre Stätte mitten unter den Lebenden zu bereiten und haben hier nur die Fortdauer jener Sitte unter Anderem auch in den Klostergängen zu finden.

109.
Offene
Gänge um die
Höfe.

Wenn solche Gänge größtentheils in den Klöstern sich finden, so hat dies seinen Grund darin, daß das Bedürfnis und die Räumlichkeiten in bürgerlichen Gebäuden feltener solche Gänge nöthig und möglich machten. Wo dies aber der Fall war, weisen dieselben auch keinen Unterschied von den in den Klöstern vorkommenden auf. Nur war in bürgerlichen Häusern mitunter der freie Verkehr durch den von Gängen umschlossenen Hof so wichtig, daß im Erdgeschosse nicht Fenster, sondern Pfeiler- und Säulenstellungen, den Lauben ähnlich, wie sie im Aeußeren der Gebäude sich finden, vorgezogen wurden. Wir haben im fog. alten Schlosse der Marienburg, wie in einer Reihe von Deutschordensschlössern solche einen viereckigen Hof umgebende Corridore in mehreren Geschossen über einander; unten sind sie offene Pfeiler- oder Säulenhallen; in den oberen Geschossen, wo eine Brustwehr sich von selber ergab, über welcher sich die Fenster erhoben, fehlt nur die klösterliche Ausstattung, um sie zu Klostergängen zu stempeln.

Aehnliche Hallen und Lauben finden sich im Wohnhausbau recht häufig. Wir haben in Art. 79 (S. 92) von Nürnberger Häusern gesprochen, deren Höfe in mehreren Geschossen von solchen umzogen sind. Dort sind es meist verhältnismäßig dünne Säulen, in mehreren Geschossen über einander, in welche die Gliederungen flacher Bogen einschneiden. Im Inneren solcher Gänge ist der Eindruck, welchen der Beschauer empfängt, mit jenem der Kreuzgänge sehr verwandt. Als Beispiel einer

Fig. 149.

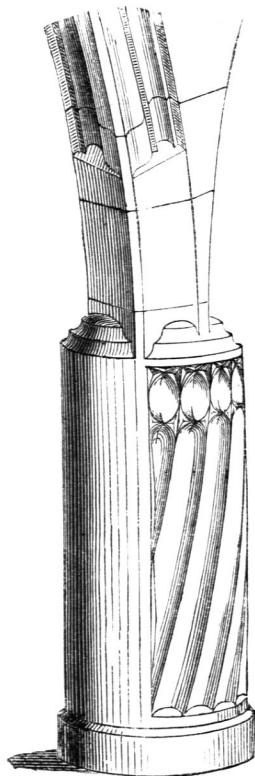
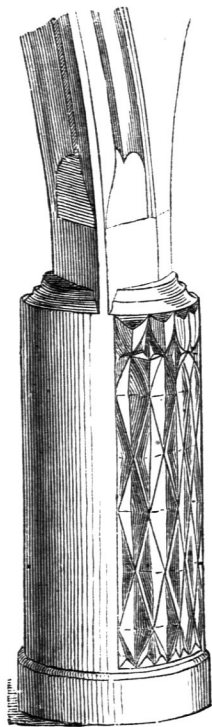
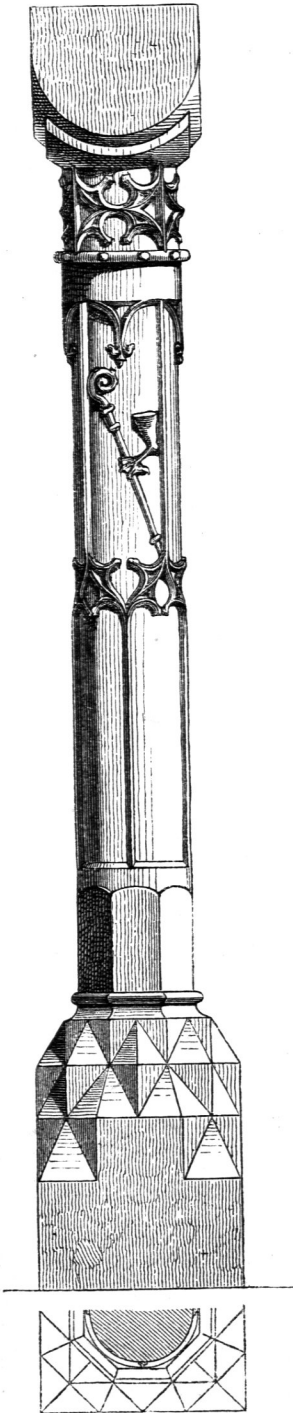


Fig. 150.



Säulen des Bogenganges im *Collegium Jagellonicum*
zu Krakau.

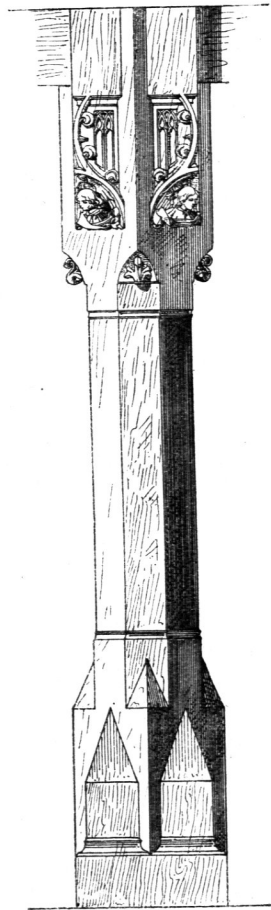
Fig. 151.



Steinfäule
in der Abtswohnung
zu Maulbronn.

$\frac{1}{25}$ n. Gr.

Fig. 152.



Holzpfiler
in der alten Residenz
zu München.

$\frac{1}{25}$ n. Gr.

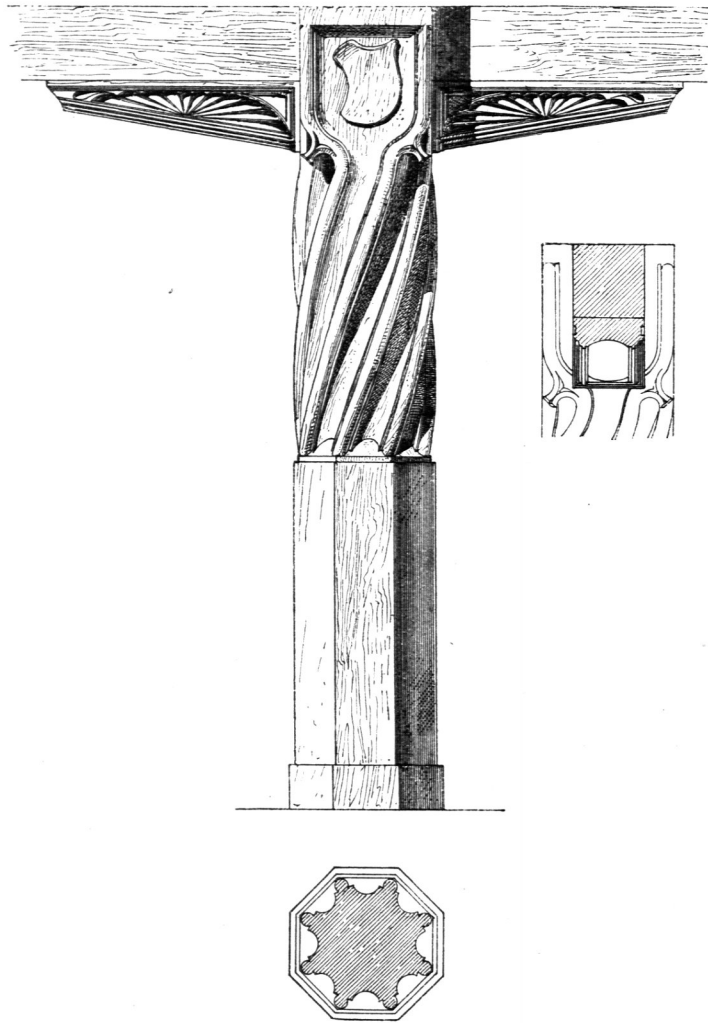
eigenartigen solchen Anlage geben wir, unter Verweisung auf die Grundrisse auf der Tafel bei S. 73 hier in Fig. 147 u. 148 den Bogengang aus dem *Collegium Jagellonicum* zu Krakau wieder und fügen in Fig. 149 u. 150 die perspectivische Ansicht zweier Säulen bei. Bemerkenswerth erscheint nur, daß die kurzen Säulen nicht bloß kein Kapitell haben, sondern daß auch die auf denselben stehenden Bogen nebst ihrer Uebermauerung dünner sind, als die Säulen. Von der Gewölbe-Construction wird in einem folgenden Hefte in Verbindung mit anderen die Rede sein.

Zu den Gängen müssen wir in den eigentlichen Wohnhäusern auch die Flure rechnen, deren manche, so jener in dem Abts-hause zu Maulbronn, den Charakter großer Hallen tragen und, so weit sie nicht gewölbt sind, Holzdecken haben, die auf großen Unterzügen ruhen, welche von steinernen oder hölzernen Säulen getragen werden. Wir geben in Fig. 152 eine der Steinfäulen wieder, welche, mit dem Zeichen des Abtes *Entenfufs* geschmückt, in der von diesem erbauten, eben genannten Abtswohnung sich befindet. Ein Holzpfiler aus der alten Residenz zu München (Fig. 151) giebt ein Beispiel dieser Gattung, welchem wir in Fig. 153 ein zweites aus dem National-Museum zu München beifügen. Die Zahl der erhaltenen Holzpfiler aus dem Schlusse des Mittelalters ist sehr groß.

Man sah im Mittelalter, insbesondere im XII. und XIII. Jahrhundert, die Treppen als einen Behelf an, um in die Höhe zu kommen, wie eben eine Leiter auch. Man stellte kaum an ihre Bequemlichkeit einige Anforderungen; aber man betrachtete sie nicht als einen architektonisch bedeutsamen Theil der Gebäude, welcher in räum-

110.
Treppen-
anlagen.

Fig. 153.



Holzpfiler im National-Museum zu München.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

licher Beziehung besonders auszubilden wäre; man suchte nur möglichst wenig Raum dafür in Anspruch zu nehmen, was jedoch nicht hinderte, diesen meist kleinen Bauwerken eine besondere Sorgfalt der Construction und später mitunter grofse Zierlichkeit der Ausführung zuzuwenden.

Wir haben zwei Hauptgruppen derselben in das Auge zu fassen, solche im Inneren der Gebäude und Freitreppen, welche letztere, als zum Aeußeren der Gebäude gehörend, im folgenden Kapitel zu betrachten sind. Jene im Inneren sind wieder in geradläufige und Wendeltreppen zu unterscheiden. Nehmen wir die Darstellungen zur Hand, welche das vorhergehende und das gegenwärtige Heft uns bieten, so fallen zunächst die Burghürme auf S. 154 u. 155 des vorhergehenden Heftes uns auf, in welchem sich gar keine Treppen befinden, bei welchen also nur eine Leiter durch eine Oeffnung im Fußboden das Aufsteigen ermöglichte. Beim Thurm zu Friefach auf S. 166 jenes Heftes müssen wir ausdrücklich bemerken, dafs

es sich nicht um eine noch erhaltene Treppe handelt, sondern um einen Reconstructionsversuch, weil dort eine andere Treppe gar nicht zu finden ist, auch der Zugang unmöglich mit einer Leiter durch das Gewölbe der Capelle genommen werden konnte, der Raum uns aber für eine Treppe sehr passend angelegt erschien. Im Burghurme zu Trifels (siehe ebendaf., S. 165), welcher ja mit demselben in der Anlage sehr verwandt ist, sind zwei zum I. Obergeschofs emporführende, geradläufige, an den Ecken allerdings gebrochene Treppen vorhanden, eine solche zum Obergeschofs aber nicht zu finden. Aehnlich sind auch die Treppen auf der Niederburg zu Rüdesheim (Fig. 17 u. 18, S. 36 dieses Heftes); im Thurme derselben befindet sich eine Wendeltreppe im Mauerwerk. Solche Wendeltreppen befinden sich auch in den zeitlich wenig verschiedenen Burgen Landskron, Neufcharfeneck (siehe S. 176 u. 177 des vorhergehenden Heftes). Geradezu unbedeutend ist die Treppenanlage im alten Schlosse der Marienburg aus dem XIV. Jahrhundert, wo doch die Ritter in beträchtlicher Zahl zusammenwohnten und wo es unter Umständen wichtig sein konnte, daß sie rasch sich im Hofe sammeln, rasch zu den Vertheidigungswerken am Dachrande auf- und absteigen konnten.

Es war ursprünglich offenbar nur eine schmale Treppe bei *A* (siehe S. 182 des vorhergehenden Heftes) vorhanden, zu welcher aber wohl bald jene bei *B* hinzukam. Auch in der Hochmeisterswohnung ist die Treppenanlage sehr unbedeutend. Eine geradläufige Treppe verband die Wohnung des Hochmeisters mit dem Remter; zwei Wendeltreppen im Mauerwerk, kaum stellenweise durch Schlitzle beleuchtet, führten den Hochmeister und seine Gäste empor, zugleich die Mannschaft auf die Wehrgänge.

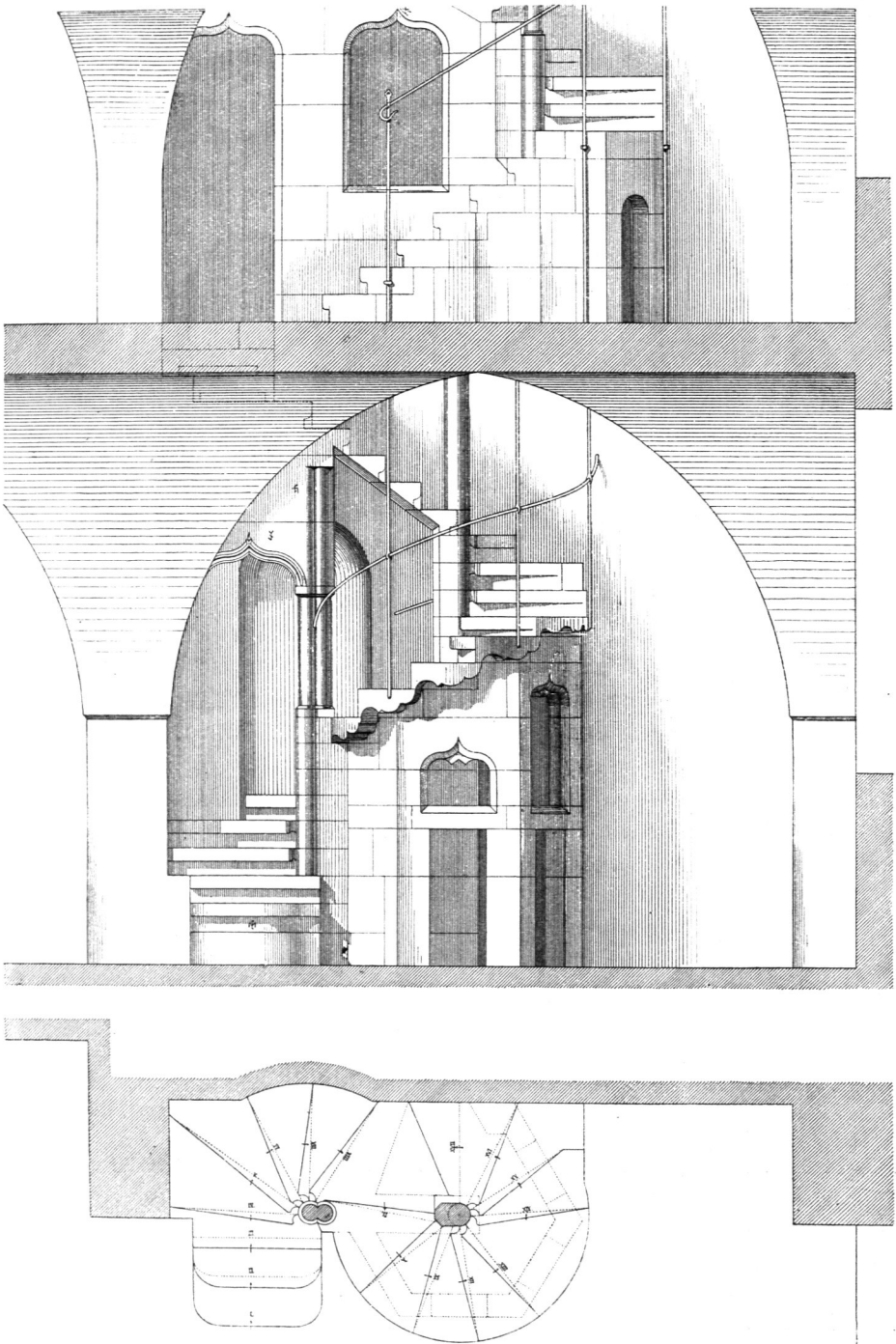
Eben so finden wir beim Schlosse Vayda-Hunyad (siehe ebendaf., S. 140) nur Wendeltreppen als Verbindung angewandt. Die Construction derselben ist bei allen älteren Bauten die denkbar einfachste und der darauf verwendete Raum ein sehr geringer.

Selbst in den Klöstern fehlen bedeutame Treppenanlagen. Erst mit dem XV. Jahrhundert werden sie einigermaßen umfangreicher. Die Hochkönigsburg im Elsass hat an ihrem Palas eine Wendeltreppe von über 3 m lichtigem Durchmesser, außerdem an zwei anderen Gebäuden zwei andere an den *Donjon* angelehnte, nicht unbedeutende Treppen. Auch in den städtischen Wohnhäusern werden die Treppenanlagen um jene Zeit bedeutamer. Die hölzernen Wendeltreppen, welche in den Fluren emporführen, sind meist geräumiger und in Folge der Geräumigkeit auch weniger steil, während jene mit geradem Lauf meist doch auch dann noch recht steil sind. Diese geradläufigen sind häufig auch so eingerichtet, daß nicht, wie dies ja bei dem Nürnberger Hause der Fall ist (siehe die Tafel bei S. 88) ein Lauf über dem anderen an derselben Stelle von Geschofs zu Geschofs führt.

So haben wir auf S. 73 darauf hingewiesen, daß auf der beigegebenen Tafel die Treppe vom Hofe zum I. Obergeschofs, die Galerie durchschneidend, bei *d* liegt, zum II. Obergeschofs aber zwei Treppen bei *e* und *f* weiter führen. Die Treppen im Schlosse zu Trient (Fig. 73, S. 96), welche in den den Hof *B* umgebenden Galerien angelegt sind, führen in jedem Stockwerke an einer anderen Stelle weiter. Auch die Treppen in dem Hause zu Steyr (Fig. 60 u. 61, S. 90) führen nicht unmittelbar über einander in die Höhe.

Die Wendeltreppen sind, wo ein Hof vorhanden ist, meist gegen denselben, mitunter auch gegen die Strafe, in Thürmchen, hinausgeschoben, deren äußere Ausbildung sodann wesentlich zu dem malerischen Reize solcher Hofanlagen beiträgt. Wir sehen solche auf dem Grundrisse der Hochkönigsburg; wir sehen sie zu Pierrefond, in höchst phantastischer und reicher Durchbildung im Hofe der *Albrechtsburg* zu Meissen und anderwärts. Wir werden noch bei Besprechung des Aeußeren darauf zurückzukommen haben. Man legte auch im Inneren der Gebäude versteckte und geheime Treppen an oder solche, die eben nur von einem Raume in den

Fig. 154.



Wendeltreppe im Rathhaus zu Nürnberg.

1/50 n. Gr.

darüber liegenden führten und so einem Jeden unzugänglich blieben, welcher nicht im Raume zu thun hatte. So ist im Rathhause zu Nürnberg die Treppe bemerkenswerth, welche von der Rathstube in das Lochgefängnis und zu den unterirdischen Gängen führt und selbst in der (jetzt noch vorhandenen) Rathstube unsichtbar ist, da der Eingang durch einen Wandschrank maskirt wird. Eine reizende kleine Treppe, in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts von *Beheim* erbaut, führt im ehemaligen Archiv, jetzt Aichamt, von einem Locale in zwei darüber liegende Stockwerke empor. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß sie sich über ihrem eigenen Lauf umdreht und der Austritt in entgegengesetztem Sinne über dem Antritte liegt. Unsere Zeichnung in Fig. 154 macht dies verständlich.

Ueberhaupt gab die Wendeltreppe den Steinmetzen die richtige Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen. Hatte die Spindel nur etwa 35^{cm} Stärke, so liefs sich ein solch reiches Profil von Rundstäben und Hohlkehlen in einer Windung um dieselbe hinauf ziehen, daß sie das Erstaunen des Laien hervorruft; eben so liefs sich, da das Profil zu gleicher Zeit als Handgriff diente, ein ähnliches in die umfassende Wand einhauen. Die Fenster dieser Wand folgen der Schräge der Windung, und wenn dieselben ein reiches Einfassungsprofil hatten, dicht standen, so ergaben sich daraus Steinmetz-Kunststückchen aller Art. Die Kante der Stufen konnte einwärts oder auswärts gebogen werden. Die Unterseite der Stufen konnte profilirt werden, oder es konnte eine einzige, etwa mit Verzierungen bedeckte windschiefe Fläche die Unterseite sämmtlicher Stufen bilden. Es konnten Gewölberippen, welche sich durchschneiden, diese Fläche zieren oder zwischen Wand und Spindel eingespannt werden.

War aber der innere Cylinder des Treppenhauses so weit, daß in der Mitte der Treppe ein Auge, statt der Spindel eine Zarge anzulegen war, auf welcher dann drei oder sechs schlanke Säulchen standen, um den oberen Theil der Zarge zu tragen, so ergab der Blick in diesem Auge in die Höhe ein reizendes Bild, insbesondere wenn dann der Cylinder zu oberst mit einem hübschen Sterngewölbe bedeckt war. Die Fläche der Umfassungswand, so wie die Räume zwischen den Säulchen auf den Zargen boten in der Brüstung schräg aufsteigende Flächen, die sich zur Zeichnung reichen Mafswerkes eigneten; kurz die Steinmetzen konnten ihre volle Kunst zeigen und der Bewunderung sicher fein, und dazu genügte ein Cylinder von 4 bis 5^m lichtem Durchmesser vollständig. Auch konnte eine solche Treppe recht bequem zu begehen sein. War natürlich das Auge weiter, bis zu etwa 1^m, war eine Zarge mit schönen Profilen und mit gegliederten Pfeilern vorhanden, so konnte ein Werk geschaffen werden, genügend des Meisters Namen zu verewigen. Und doch brauchte er weder erfindenden Geist, noch künstlerisches Gefühl. Es bedurfte nichts, als daß er erkannte, welche große Wirkung in der Verwendung der geringen geometrischen Kenntnisse lag, die, durch die Praxis selbst in Regeln gebracht, sich leicht auswendig lernen lassen. Es ist also kein Wunder, daß bei der allgemeinen Nöthigung zur Raumerparung die Wendeltreppen sich großer Beliebtheit erfreuten. Wie viele Freude haben damit die ehrbaren, stolz bescheidenen Meister allem Volke gemacht! Wie viel überwog doch ihre Kunst jene großer Geister, welche die tiefsten Tiefen und höchsten Höhen durchforscht und den Zusammenhang erkannt haben, ohne daß etwa mehr, als ein Famulus eines solchen *Faust* die Gewalt seines Geistes hätte erkennen und bewundern können. Aber ohne selbst Freude an seines Meisters Werken zu empfinden oder Anderen sie beibringen zu können und irgend welchen Nutzen für die Menschheit zu schaffen. Der be-

scheidene Meister schuf, indem er sich an die Tradition hielt, mehr, was viele Menschen erfreute, als große Gelehrte, die sich hoch über Andere erhoben.

In Deutschland war es aber, wie wir soeben gesagt, erst dem XV. Jahrhundert vorbehalten, sich die Freude zu gönnen, eine reicher ausgestattete Treppe zu bauen. In Frankreich war man schon früher dazu gekommen, und die große Prunktreppe, welche *Carl VI.* in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts im Louvre errichtete, zeigte schon damals, welch glänzender Ausbildung die Wendeltreppe fähig war.

Die Zimmerleute wollten mit ihren Holztreppen nicht zu weit hinter den Steinmetzen zurückbleiben, und manche noch erhaltene, schön profilirte hölzerne Spindel, manche Zarge giebt noch heute in Nürnberg und anderen alten Städten Zeugniss von diesem Streben.

c) Die Küchen.

112.
Küchen
im Kloster
zu
St. Gallen.

Die Zubereitung der Speisen, diese Grundlage der Cultur, erforderte von jeher besondere Aufmerksamkeit. Ihr galt der Herd mit feinem Feuer in erster Linie, an welchem man saß oder stand und sich wärmte, zugleich auch die Speisen verzehrte, wenn sie gar waren. So blieb es unter manchen Verhältnissen bis auf heute. Unsere unerschöpfliche Quelle für das Studium der Bauanlagen des IX. Jahrhunderts, der Plan von St. Gallen, zeigt uns in einer ganzen Reihe von Gebäuden ein Quadrat in die Mitte eingezeichnet, welches einige Male als *Focus* oder *Locus foci* bezeichnet wird. Wir können deshalb auch bei den übrigen nicht im Zweifel sein, daß das ähnlich gezeichnete Quadrat oder Rechteck in dem Hause der Rinder- und Pferde-knechte, jenem der Schweinehirten und Anderer vom Klosterpersonal auch deren Herde sind, auf welchen sie eben sowohl ihre Speisen bereiteten, als sich daran wärmten, und wenn im *Domus bubulcorum et equos servantium* Bänke ringsum gezeichnet sind, so zeigt dies, daß die Leute ringsum sitzend in dieser Küche, die den Hauptraum des Hauses bildete, auch ihr Mahl verzehrten. Wir haben allerdings alsdann in diesem Kloster eine ganz beträchtliche Anzahl von Kochstellen; denn außer der eigentlichen Klosterküche ist eine förmliche Küche noch mit einer Reihe von Anstalten verbunden, insbesondere deren zwei mit den beiden Abtheilungen des Spitals an der Ostseite, dann im Hause zur Aufnahme der Reisenden (*Hospites*); weiters aber finden wir in all den verschiedenen Häusern für alle Zwecke des Lebens solche Herde im Hauptraume. Hierzu kommen noch die Anlagen der Bäder, denen noch nach römischer Sitte eine beträchtliche Entwicklung zugewiesen ist und bei deren jedem ein Herd zur Wärmung des Wassers die Mitte einnimmt.

Die Hauptküche des Klosters ist in einem eigenen quadratischen Raume untergebracht, welcher neben dem Refectorium liegt und mit demselben durch einen Gang verbunden ist, dessen gebrochene Linie wohl andeuten soll, daß er mit zwei Abschlüssen versehen ist, um den Küchendunst nicht in das Refectorium eindringen zu lassen; er ist als *Ingressus ad coquinam* bezeichnet; der Raum zeigt vier Säulen, welche, durch vier Durchzüge oder Bogen verbunden, den Schlotmantel als mächtiges Gewölbe trugen. Das Quadrat in der Mitte des Raumes ist nicht als *Focus*, sondern als *Fornax* bezeichnet, ein Beweis, daß es nicht bloß ein offener Herd war. Rings um diesen sind zwischen den Säulen vier tischartige Rechtecke gezeichnet, vielleicht Tische, auf welchen die Speisen zugerichtet wurden. Bänke oder Tische laufen rings um die Wand. Ein Gang verbindet dieses Gebäude mit einem zweiten rechteckigen größeren, welches in mehrere Räume getheilt die Gesamtschrift trägt: *Hic victus fratrum cura tractetur honesta*, während geforderte Inschriften die Bestimmung der einzelnen Räume angeben, wie: *Vernarum repausationes* (Aufenthaltssorte der Sklaven, d. i. der Küchenbediensteten), *Pistrinum fratrum*, *Repositio farinae*. An die Bäckerei schließt sich der Backofen (*Caminus*) an. Die Küche nimmt die Ecke des Hauptgebäudes ein und greift mit ihrem Nebengebäude in die Gebäudegruppe der Handwerkerhäuser hinein. Einer der Räume mit vier Säulen gleich der Küche ist bezeichnet: *Hic fratribus conficiatur cerevisia*.

Aehnlich dürfen wir uns auch die Küchenanlagen der Königspaläste denken, gerade so wie hier, in Verbindung mit einem Oekonomiehofe, mit Vorrathskammern, Kellern, Brauerei, Bäckerei u. f. w. Wie sahen aber die Küchen in den städtischen Häusern aus? Wir können annehmen, daß die Gewohnheiten der Burg und des Klosters für die vornehmeren Elemente der Stadtbevölkerung maßgebend waren, jene der Landbevölkerung für die niederen Schichten der Stadtbevölkerung, daß die letzteren also gar keine Küche hatten, sondern daß im Hauptraume des Hauses, im Flur oder in der Familienstube, der Herd stand, daß dort gekocht und gegessen wurde. Wohl erst ziemlich spät, vielleicht erst im XV. Jahrhundert entstand die gefonderte Küche im Inneren des Hauses. Das Nürnberger Haus auf der Tafel bei S. 73 macht es wahrscheinlich, daß der Raum im I. Obergeschoß oder jener darüber im II., vielleicht alle beide ursprünglich schon Küchen waren, wobei uns die Vorrichtung auffällt, daß man den Herd mit dem Schlotmantel an das Fenster zum Lichte stellte. Aber auch ein Raum im III. Obergeschoß des Hinterhauses ist mit einem Schlotmantel versehen, welcher zeigt, daß hier auch einmal ein Herd gestanden haben muß. Die Küche wechselte wohl je nach den Raumbedürfnissen des jeweiligen Hausherrn.

113.
Küchen
in Palästen
und großen
Häusern.

Beim Adel in den Städten und nach deren Vorgange auch bei den wohlhabenderen Bürgern dürfte es eben so in der Stadt, wie auf der Burg und im Kloster Sitte geworden sein, für die Küche eigene Gebäude im Hofe zu errichten, wenn derselbe Raum bot, welche eben der Größe des Hauses und dem Umfange der Haushaltung entsprachen. In dieser Küche oder in einem daran stoßenden Flur wurde alsdann auch der Tisch gedeckt, und es trug jedenfalls dieser Umstand nicht wenig dazu bei, daß die Küche in vornehmeren Häusern eine architektonische Durchbildung erhielt, welche jener ähnlich war, wie solche die Säle erhielten.

Der Verfasser erinnert sich mit Vergnügen, wie er vor 34 Jahren als Gast beim damaligen Herrn Bischofe von Verona ein vorzügliches Mahl in einer Halle einnahm, welche eine von Marmorsäulen getragene Abtheilung der noch mittelalterlichen Küche bildete, und wie die Tafel so gestellt war, daß der Blick des Hausherrn stets auf dem Herde ruhte und sein Haushofmeister und Secretär vom Tische aus dem Küchenpersonal Winke und Anordnungen zukommen ließen, während die Gäste sich an der Zubereitung der Speisen und der Geschäftigkeit in der Küche erfreuen konnten. Hoffentlich besteht diese schöne Küche und die mittelalterliche Sitte, in ihr das Mahl einzunehmen, noch heute! Man sagte damals, daß in dem bischöflichen Hause nur eigentliche Festmahle im Saale des Hauses genommen würden.

So mag es auch in Deutschland in vornehmen Häusern gehalten worden sein. In Cöln hat sich bis auf den heutigen Tag, oder eigentlich bis zum Augenblicke, wo mit der Stadterweiterung moderne Bauanlagen Platz griffen, gerade in den kleineren, den eigentlichen Familienhäusern, die Sitte erhalten, trotz der Kleinheit der Höfe, ein eigenes kleines Küchengebäude im Hofe zu errichten und dasselbe mit einem kleinen Speisezimmer, welches schon im Hause lag, durch einen ebenfalls kleinen Gang zu verbinden, wenn nicht die Küche vorgeschoben war und bloß eine Glaswand sie vom Speisezimmer trennte. Offenbar ist diese Sitte zuerst in den größeren Häusern heimisch gewesen, wo vorher eine Küchenanlage, jener von Verona ähnlich, Raum fand, und von diesen in die kleineren übergegangen, in welchen vielleicht ursprünglich gar keine Küche vorhanden war, sondern im Familienzimmer, wo gespeist wurde, auch die Zubereitung der Speisen stattfand.

114.
Cölnisches
Bürgerhaus

Was die architektonische Ausbildung der Küchen betrifft, so giebt jene von St. Gallen mit ihrem quadratischen Raume und ihren vier Säulen zum Tragen des Schlotmantels den Grundgedanken auch der späteren an. Es sind uns mehrere erhalten, welche statt quadratisch auch polygon oder rund angelegt sind. Allenthalben

115.
Mannigfaltig-
keit
monumentaler
Ausbildung.

bildet aber der auf Säulen ruhende Schlotmantel den Mittelpunkt. *Viollet-le-Duc* weist uns einige sehr schöne und im Grundriss mit polygonalen Capellen ähnliche Küchen in dem betreffenden Artikel seines oft erwähnten »*Dictionnaire*« vorzuführen.

d) Die Hauscapellen.

116.
Allgemeines.

Zum mittelalterlichen Leben war die regelmässige Andachtsübung so nothwendig, wie das tägliche Brot. Im bescheidensten Hause war ein Winkel mit einem Heiligenbilde, welches zum Beten einlud, in jedem nur einigermaßen grossen eine Capelle. Diese Capellen wurden um so grösser und um so reicher ausgestattet, je mehr es der Besitzer vermochte. In Palästen und Burgen waren deren oft mehrere, so viel eben in der Burg Leute wohnten, welche eine eigene grosse Wohnung hatten, also ihre eigene Capelle brauchten. Diese Hauscapellen nehmen in der Geschichte der Baukunst eine eigene Stellung ein, und wenn sie auch vielfältig vom Kirchenbau abhängig sind und sich mit demselben entwickelten, so sind doch auch wieder ganz eigenthümliche Verhältnisse für sie massgebend, weil sie nur ausnahmsweise eigene Gebäude einnehmen, sondern meist inmitten der übrigen Wohnräume an einem schicklichen Platze lagen. Wo sie ein eigenes Gebäude, etwa einen Thurm, ausfüllen, wie auf manchen Burgen, sind oberhalb und unterhalb derselben andere Räume angeordnet, zum Theile ganz profaner Art, wie Magazine oder die Wehrplatten, zur Abwehr des Feindes. Mitunter reducirt sich die Capelle auf ein Chörchen, welches einem Saale angefügt ist, in welchem sich das Leben in seiner eigenen Weise oft recht weltlich abwickelte. Die eigentlichen Hauscapellen waren zwar als Andachtsstätten der gesammten oder einzelner Hausbewohner geheiligte Räume; aber Kirchen im öffentlichen Sinne waren sie nicht; es konnte in ihnen nicht jede kirchliche Handlung vorgenommen werden, sondern nur eben jene, welche allenthalben stattfinden konnten, oder solche, zu denen von Fall zu Fall die besondere Genehmigung der dazu berechtigten kirchlichen Organe erteilt wurde, welche sie für diesen Fall gewissermaßen zu einer Filiale der zur Handlung berechtigten Pfarr- oder bischöflichen Kirche erklärten.

Die Anzahl der uns erhaltenen Capellen dieser Art ist eine recht grosse. Zum Theile müssen wir hierher selbständige Kirchen rechnen, von denen wir nur eben nicht mehr wissen, dass sie einst die Bedeutung einer Hauscapelle hatten. So mögen insbesondere derartige Gebäude, welche neben grossen Kirchen stehen, theilweise Hauscapellen von bischöflichen Palästen, von Stifts-Curien und ähnlichen Anlagen gewesen sein. Vom Münster zu Aachen, wie von der *Sophien*-Kirche zu Constantinopel wissen wir ja, dass sie Palast-Capellen waren. Indessen sollen Anlagen dieser Art hier nicht behandelt werden. Es soll hier nur von solchen Capellen die Rede sein, welche sich im Inneren von Gebäuden befinden, die im Ganzen doch profane Bedeutung haben. Es bleiben uns auch deren noch immer eine genügende Anzahl, wenn wir auch alle jene Palast-, Burg- und Hauscapellen ausschliessen, welche als eigene selbständige Gebäude einem grösseren Complex einverleibt sind, wie z. B. die Capelle zu Vayda-Hunyad (siehe Fig. 79, S. 140 des vorhergehenden Heftes), jene des Kölner Rathhauses etc.

117.
Capellen
mit
vorspringendem
Chörlein in
Burgtürmen.

Es kann sich nicht darum handeln, wenn wir auf die Hauscapellen im engeren Sinne zurückkommen, die älteste dieser Capellen nachzuweisen. Das vorige Heft bildet mehrere Burgen ab, welche dem Schlusse des XII. Jahrhunderts entstammen und in denen sich solche Capellen befinden. So zeigt der Trifels in Fig. 37 (S. 77)

an seinem Thurme ein ausgeladenes Chörchen, welches von der Capelle herrührt, die in Fig. 104 u. 106 (S. 165) in Grundriss und Durchschnitt erscheint; eben so lassen Fig. 108 u. 109 (S. 166) jenes Heftes die zwei Durchschnitte einer Capelle im Burghurme zu Friefach erkennen. Es ist überraschend, daß wir eine solche nicht auf der Niederburg zu Rüdesheim fest stellen können. Sie mag im ältesten Bau, dem nicht mehr vorhandenen oberen Theile des Thurmes sich befunden haben. Das vortretende Chörlein der Burg Landsberg (Fig. 70, S. 128) dürfte wohl bloß einen Altar am Saale des Palas enthalten haben. Ganz ähnlich, wie an diesen Burgen, war eine vor Kurzem erst abgetragene Capelle des Kamperhofes in Köln¹³⁴⁾, deren Bau ehemals wohl auch noch ein oder zwei Stockwerke höher war und den Thurm einer Burg in der Stadt bildete, in welchem die Capelle gerade so ein Gefchoß einnahm, wie auf dem Trifels, in Friefach u. a. O.

Alle diese Capellen sind gewölbt, haben theilweise nur ein, theilweise zwei durch Gurtbogen getrennte Kreuzgewölbe von bedeutenden Abmessungen; an der Ostseite ist eine kleine Apside. In Friefach hat ein späterer Umbau stattgefunden; ein großes spitzbogiges Fenster steht hinter dem Altare, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß an dessen Stelle ursprünglich ebenfalls solch ein Chörlein bestanden habe. Die Capelle des Trifels interessiert uns deshalb noch besonders, weil in ihr zeitweilig die Reichskleinodien aufbewahrt wurden und in dem mit einem Kamine versehenen Vorzimmer der sie bewachende Geistliche seine Wohnung hatte. Die Capelle zu Friefach zeigt noch die Reste schöner alter Wandmalereien des XIII. Jahrhunderts, so wie an der Nordseite zwei Thüren, welche in das Freie führten, also ehemals nach einem Wehrgange, der aus Holz außen angelegt war, so daß auch die Capelle bei einem Angriffe von der Nordseite her, dem Charakter des ganzen Thurmes entsprechend, zur Vertheidigung mitzuwirken hatte.

Eine eigene Stellung nimmt die Capelle an der Ostseite des Palas der Nürnberger Burg ein. Sie ist zwar in einem eigenen Gebäude untergebracht; aber sie steht, wenn auch der Zugang zur unteren Capelle nur von außen, und zwar sogar außerhalb der inneren Umfassung, genommen ist, doch in ihrem oberen Gefchoß in unmittelbarer Verbindung mit dem unteren Saale des Palasbaues, dem Mannschaftsaale, aus welchem ein förmliches Portal zu ihr führt, während aus dem oberen Saale, dem Gerichts-, Regierungs- und Festsaale, eine Thür nach einer Empore geht, von welcher man in die Capelle hinabsehen und am Gottesdienste theilnehmen konnte. Der Chor dagegen liegt in einem Thurme, dessen obere Gefchoße allerdings in anderer Weise ausgeführt sind, als der untere Theil, so weit er den beiden Capellen angehört. Wenn nicht die Lage dieses Thurmes darauf hindeutete, daß ein solcher dort zur Vertheidigung der Burg von vornherein nöthig war, so würde man zu glauben berechtigt sein, daß der ganze Aufbau erst später erfolgt und die gesammte Capelle mit viereckigem Chor ohne Apside doch unter die selbständigen Bauten falle. Im Wesentlichen ist es ja auch bedeutungslos, in welche Kategorie wir diese Capelle einreihen. Sie ist eine der von den neueren Schriftstellern als »Doppelcapellen« bezeichneten und hat als solche auf besondere Aufmerksamkeit Anspruch. Wir können aber deren eigentliche Bedeutung doch nur

118.
Doppel-
capellen.

¹³⁴⁾ Siehe: Köln und seine Bauten etc. Köln 1888. S. 80, Fig. 59. — Die Capelle ist auch von *Reichensperger* beschrieben und in Abbildungen herausgegeben in: Bock, F. Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Köln und Neufs.

bei Betrachtung des Kirchenbaues fest stellen und brechen daher die Betrachtung hier ab, um sie im folgenden Hefte wieder aufzunehmen.

119.
Capellen
auf den
Kreuzfahrer-
burgen.

Dafs die Hauscapellen bei den Kreuzfahrerbauten, insbesondere bei jenen der Ritterorden, eine bedeutende Rolle spielten, scheint selbstverständlich, so dafs mitunter die Frage wieder auftritt, wo eigentlich ein solcher Bau einzureihen ist. Das Schlofs Chastel-Blanc hat einen grofsen Hauptthurm, dessen gesamtes Erdgeschofs eine mächtige Capelle einnimmt (Fig. 155¹³⁵), deren beträchtliche Höhe den Eindruck hervorbringt, als sei der ganze Bau eben ein Capellenbau; und doch ist die grofse Höhe nur um deswillen angeordnet worden, dafs der Thurm die nöthige Höhe erhalte und die Wehrplatte hoch genug liege. Auf der Capelle ist ein zweischiffiger Raum mit Kreuzgewölben angelegt, der eben sowohl als Schlaffaal der Ritter, wie als Palashalle angesehen werden kann, da er z. B. gröfser, als jener zu Nürnberg ist. Darüber ist dann die Wehrplatte. Unter der Capelle liegt die Cisterne. Aehnlich mag auch der untere Raum des Burghurmes zu Giblet¹³⁶) als Capelle gedient haben, ähnlich der mächtige Hauptthurm der Templerburg zu Tortosa¹³⁷), dessen Herrlichkeit *Wilbrand von Oldenburg* im Jahre 1211 rühmt, wenn wir allerdings aus den mächtigen Böschungen am Fusse auch schliessen möchten, dafs die jetzigen Reste nicht mehr jenem von *Wilbrand* gesehenen Thurme angehören, sondern dafs der jetzige Bau erst im XIII. Jahrhundert errichtet ist, weil die Templer ihren gröfsten Reichthum doch erst damals befafsen und bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts Tortosa halten konnten, welches einer der letzten Punkte war, die im Orient verlassen werden mußten. In der Johanniter-Burg Krak¹³⁸) liegt die Capelle in einem rechteckigen Thurme, welcher durch leicht abgeschnittene Ecken von den übrigen unterschieden ist und der inneren Vertheidigungslinie angehört (siehe den Raum *H* in Fig. 54, S. 108 des vorhergehenden Heftes). In der Deutschordensburg Starkenberg dürfte sie auch im Hauptthurme gelegen haben (siehe den Raum *D* in Fig. 53, S. 106 ebenda.). Die beträchtliche Gröfse aller dieser Capellen steht mit der grofsen Befatzung einerseits, mit den Verpflichtungen der Ritterorden andererseits in Verbindung; dann aber mag allenthalben mit diesen Burgcapellen die Eigenschaft einer Pfarrkirche für die Befatzung verbunden gewesen sein, was ja auf den europäischen Burgen nicht zutrifft, wo stets aufserhalb der Burg die Pfarrkirche lag, wenn sie nicht in die äufsere Umfassung einbezogen war, wie zu Nürnberg die *Walpurgis*-Capelle auf dem ersten Plateau, zu Friefach die *Peters*-Kirche, oder wo die Burgbewohner zur Pfarre der nächsten Ortschaft gehörten.

120.
Capellen
in deutschen
Bürgerhäusern.

Fahren wir mit Uebergang so mancher anderen Capelle, welcher wir Neues nicht entnehmen können, mit der Betrachtung der in Deutschland vorhandenen Hauscapellen fort, so wenden wir uns zunächst dem Chörchen des Nürnberger Rathhausaaes zu. Es ist unseres Wissens nicht bekannt, dafs je eine andere Capelle dort im Hause gewesen. Es ist also in der That nicht zu verwundern, dafs man einstweilen im Saale diesen Altarbau errichtete, welcher wieder nach der alten Tradition in einem ausgebauten Chörchen seine Aufstellung fand. Es ist dies Chörchen übrigens das einfachste in der gesamten Reihe der Hauscapellen, was uns, da wir uns nun einmal die Nürnberger nicht anders denken können, als ihre Zeit-

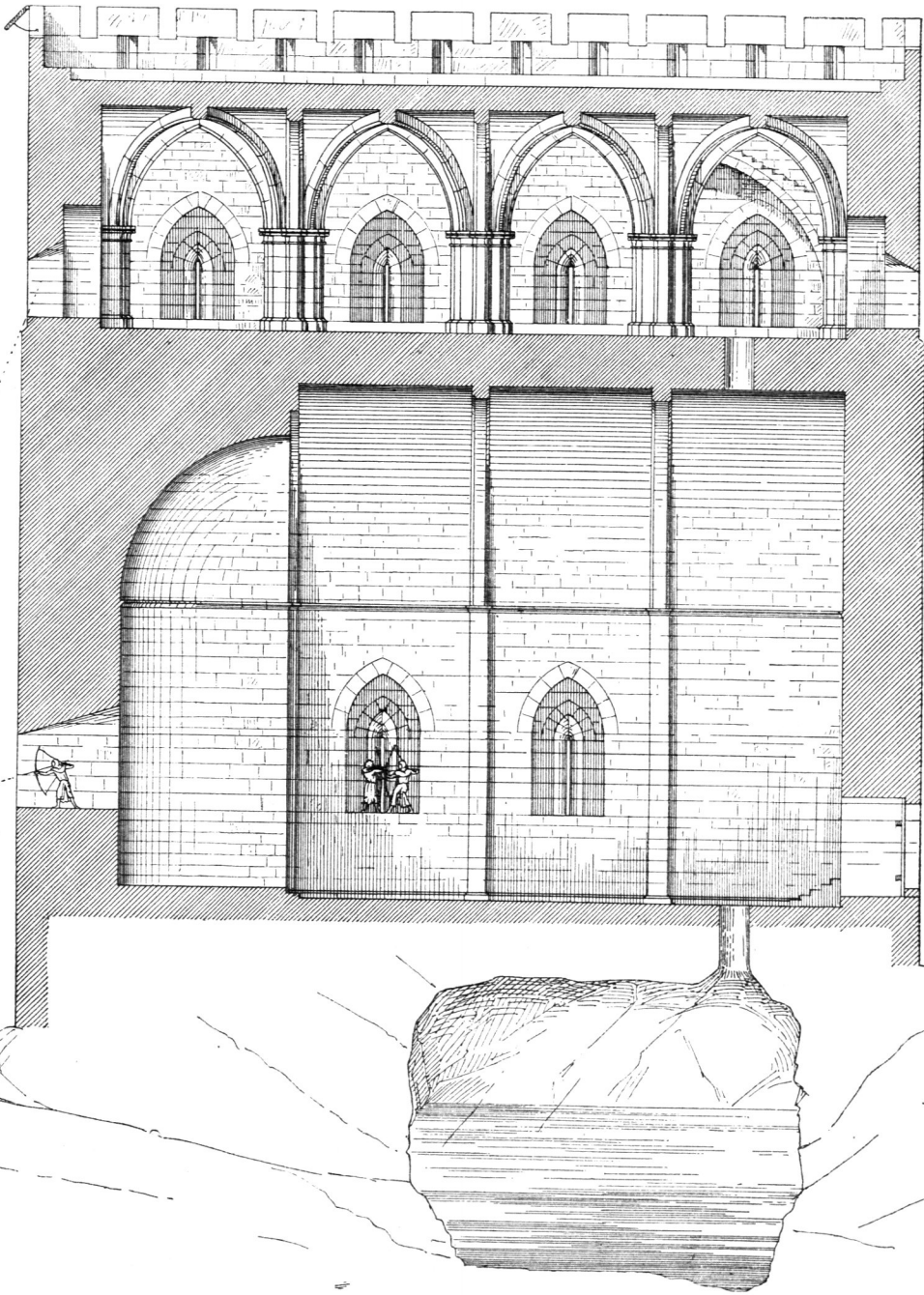
135) Nach: REY, G. *Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie et dans l'île de Chypre*. Paris 1871. S. 85 u. Taf. X.

136) Siehe Fig. 97 bis 99 (S. 160) im vorhergehenden Hefte dieses „Handbuchs“.

137) Siehe ebenda., Fig. 51 (S. 103).

138) Siehe ebenda., Fig. 54 u. 55 (S. 108 u. 109).

Fig. 155



Palas und Capelle im Schloß Châtel-Blanc 135).

 $\frac{1}{250}$ n. Gr.

genossen, zu der Ueberzeugung bringt, daß auch der Bau einer Rathscapelle von Anfang an hier gerade so beabsichtigt war, wie ein Thurmbau, in welchem sie vielleicht ihren Platz finden sollte. Indessen sind ja dies Alles rein theoretische Fragen, und eine Capelle, die nicht gebaut wurde, von der wir keine Zeichnungen, noch Mittheilungen haben, hat auch in der Kunstgeschichte keinen Platz. Wir haben nur das einfache Chörchen mit feiner schlanken Gestalt, mit geringem Vorsprung, mit der einfach gegliederten Vorkragung und dem steinernen Dache mit außerordentlich schlichter Erscheinung in die Reihe der Hauscapellen einzutragen.

121.
Capellen
auf dem
Schloß
Carlstein.

In den wenigen Worten, welche wir in Art. 60 (S. 65) dem Cölner Rathhause gewidmet haben, ist gesagt, daß wir die ursprüngliche Ostseite gegen den alten Markt, jene des XIV. Jahrhunderts, uns ähnlich, wie die Ostseite des Nürnberger Rathhauses denken. Vielleicht war das Chörchen gerade so schlicht und einfach, wie das Nürnberger, weil ohne Veranlassung gewiß der Umbau der Façade und des Chörchens im Beginne des XVI. Jahrhunderts nicht erfolgt ist und damals, als das Rathhaus seine geforderte schöne Capelle längst hatte, zur Neuanlage eines Chörchens kaum eine Veranlassung war, während die Erneuerung einer alten selbstverständlich war.

Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die verschiedenen Capellen auf dem Schloße Carlstein in Böhmen, weil offenbar *Carl IV.* um zweier derselben willen die ganze Burg erbaut hat.

Auf S. 138 des vorhergehenden Heftes ist in Fig. 78 der Grundriß der Burg gegeben und auf die Eigenthümlichkeit der Anlage hingewiesen, auf das Vorhandensein zweier Hauptthürme *N* und *S*. Es ist zugleich gesagt, daß die Burg weder die Gegend beherrschen, noch sie vertheidigen, daß sie vielmehr eine Art Gralsburg darstellen sollte, um die Reliquienschatze und die Hoheitszeichen des Kaisers aufzubewahren, der ja in erster Linie König von Böhmen war. Danach gruppirten sich denn auch seine Schätze in zwei Theile: den böhmischen Königschatz, so wie die Reliquien und Insignien des heiligen römischen Reiches, so ziemlich das einzige Ehrfurcht Gebietende, was von letzterem übrig geblieben war. Diese beiden Schätze waren in den Capellen untergebracht, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die unter *N*, welche mit der Wohnung des Kaisers verbunden war, den böhmischen Krönungsschatz enthielt, die obere *S* den römisch-deutschen, welcher ja ideal viel höher stand, aber doch eigentlich keine reale Bedeutung mehr hatte; denn als König von Böhmen konnte sich *Carl* gestatten, bei der unteren, der *Marien*-Capelle, im ersten *Donjon*, ein Collegiatstift zu errichten, das aus einem Dechanten, vier Chörherren und fünf Choralisten, also zehn Geistlichen bestand, während die heil. Kreuzcapelle im oberen Burgturme das ideale, aber nichts kostende Privilegium erhielt, daß an ihrem Altare außer dem Dechant der Carlsteiner *Marien*-Capelle nur Bischöfe die Messe lesen durften. Es ist auch charakteristisch, daß außer dem Burggrafen nur 20 Krieger neben den 10 Geistlichen die Besatzung bildeten und daß 22 Lehensträger der umliegenden Güter im Falle einer Gefahr sich zur Vertheidigung der Burg einzufinden hatten. Dem Umstande, daß die Collegiat-Capelle entsprechend dotirt war, ist es zuzuschreiben, daß sie sich stets als kirchlicher Raum im Gebrauche erhalten hat, daß sie dadurch aber die Wandlungen des Zeitgeschmackes mitmachen mußte und so ihre ursprüngliche Ausstattung verloren hat und der Thurm in den oberen Gefchoßen abgetragen, gar nicht mehr den Charakter eines solchen hat, während die obere, die heil. Kreuzcapelle, bedeutungslos geworden, seit *Sigismund* etwa 70 Jahre nach Erbauung der Burg den Reichskleinodien eine andere feste Heimath gegeben, in altem Zustande verblieb, wie sie *Carl* in der Mitte des XIV. Jahrhunderts ausgestattet hatte.

Aber auch eine dritte Capelle befindet sich noch auf der Burg, die eigentliche Stätte der häuslichen Andacht des Kaisers.

122.
Capellen
in
Prag und
Nürnberg.

Von hervorragender Bedeutung ist wieder die Capelle im Rathhause zu Prag, ein oblonges, an einen größeren Raum anstoßendes, in der Breite drei und der Tiefe nur ein Kreuzgewölbe enthaltendes Schiff, an welches sich ein fünfseitiges Chörlein mit fünf gothischen Fenstern und dem gewöhnlichen Chorchlußgewölbe anlehnt, das aufsen von einem viereckigen Pfeiler getragen, auf einer Auskragung ruht und so die alte Tradition dieser Chörchen fortsetzt.

Noch ein zweites solches von recht beträchtlichen Dimensionen befindet sich am Carolinum zu Prag, einem gänzlich modernisirten Gebäude, von welchem nur eben noch der mittelalterliche Chor der Hauscapelle geblieben ist.

Schon in Art. 80 (S. 86) war von der Capelle die Rede, welche im *Schlüsselfelder'schen* Hause zu Nürnberg sich befindet, ein flach gedeckter Raum, welcher zwischen Saal und Capelle in der Mitte steht, an dessen Ostseite auf einer Vorkragung das schöne, in Fig. 58 (S. 86) sichtbare Chörchen zwischen zwei Maßwerkenfenstern sich befindet, welche in ihren Spitzbogen Kirchencharakter tragen. Diese Spitzbogenfenster sind zwar in unserer Zeit in solche mit geradem Sturze umgewandelt worden; aber abgesehen davon, daß *Heideloff* sie noch gesehen, kann man auch jetzt noch, wenn nicht gerade wieder alle Fugen frisch verstrichen und vertüncht sind, deren Contouren erkennen und sehen, daß sie von verschiedener Größe waren. Das Chörchen steht auf einer außergewöhnlich zierlichen Vorkragung, hat in den Fensterbrüstungen Reliefschmuck und auf der Dachspitze eine Laterne, in die man von dem darüber befindlichen Wohnraume aus ein ewiges Licht stellen konnte, welches für den Friedhof der *Lorenz-Kirche* als Todtenleuchte galt.

Noch ist in Nürnberg das Chörchen der Hauscapelle des Sebalder Propsthofes erhalten, welcher gegenwärtig als Pfarrhaus der *Sebaldis-Kirche* dient. Heute schließt sich ein Wohnzimmer an; ehemals dürfte wohl eine förmliche Capelle vorhanden gewesen sein. Auch am alten Lorenzer Pfarrhof war ein ähnliches Chörlein, im Hofe gegen Osten gerichtet, vorhanden, welches nach Abbruch des Gebäudes und feinem Umbau durch *Heideloff*, wenn auch etwas umgestaltet, unter Verwendung der noch brauchbaren alten Theile, nach Norden sehend, wieder aufgebaut ist. Unter der großen Zahl sonstiger Hauscapellen des XV. Jahrhunderts in Nürnberg nennen wir nur jene, welche im Eckhause der heutigen Adlerstraße und des Hörmannsgäßleins sich befand, welche aber, vor etwa 20 Jahren, vom damaligen Besitzer herausgenommen und verkauft, auf der Wartburg wieder aufgestellt worden ist. Ihre Wände waren in der oben beschriebenen einfachen Weise ganz getäfelt, jedoch vollständig bemalt, und zwar trug jedes Füllungsbrett zwischen zwei Leisten das Bild eines auf einer Console stehenden Heiligen. Die Decke war tonnengewölbförmig gebildet und blau mit Sternen. Das Chörchen, welches nach dem Hofe hinaustrat, war gleichfalls ganz aus Holz gebaut und dem gemäß auch mit einem Holzgewölbe versehen. Es befanden sich noch in mehreren Häusern der Stadt kleinere, theilweise gewölbte Hauscapellen, Räume, die einen gangartigen Charakter hatten, ohne ausgesprochenen Altarraum. Aehnliche gewölbte und ungewölbte Capellen befanden und befinden sich noch anderwärts.

Allen Beispielen, welche wir angeführt haben, giebt die Richtung nach Osten ihren bestimmenden Charakter. Diese Orientirung liefs sich jedoch nicht allenthalben für die gesammte Capelle fest halten; da nahm man denn keinen Anstand, den Altar an die Langseite zu stellen, so daß der Geistliche, wenn er am Altare stand, gegen Osten gerichtet, die Messe lesen konnte. So giebt das öfter citirte Buch »Köln und seine Bauten etc« (S. 106, Fig. 84) die innere Ansicht der Capelle vom Hause *Schiederich*, wo der Altar nicht im Hintergrunde des länglichen Raumes, sondern in einer Nische am Ende der Langseite steht.

Im Thurme zu Perchtoldsdorf bei Wien¹³⁹⁾ ist das I. Obergeschoß als Capelle angelegt, mit reicher Dienstgliederung in den Ecken versehen, aus der sich ein Stern-

123.
Capelle
zu
Cöln.

124.
Capellen
zu
Perchtoldsdorf
etc.

¹³⁹⁾ Siehe die Tafel bei S. 189 im vorhergehenden Hefte dieses »Handbuches«.

gewölbe erhebt, welches den quadratischen Raum bedeckt. Eine mit einem Netzgewölbe bedeckte rechteckige Nische in der Mauer gegen Osten mit einem zweitheiligen gothischen Maßwerksfensterchen dient zur Aufnahme des Altares. Ein Eingang von außen führt zum I. Obergeschoß, also zur Capelle empor, durch welche man hindurch gehen muß, um durch eine Wendeltreppe in der Ecke in die oberen Wohngefchoße des Thurmes zu gelangen. Die gemalten Weihekreuze zeigen, daß die Capelle vorschriftsmäßig kirchlich geweiht wurde, was wohl nur bei den wenigsten Hauscapellen wirklich geschehen sein dürfte.

Dann wollen wir noch die Hauscapelle an der Abtswohnung zu Maulbronn nennen, weil dort das Chörchen nicht gegen Osten, sondern gegen Norden gerichtet ist. Es konnte indeß immerhin der Altar drinnen an der Seite stehen und so seine Richtung nach Osten haben, wie es einmal für jeden Altar kirchliche Vorschrift ist, wenn solche auch seit dem Schlusse des Mittelalters nicht mehr allenthalben eingehalten wird.

Wir schließen die Betrachtung der Hauscapellen, indem wir noch einmal auf die Tafel bei S. 73 hinweisen, in welcher das Chörchen von der Aula des *Collegium Jagellonicum* zu Krakau erscheint, dessen einfache Gestalt uns weitere Beschreibung erspart.

Wir haben in diesen vorangehenden vier Abtheilungen die Betrachtung der wichtigsten Anlagen erschöpft, die als selbständige Theile im Inneren des Hauses auftreten. Es wäre nun zwar noch manche, vielleicht unscheinbare Anlage zu betrachten, wie Keller, über welche sich eine ganz interessante Studie schreiben ließe, die Aborte, denen schon im St. Galler Plane eine sehr große Sorgfalt zugewendet ist, wo sie als *Necessaria* bezeichnet sind. Wir müssen, so sehr wir das Wort *Necessaria* in Ehren halten, doch Angesichts des knappen Raumes darauf verzichten.

7. Kapitel.

Die äußeren Theile der Gebäude.

126.
Allgemeines.

Nachdem wir uns darauf beschränken mußten, nur einzelne Gebäudegattungen mit Uebergang so vieler anderer zu betrachten, und nicht einmal Raum hatten, den städtischen Wohnhausbau nach seiner gesammten localen Verschiedenheit den Lesern vorzuführen und die große Mannigfaltigkeit, die sich in den localen Gruppen ausgebildet hat, nur durch Vorführung der wichtigsten Typen andeuten konnten, so läge allerdings der Gedanke nahe, bei Betrachtung der Elemente, aus welchen sich das Äußere der Gebäude zusammensetzt, jene der Gruppierung einzelner Theile und einzelner halb selbständiger Gebäude zu einem Ganzen an die Spitze zu stellen. Indeß würde dies nichts Anderes bedeuten, als eben doch aus den verschiedenartigen Zwecken, denen die Gebäude dienen, und den verschiedenen Lebensgewohnheiten der Insassen die verschiedene Form der Anlagen herzuleiten, was ja doch in den vorausgehenden Kapiteln der Hauptsache nach geschehen ist. Es ist jedem aufmerksamen Leser dieser Kapitel, wie des vorhergehenden Heftes bei Betrachtung der Illustrationen klar geworden, daß man nirgends nach äußerlichen, etwa nach rein künstlerischen Gesichtspunkten die Hauptanordnung der Gebäude bestimmt hat,

fondern dafs die Gruppierung ftets aus der Sache felbft, d. h. in jedem einzelnen Falle aus den befonderen in Betracht kommenden Fragen fich ergeben hat. Daher denn auch die grofse Mannigfaltigkeit der Erfcheinung. Jedes Gebäude ift ein felbftändiges Individuum, nicht ein nach einer Schablone gefchaffenes Werk, und wenn mehrere Gebäude, wenn ganze Reihen folcher eine völlige Gemeinfamkeit der Erfcheinung an fich tragen, fo lag dies nur darin, dafs die ganze Reihe der Individuen unter ganz gleichen Bedingungen entftanden war und ganz den gleichen Zwecken diente.

Nun entftand allerdings aus folcher Gleichmäfsigkeit der Aufgabe und Gleichmäfsigkeit der Erfcheinung eine gewiffe Tradition, welche es mit fich brachte, dafs man gewiffe Formen einfach als felbftverftändlich feft hielt, ohne daran zu denken, ob fie etwa auch anders fein könnten. Auch darauf haben wir oben mittelbar und unmittelbar hingewiefen. Aus der Macht der Tradition leitet fich ja der Lehrfatz ab, dafs und unter welchen Umftänden aus fpäteren Gebäuden Rückfchlüffe auf folche ältere Werke gezogen werden dürfen und müffen, welche nicht mehr erhalten, oder auf die urfprüngliche Gefalt folcher, die verftümmelt auf uns gekommen find. Eben fo beruht auf Gemeinfamkeit der Tradition die Gemeinfamkeit der Werke jeder Localfchule, auf deren Verchiedenheit aber die Abweichung der einzelnen Schulen und ihrer Formenkreife von einander. Insbefondere find die Localfchulen die Träger jener Erfcheinung geworden, dafs beftimmte Elemente nach langer naturgemäfsen Verwendung fich fo feft einbürgerten, dafs fie in den Augen der Baumeifter, wie der Bauherren und des gefammten Volkes ganz felbftverftändlich waren und in Folge der Macht der Gewohnheit noch allenthalben angewandt wurden, nachdem ihre eigentliche ernftliche Bedeutung längft gefchwunden war. Wir brauchen, um nur ein Beifpiel aus vielen zu nennen, nur an die Zinnen zu erinnern, welche als Decoration noch lange vorkamen, nachdem fie ihre kriegerrifche Bedeutung verloren hatten und welche von den Localfchulen fo verchiedenartig decorativ ausgeftattet wurden.

Wir würden uns jedoch ein ganz falches Bild der geiftigen Thätigkeit unferer mittelalterlichen Baumeifter machen, wenn wir nicht aus ihren Werken erkennen wollten, dafs alle jene Regeln, die wir heute für die künftlerifche Thätigkeit des Architekten aufstellen können, auch ihnen vorgefchwebt haben. Wenn wir auch keine fchriftliche Faffung folcher Theorien kennen, erfehen wir doch aus den Bauwerken, dafs fie den Meiftern unbedingt bekannt waren. Insbefondere zwei Theorien treten uns beim mittelalterlichen Profanbau eben fo deutlich entgegen, wie beim Kirchenbau, und wir müffen deshalb auch an diefer Stelle davon reden. So weit gehend der Einflufs der durch das Programm geftellten Aufgabe auf die Gruppierung, wie auf die Gefaltung der Einzelheiten war, fo konnte er doch auf die Ausbildung bis in das Feinfte nicht wirken, und der Sinn für gute gegenseitige Mafsverhältniffe der einzelnen Theile mußte bis in den Zoll und die Linie hinein feiner beftimmend wirken, als die äufserer Aufgabe des Gebäudes. Nur aus der Theorie in Verbindung mit der aus der Erfahrung gewonnenen Feinheit des Gefühles liefs fich das Verhältnifs der einzelnen Theile zu einander beftimmen. Dafür hatte man nun theoretifche Regeln. Man hatte geometrifche Beftimmungen aufgefellt, nach dem Grundfatze, dafs, wie bei der Mufik durch das beftimmte Zahlenverhältnifs der Töne die Accorde entftehen, welche eine künftlerifche Einheit und harmonifchen Zufammenklang der Töne fichern, auch beftimmte geometrifche Verhältniffe der Architektur jene harmonifche Erfcheinung geben müffen, die man anftrebte, fo dafs man diefe geometrifche Grundlage zu einem vollftändigen Systeme ausbildete, von welchem Einzelheiten aller-

127.
Tradition.

128.
Richtiges
Mafs-
verhältnifs.

dings noch im XV. Jahrhundert gedruckt wurden, so daß die theoretische Literatur bis zu den Anfängen der Buchdruckerkunst hinaufgeht.

129.
Symmetrie;
Gleichgewicht
der
Maffen und
Formen.

Neben dem ernstlich studirten und mit Bewußtsein angewandten Gesetze von den geometrischen Zahlenverhältnissen war auch das der ganzen Natur zu Grunde liegende Gesetz der Symmetrie von den mittelalterlichen Baumeistern als ein Grundgesetz architektonischen Schaffens anerkannt. Eben so kannten sie das Gesetz vom Gleichgewichte der Maffen und Formen, welches sie eben so, wie wir jenem der reinen Symmetrie, an die Seite setzten. Nie aber ließen sie die Herrschaft eines dieser rein künstlerischen Gesetze so weit gehen, daß sie dem Bedürfnisse, welches den Bau veranlaßte, um ihretwillen Gewalt anthaten. Wo das Bedürfnis es erforderte, gab man ohne Weiteres die Symmetrie preis, eben so das Gleichgewicht der Maffen, das harmonische Zahlenverhältnis in der Größe der einzelnen Theile. Dies gab gerade den Gebäuden ihren Charakter. Wo aber nicht ein solches Bedürfnis bestimmend einwirkte, ließ man diesen Gesetzen eben so ihr Recht, wie es die Natur ihnen läßt. Wie symmetrisch sind die Façaden, welche oben in Fig. 20, 21, 26, 28, 34 u. 37 gegeben sind. Wie regelmäsig ist die Axentheilung und die gefammte Durchbildung bei Fig. 43, 44, 57 u. 62, weil zu anderer Anordnung und Theilung kein Grund vorlag. Wo aber bei einer der hier dargestellten oder der großen Zahl aller übrigen nicht dargestellten Bauten eine Abweichung von regelmäsigem Axentheilung und gleichartiger Durchbildung sich findet, ist stets irgend welcher ganz bestimmter Grund vorhanden, den zu suchen und zu finden immer interessant, mitunter sehr leicht ist. Mitunter allerdings liegen heute die Gründe nicht mehr zu Tage. Wenn man z. B. ein Fenster aus der normalen Stellung verschob, um zwischen damals bestehenden Gebäuden hindurch auf einen bestimmten Punkt sehen zu können und diese Gebäude heute nicht mehr da sind, so erscheint es uns wie Willkür oder Unachtsamkeit, daß das Fenster verschoben ist, oder wenn die Hausfrau, um irgend ein Möbelstück stellen zu können, vom Baumeister eine Abweichung von der normalen Anlage verlangte, so können wir über diesen Grund heute auch keine Gewisheit mehr finden. Häufig genug auch war es allerdings nur eben Unaufmerksamkeit des Meisters und Ungeschicklichkeit des Gefellen, welche Veranlassung zu Abweichungen gaben, und mancher Fehler ist so ohne Noth entstanden, über welchen wir uns den Kopf mehr zerbrechen, als es der gethan, welcher ihn verschuldet.

130.
Beurtheilung
des Ganzen
aus der
Erscheinung
des
Einzelnen.

Außer der Betrachtung der Gefammtanlagen und der geschichtlichen Entwicklung derselben haben wir auch eine Anzahl einzelner Theile in Bezug auf ihren geschichtlichen Entwicklungsgang und die formale Ausbildung, welche sie während desselben erhalten haben, zu betrachten. Es ergibt sich aus dem Studium der Entwicklung der einzelnen Theile mitunter viel sicherer ein Anhaltspunkt zur Bestimmung der Zeit, in welcher ein Gebäude entstanden ist, als aus der Gefammterscheinung, so daß das, was wir an kunsthistorischem Lehrstoffe aus der Betrachtung der Bauten gewinnen können, wesentlich durch das Studium der einzelnen Theile ergänzt wird.

Die Zahl der Elemente, aus welchen sich der Bau in seiner äußeren Erscheinung zusammensetzt, ist keine geringe, und wenn wir jedem solchen Elemente ein besonderes Kapitel widmen wollten, so würde deren Zahl sehr groß. Wir werden daher nur über solche sprechen, in denen sich aus der Art des Auftretens, wie aus den Formen ein Entwicklungsgang thatsächlich verfolgen läßt.

a) Die Erscheinung des Mauerwerkes und dessen Schmuck.

Die äußere Erscheinung der Mauer, ihre sichtbare Oberfläche und deren Behandlung ist das erste Element, welches wir zu betrachten haben. Wir haben dabei von Anfang an, so weit der Steinbau überhaupt in Betracht kommt, die Quaderverbindung der regelmässig gehauenen, theils vollständig geglätteten, theils nur am Rande beschlagenen Steine zu beachten, dann die Verwendung des Bruchstein- und des Backstein-Mauerwerkes. Man kann schon aus dem Mauerwerke Anhaltspunkte zur Beurtheilung der Zeit gewinnen, wann ein Bauwerk entstanden ist. Indessen bedarf es hier doch grosser Vorsicht; mehr als bei allem Anderen gilt es hier, der Localschule Rechnung zu tragen. Wir haben schönes Quaderwerk mit glatten Flächen oder glatten Rändern theils aus grossen, theils aus kleinen Steinen zu jeder Zeit, an irgend welchen gewissen Orten; aber nur in bestimmter Zeit ist es da und wieder dort gemacht worden. Da und dort ist eigenartiger Randbeschlag der Quader auf bestimmte Zeit beschränkt. Die Buckelquader erscheinen fast allenthalben nur am Schlusse des XII. und der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, in Nürnberg z. B. aber gerade im XIV. und XV. Jahrhundert. Insbesondere beim Profanbau zeigt sich, dass die Meister nicht stets, wie meist beim Kirchenbau, schönes Quadermauerwerk ausführten, sondern, wo es nur immer anging, sich mit mehr oder weniger regelmässigem Bruchsteinmauerwerk begnügten, in welches dann die einzelnen Bautheile, regelmässig vom Steinmetzen bearbeitet, in gutem Verbande eingesetzt wurden, während wir es als Regel ansehen dürfen, die von der ältesten Zeit her durch das ganze Mittelalter fest gehalten wurde, dass das ganze Bruchsteinmauerwerk mit einem möglichst dünnen, möglichst glatten, fast bis zur Politur geglätteten Putze überzogen war, welcher offenbar gleich beim Aufmauern aufgetragen und bloß mit der Kelle fest gerieben und geglättet wurde. Das bloße Ausfügen sowohl, als der Spritzwurf, durch welche man heute einen alterthümlichen Eindruck zu erreichen strebt, sind nicht alt. Nur an Eines erinnern wir uns, dass man nämlich mit dem Mörtel nicht den gesammten Stein verdeckte, sondern an einzelnen Stellen diesen aus dem Putze heraussehen liess, dann aber regelmässige Quaderfugen in den Putz einriss und so dem Bruchsteinmauerwerk ein regelmässigeres, beinahe an Quaderwerk erinnerndes Aussehen gab. Im Allgemeinen überwiegt aber der mit der Kelle fast bis zur Politur glatt geriebene, aber selten recht ebene Putz.

Putzflächen sowohl, wie Quaderflächen erhielten häufig eine Färbung. Auf Miniaturen finden wir ganze Gebäude azurblau und zinnoberroth bemalt. Solche mögen auch vorgekommen sein, wahrscheinlich aber bestreut mit kleinen goldenen Ornament-Motiven; denn wenn wir insbesondere in der späteren französischen Gothik glatte Quaderflächen mit kleinen plastischen Lilien besät, wenn wir das Stachelschwein *Ludwigs XII.* und ähnliche Motive, teppichartig plastisch über die Fläche ausgestreut, finden, so liegt der Gedanke nahe, dass diese Wappenbilder und die durch sie geschmückten Flächen auch in den Wappenfarben bemalt waren und dass, wie man heraldisch gemusterte Gewebe zu Gewändern verarbeitete, so auch die Häuserfronten heraldisch bemalt wurden und dann das glänzende Blau oder Roth die Erscheinung beherrschte. Häufig aber finden wir eine dem rothen Sandstein ähnliche Farbe mit aufgemalten weissen Fugen als Bemalung des Putzes angewandt und finden solche selbst auf Quaderwerk aufgetragen, wobei die aufgemalten Fugen

137.
Construction
und
Schmuck
der
Mauerflächen.

durchaus keine Rücksicht auf die wirklichen Fugen nehmen. Auch die verschiedenartigsten Motive für stilisirte Quadrirung gemalter Putzflächen bildeten sich aus. Förmliche Bilder sind am Aeußeren der Gebäude während des ganzen Mittelalters nichts Seltenes; theilweise waren sie von großen Dimensionen. Der riesige Goliath an einem Hause zu Regensburg hatte jedenfalls schon seinen mittelalterlichen Vorgänger. Die Bemalung ganzer Façaden mit architektonischen Motiven, zwischen denen Einzelfiguren und ganze Bilder erscheinen, geht jedenfalls auch schon in das Mittelalter hinauf. Wenn wir auch nicht anzunehmen haben, daß die vielen gothischen Architektur-Motive in der Bemalung des Rathhauses zu Ulm, so wie sie heute noch sichtbar sind, noch aus dem Mittelalter selbst herrühren, so ist doch nicht zu zweifeln, daß sie nur Erneuerungen wirklich mittelalterlicher Malerei sind. In Eggenburg (Niederösterreich) war vor wenigen Jahrzehnten, und ist es hoffentlich heute noch, die Decoration eines mittelalterlichen Hauses erhalten, welche reiche gothische Architektur-Motive in Sgraffito ausgeführt zeigt, die alle Flächen bedecken. Von Einzelbildern, welche auf den Flächen des Hauses aufgemalt sind, sind neben den Heiligendarstellungen vor Allem die Wappen zu nennen, welche vereinzelt an bestimmten Stellen, aber auch in größerer Zahl, regelmäsig gestellt, als Frieze und in sonstiger Anordnung vorkommen. Ein interessantes Beispiel ist der sog. Wappenthurm in Innsbruck, welcher zwar nicht mehr im Original erhalten ist, von dem aber zuverlässige Abbildungen im dortigen Ferdinandeum zu sehen sind. Der ganze Thurm war mit Wappen bemalt, welche in regelmäsigster Feldereitheilung alle Flächen bedeckten.

Aber alle diese Malereien sind eigentlich doch nur Surrogate für bemalte Plastik. Wenn dies, wo Architekturen gemalt sind, selbst dort unzweifelhaft ist, wo die Architekturen so phantastisch und reich sind, daß man sie kaum plastisch ausgeführt denken kann, so ist es aber auch der Fall bei den Wappen, die häufig genug auch plastisch mit reicher Bemalung und Vergoldung geschmückt vorkommen und mit denen z. B. an der »Burg« zu Wiener-Neustadt eine ganze Giebelfront in plastischer Ausstattung von unten bis oben bedeckt ist, wie der Wappenthurm zu Innsbruck mit gemalten Wappen. Das Gleiche gilt von den Reliefs, so wie runden Figuren, welche in reicher Bemalung und Vergoldung die Hausfronten schmücken. Erschöpfen läßt sich dieses Thema nicht. Der Reichthum des Mittelalters ist zu groß; da sind Scenen aus der Thierfabel oder einzelne Thierfiguren angebracht, dort bewegliche Figuren, welche irgend eine Handlung treiben, und alles Denkbare und Udenkbare ist als Schmuck der Hauswände herbeigezogen.

Im Allgemeinen ist ja der Fuß der Gebäude durch einen ausgeladenen Sockel bezeichnet. Auch im mittelalterlichen Profanbau der älteren Zeit findet sich ein solcher (vergl. Fig. 12, S. 31). Nicht allenthalben liefs er sich aber beim Bau der Burgen und Paläste durchführen, weil die Gebäude theilweise auf Felsen, theilweise auf hohen Stützmauern stehen, so daß der oft Stockwerke hohe Unterbau nicht eigentlich als Sockel bezeichnet werden kann. In den Städten liefs die geringe Straßensbreite ausgeladene Sockel nur schwer zu, und so sehen wir dieselben vom XIII. Jahrhundert an mehr und mehr aus dem Profanbau verschwinden. Wo ein solcher noch angelegt wird, hat er eine beträchtliche Höhe, und die Anlage geschieht ersichtlich zum Zwecke der Verstärkung. Diesem Zwecke entsprach aber eine Böschung des Erdgeschosses, welches ja ohnehin erst spät eine eigentliche Bedeutung erhielt, fast noch besser. Mitunter beschränkte man sich auch darauf, bloß einzelne

geböschte Pfeiler, förmliche Strebepfeiler, zur Verstärkung des unteren Theiles, insbesondere der Ecken der Gebäude, anzulegen. Manche solcher Pfeiler mögen allerdings erst nachträglich angefügt worden sein, wenn die Festigkeit der Gebäude nachgelassen hatte; denn die oft wenig rationelle Art der Gebäudeerhaltung und die vielfachen Umgestaltungen, welche vorgenommen wurden, mußten, abgesehen von manchem Leichtsinne der Construction bei der ersten Herstellung, dahin führen, daß solche Schäden sich häufig ergaben, welche eine nachträgliche Sicherung recht nöthig machten.

Die Gesimse spielten im Mittelalter nicht jene Rolle, welche ihnen die Renaissance-Periode zutheilte. Sie waren zunächst meist sehr dünn, wie schon aus der Bezeichnung »Filet«, welche sie führten, hervorgeht. Sie zogen sich theils als Stockwerksandeutung um die Gebäude, theils unter den Fenstern, deren Sohlbänke bildend, hin. Auch das Hauptgesims ist nur ein solches gering ausgeladenes Filet, welches höchstens eine etwas beträchtliche Stirnplatte erhielt. Mitunter fehlte es auch vollständig, wenn etwa ein Zinnenkranz oder eine ähnliche, rein decorative Anlage die Bekrönung der Front bildet. Wo man einen weit vorspringenden Dachrand haben wollte, liefs man die Sparren oder die Schifter (Anschieblinge) vorschiefsen, machte etwa Strebe-Constructionen darunter, um sehr weites Vorschiefsen zu ermöglichen. Eine stark vortretende Stein-Construction, wie etwa durch große Profile oder durch Consolen, gab man dem Hauptgesims nur, wenn es sich darum handelte, daß dasselbe einen ausgeladenen Gang, eine Galerie oder sonst eine hervortretende Construction tragen sollte.

133.
Gesimse

Fig. 156.



Fig. 157.



Fig. 158.



Fig. 159.

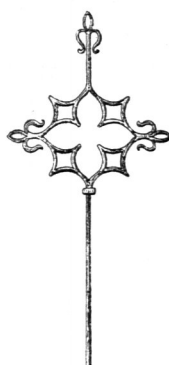


Fig. 160.



Fig. 161.



Fig. 162.



Eine Eigenthümlichkeit liegt in dem Sichtbarmachen des an manchen Orten gebräuchlichen Constructionsmotivs, an einzelnen der Stockwerksbalken kurze eiserne Schliesen oder Anker mit Oehren am Ende anzubringen, diese durch die Mauerdicke hindurchgreifen zu lassen und an der Front durch diese Oehre Schlüssel zu stecken. Letztere wurden reich ornamental entwickelt, und indem sie einen größeren Theil der Mauerfläche in Anspruch nehmen, dienen sie zum Festhalten der Anker und bewirken den Zusammenhalt der beiden einander gegenüber liegenden

134.
Anker.

den Mauern. In Art. 78 (S. 84) haben wir auf deren Verwendung in Cöln hingewiesen. Größeren Reichthum, als dort, finden wir in den Ankerschlüffeln beim Wohnhausbau der Niederlande entwickelt; von den Motiven, welche wir vor 40 Jahren dort gezeichnet haben und von denen wohl eines oder das andere inzwischen zu Grunde gegangen ist, geben wir einige in Fig. 156 bis 162.

135.
Verbindungs-
bogen.

Noch sei, wenn auch nicht gerade zur Gliederung der Mauer gehörend, weil wir keine andere Stelle finden, an welcher wir sie kurz erwähnen könnten, hier an die Thatfache erinnert, daß wir in Städten mitunter die gegenüber liegenden Häuserreihen durch Bogen verbunden finden, welche den Zweck haben, das Nachderstrafsefallen der Hausfronten zu verhindern. Mitunter mag das starke Vorkragen der Stockwerke von Anfang an Veranlassung gegeben haben, solche Vorichtsmafsregeln anzuwenden; mitunter mag nachträglich die Façade sich vorgebogen haben. Vorzugsweise aber war es sicher die Furcht vor Erdbeben, welche jene Bogen veranlaßte, die wir gerade so in kleinen deutschen Städten finden, wie in Italien und im Orient. Mitunter dienten einzelne, in entsprechender Breite angelegt, auch dazu, eine Brücke über die Strafse weg zur Verbindung der oberen Gefchoffe zweier gegenüber liegender Häuser herzustellen, obwohl man solche meist von Holz herzustellen vorzog, weil sie sich auch bequem wieder beseitigen liefs, wenn die Verbindung wieder aufgehoben werden sollte. Daß diese Bogen, welche in langen Reihen durch die Strafsen ziehen, mitunter in mehreren Reihen über einander, zur malerischen Erscheinung der Städte recht wesentlich beitragen, bedarf keiner befonderen Erwähnung, und in diesem Sinne muß man ihr Verschwinden aus den modernen oder modernisirten alten Städten lebhaft bedauern.

136.
Backstein-
bau.

Wir haben die vorangehenden Sätze dieses Kapitels ausschließlic mit Rücksicht auf die Erscheinungen des Steinbaues behandelt; doch läßt sich fast Alles auch auf den Backsteinbau ausdehnen, was wir über die äußere Erscheinung und den Schmuck der Umfassungswände des Hauses gesagt haben. Nur tritt hier noch ein Element hinzu. Die Zeichnung der Lager- und Stofsugen des Quaderbaues beeinflusst die Wirkung des Aeußeren wenig. Die Verwendung verschiedenfarbiger Haupteine in regelmäfsigem Wechsel, welche in der Periode der Merovinger und Carolinger üblich war, verschwindet mit der Zeit, von denen wir überhaupt eine zusammenhängende Geschichte des Wohnbaues beginnen können, aus Deutschland vollständig und kommt nur noch in Italien vor. Beim Backsteinbau dagegen hat die Zeichnung, welche der Mauerverband der Oberfläche giebt, wesentlichen belebenden Einfluß auf die Erscheinung. Als nun mit dem XV. Jahrhundert die Verwendung glasierter Ziegel häufiger wurde, fanden sie auch im Profanbau Eingang, und die Häuser Lübecks, Lüneburgs und anderer Städte zeigen insbesondere häufig Schichten glasierter Ziegel zwischen die gewöhnlichen Ziegelschichten eingeschoben; wo sich größere Mauerflächen ergaben, was allerdings mehr beim Kriegsbau, als beim Wohnbau der Fall war, wurden diese durch förmliche Teppichmuster belebt. Das vorhergehende Heft zeigt manche Beispiele, und wir werden beim Kirchenbau, wo uns die gleiche Erscheinung begegnet, darauf zurückkommen.

137.
Holzbau.

Ganz charakteristisch ist auch die äußere Erscheinung der Wände beim Holzbau; auch sie ist ganz von der Construction bedingt. Wir haben daher dem oben Gefagten kaum etwas beizufügen. Doch können wir nicht unerwähnt lassen, daß durch die Säulen und Riegel regelmäfsige Felder gebildet wurden, die nicht lediglich nach geraden Linien gezeichnet wurden, sondern auch Kreise, Vierpässe etc.

darstellten, so dafs durch bunte Bemalung fowohl der Felder, als der geschnitzten Ornamente ein ungemein lebendiges Bild entstand.

Die äufere Erscheinung der Mauern und Wände ist das wichtigste und nächst der Hauptgruppierung am meisten den Charakter des Bauwerkes bestimmende Element. Es spricht sich dies theilweise in der Bezeichnung aus, welche zunächst das Volk manchem Gebäude gegeben und die ihm sodann geblieben ist. Neben der Bezeichnung »hohes Haus«, »dicker Thurm« und anderen Bezeichnungen, die von der Hauptform genommen sind, finden wir das »weise«, das »rothe«, das »bunte Haus«, das »gemalte Haus« und ähnliche von der Erscheinung des Mauerwerkes genommene Bezeichnungen von früher Zeit her. Daneben aber geht eine ganze Reihe anderer Elemente her, welche auf den Charakter bestimmend einwirken und die wir deshalb hier noch zu betrachten haben.

138.
Bezeichnung
der
Gebäude
nach der Farbe.

b) Die offenen Hallen.

(Lauben.)

Es war wiederholt von den Lauben in den Erdgeschossen der Gebäude die Rede, welche in Italien als Reste der antiken Cultur sich erhalten hatten und das gesammte Mittelalter überdauerten, welche im südlichen Frankreich, anschliessend an Italien, gleichfalls häufige Verwendung fanden und im Laufe der Zeit auch in Deutschland in einzelnen Städten Eingang gefunden. Wir haben oben auf die Tyroler Städte hingewiesen, wohin ja von Italien aus der Weg sehr nahe war. Wir haben die böhmischen Städte erwähnt; wir können selbst auf den Norden Deutschlands hinweisen, wo sie z. B. zu Münster in Westfalen in umfangreicher Weise zur Verwendung gekommen sind. Vereinzelt kommen sie ja insbesondere an öffentlichen Gebäuden gar nicht selten vor. Dafs sie übrigens irgend wo in Deutschland auf altheimische Tradition zurückgehen, scheint uns unwahrscheinlich. Ihr erstes Auftreten dürfte auf die germanischen Paläste zurückzuführen sein, welche, wie wir in Kap. 2 dargelegt haben, auf classischer Grundlage beruhen. Auf solchen offenen Hallen, wie sie schon im *Theodorichs-Palaste* zu Ravenna vorhanden waren, von denen wir in Art. 13 (S. 11) insbesondere die Haupthalle betont und in Fig. 1 (S. 11) abgebildet haben, in welchen die öffentliche Gerichtspflege ausgeübt wurde, die hauptfächlichsten Regierungshandlungen öffentlich vorgenommen wurden, in welchen Feste gefeiert wurden, die also mit den Basiliken der Römer in Verbindung standen — auf diesen grossen Hallen beruht der später so ausgebildete mittelalterliche Saalbau. Aehnliche Hallen, wenn auch unbedeutender, als die Haupthalle, zogen sich um andere Gebäude, welche den Hof des Palaftes umschlossen, und bildeten die Gänge, von denen aus die einzelnen Räume zugänglich waren. Wir haben darauf hingewiesen, dafs in den Klosterbauten ähnliche Gänge vorhanden waren, die jedenfalls ursprünglich auch Säulenhallen waren. Im Plane von St. Gallen bleibt es zweifelhaft, ob wir fensterartige Oeffnungen oder bis zum Boden offene Hallen um den inneren Hof der Clauur und die beiden Höfe der an der Ostseite der Kirche befindlichen Gebäudeanlage vor uns haben; wir möchten auf Gänge mit einer Brüstung unter den Fenstern schliessen, weil die offene Halle um das Paradies an der Westseite der Kirche anders gezeichnet ist. Jene mit offenen Hallen umgebenen Höfe finden sich noch später; ja gegen den Schlufs des Mittelalters treten sie uns in den Deutschordensburgen, so wie bei einer Anzahl von Wohnhäusern und anderen Bauten, die Höfe umziehend, entgegen. In Fig. 147 u. 148 (S. 151) ist eine kleine

139.
Entstehung.

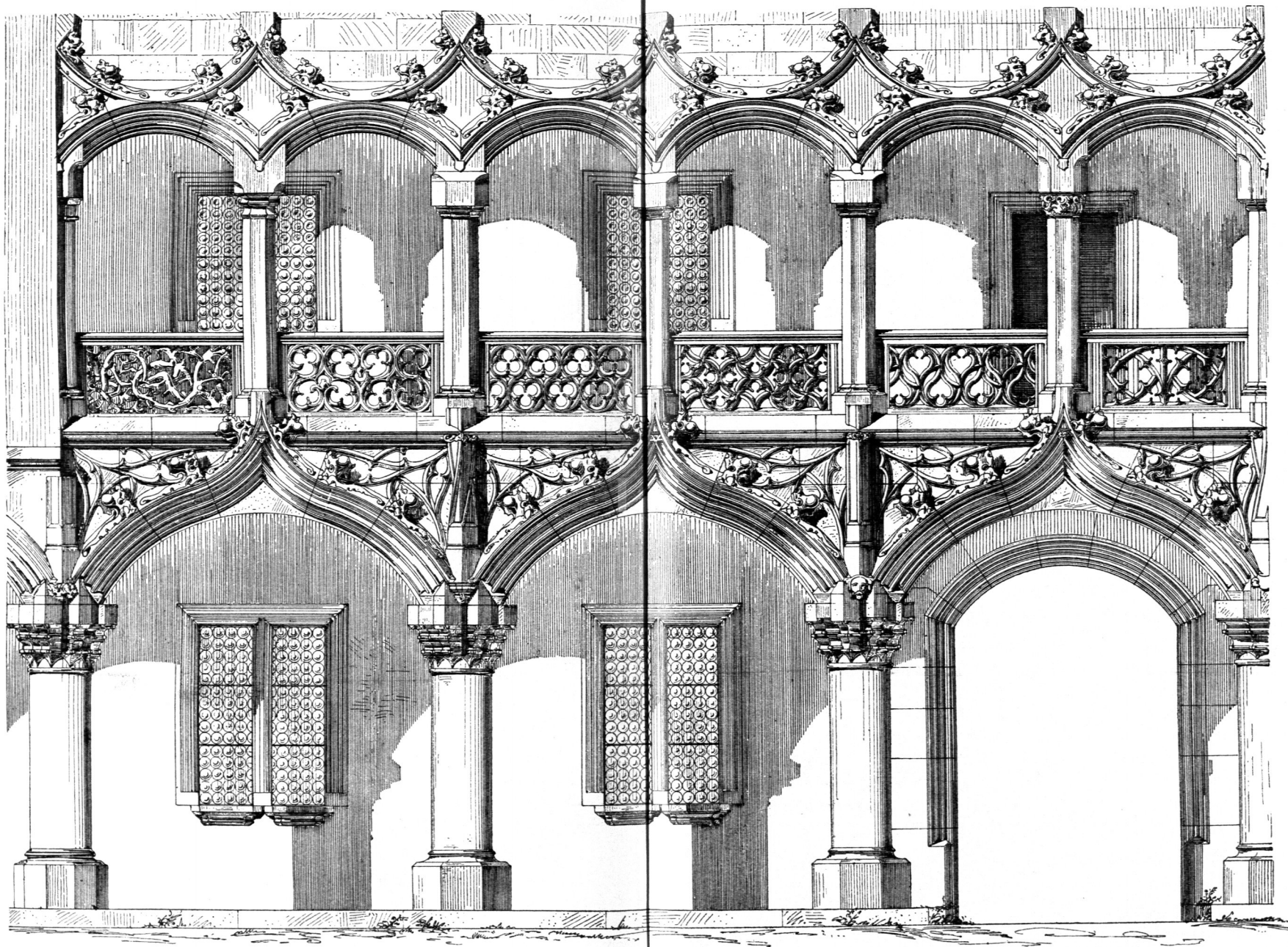
folche Anlage aus dem Krakauer Universitätsgebäude wiedergegeben. Dadurch, daß alle diese Anlagen im Inneren der Gebäude sich finden, haben sie einen anderen Charakter in der Benutzung; in der architektonischen Ausbildung ist kein Unterschied. Nur jene älteren, den Fürstenhöfen angehörigen Hallen können in so fern als Vorbilder der Lauben angesehen werden, als ja der Hof des Fürsten dem öffentlichen Besuche offen stand und sich, wer da wollte, im Schatten dieser Hallen ergehen, wie im Hofe sonnen durfte, und als ja der Palaß eine kleine Stadt mit Straßen; der Haupthof darin ein öffentlicher freier Platz dieser kleinen Stadt war.

140.
Zweck.

Sicher hat auch gerade die Gewohnheit, an den Fürstenhöfen solche offene Hallen zu haben, dahin geführt, sie auch in den Städten anzulegen. Gerade da boten sie ja nicht bloß Annehmlichkeit eines schattigen Aufenthaltes bei Sonnenhitze; sondern sie erweiterten auch die engen Straßen, ohne von den Häusern mehr wegzunehmen, als den Raum im Erdgeschosse. Zudem boten sie Verkaufsstellen dar, und wenn wir von »Tuchlauben«, »Brotlauben« und anderen hören, so können wir uns in den Hallen selbst die Verkaufsstände aufgeschlagen denken, so wie auch die Hausbesitzer die sonst in jedem besseren Hause vor dem XV. Jahrhundert nur bedingt benutzten Erdgeschosse zu Verkaufsgewölben nutzbar machen konnten, die mit dem Inneren des Hauses selbst außer jeder Verbindung standen. Wo daher Lauben angelegt waren, fehlten nur ausnahmsweise die nach der Straße offenen Gewölbe hinter denselben, sondern standen meist in Reihen, den Bogen der Lauben entsprechend, neben einander, da, wo ein Haus nicht von anderer Seite einen Eingang hatte, einen solchen zwischen sich übrig lassend, der natürlich von den Gewölben ganz getrennt war. Ihre eigentliche Bedeutung hatten diese Lauben, wenn sie nicht nur an einem einzelnen Gebäude vorhanden waren, obwohl sie auch da Wichtigkeit hatten, wenn etwa dieses einzelne Gebäude vor die Nachbarhäuser in die Straßenbreite hereinsprang, so daß die Straße an dieser Stelle verengt wurde und durch die Lauben erst wieder die entsprechende Breite für den Verkehr hergestellt war. Im Allgemeinen war die Breite solcher Lauben, wie ihre Höhe sehr verschieden. Unter jenen der Tyroler Städte finden sich welche, die sehr enge sind und meistens ungleich in der Breite, so daß die durchschnittliche Breite von 3 bis 4 m sich an einzelnen Stellen bis auf 1,5 m, selbst noch weniger verengt. Eben so erweitert sie sich allerdings an manchen Stellen über dies normale Maß hinaus, bis 5 und 6 m. Wir finden einzelne, deren Höhe nicht einmal 2,5 m beträgt, während andere 5 bis 6 m und noch mehr Höhe haben. Sie haben theils Balkendecken, theils Gewölbe der verschiedensten Art, je nach der Construction der Häuser.

141.
Architektonische
Ausbildung.

Von dieser hängt auch die Gestalt der Laubenfront ab. Fast ausnahmslos sind es Bogen, in älterer Zeit Rundbogen, vom XIII. Jahrhundert an Spitzbogen, die auf quadratischen, oblongen, theilweise abgefasten oder sonst gegliederten Pfeilern ruhen, durch welche sich die Lauben nach der Straße öffnen. Im XV. Jahrhundert kommen flache Bogen dazu, theils Stich-, theils Korbbogen. Statt der Pfeiler kommen auch Säulen, theils rund, theils achteckig, als Bogenträger vor, mitunter, namentlich in der älteren Zeit, schlank, monolith, etwa zu zweien hinter einander stehend, in späterer Zeit jedoch meist stark und niedrig, mehr Rundpfeiler als Säule, und dem gemäß auch aus Trommeln aufgeschichtet mit flachem Fusse und niedrigem Kapitell. Die Bogen haben mitunter reiche Gliederung, welche sich im Laufe des XV. Jahrhunderts nicht mehr auf das Kapitell aufsetzt, sondern in die Säulen oder Pfeiler einschneidet. Die Weite der Bogensprengung in den Fronten hängt wieder von ver-



Von einem Wohnhaus (Kornmesserhaus) zu Bruck an der Mur.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

schiedenen Umständen und Erwägungen ab. Bei gleicher Pfeilerhöhe bedurfte es um so größerer Höhe der Laubengänge, je weiter der Bogen gesprengt werden sollte; aber je enger die Pfeilerstellung war, um so mehr Licht nahm diese der Laube selbst und dem dahinter befindlichen Gewölbe weg. Da die einzelnen Häuser folcher mit Lauben versehener Gassen meist schmal waren, so ist es fast Regel, daß jedem Hause nur ein Bogen entspricht, selten, daß mehr als deren drei auf ein gewöhnliches Haus treffen, während allerdings größere deren eine unbestimmte Anzahl zeigen. Wo bei beschränkter Höhe weit gespannte Spitzbogen etwa ein einziger vor einem Hause mit 5 bis 7 m Frontbreite angelegt werden sollen, liefs man ihn unmittelbar auf dem Boden beginnen.

Auch in mehreren Geschossen über einander, ähnlich wie in den Höfen, finden sich die Lauben an einzelnen großen Häuserfronten. Die Fensterbildungen des XII. und XIII. Jahrhunderts sind als solche Lauben in höheren Stockwerken zu betrachten. Die Maßwerkwfensterreihen des XIV. und XV. Jahrhunderts setzen dieses Motiv fort. Das bekannteste Beispiel ist jedenfalls die Laube am Dogen-Palast zu Venedig mit der darüber befindlichen Galerie. Das Beispiel, welches wir auf neben stehender Tafel geben, einem Hause zu Bruck an der Mur entnommen, ist in verschiedener Beziehung sehr lehrreich, einmal weil es zu den doch felteneren Beispielen gehört, in welchen auch in Deutschland das I. Obergeschofs eine Laube hat, dann wegen der außergewöhnlich reichen Durchbildung.

Das Erdgeschofs hat mit der Constructionsdicke des Gewölbes eine Höhe von 4,5 m. Die Entfernung der Säulen beträgt von Mitte zu Mitte 3,7 m, die Höhe der Säulenstämme 1,6 m, der Säulen mit Fuß und Kapitell 2,75 m; die achteckigen Füße sind einfach, die Kapitelle aber aus einer Reihe von Confolen gebildet, welche sich an den Kern anlehnen. Eine reiche Gliederung, deren äusseren Rand eine Wimperge bildet, schließt sich eifersrückenförmig dem flachen Bogen an. Ueber den Säulen stehen auf Confolen Fialen, welche sich mit dem Gesimse verschneiden, oberhalb des Gesimses aber jetzt fehlen, eben so wie die Kreuzblumen der Wimperge fehlen. Diese fehlenden Theile, die jedenfalls recht zart waren, wurden vor die obere Architektur gestellt, und mußten vielleicht weggenommen werden, weil sie nicht gut mit der oberen Architektur verbunden waren.

Im I. Obergeschofs entsprechen jedem unteren Bogen deren zwei obere. Die ganze Architektur ist somit wesentlich kleiner. Die oberen Wimperge durchschneiden sich, endigen oben jedoch nicht in einer Kreuzblume, sondern in einem confolenartigen Stein, auf welchem eine Thier- oder Menschenfigur stand. Diese Ergänzungen möge sich der verehrte Leser selbst auf die neben stehende Tafel skizziren, und er wird erstaunt sein, wie glänzend das Werk ursprünglich ausgesehen haben muß. Sollte es der gegenwärtigen Arbeit vergönnt sein, eine zweite Auflage zu erleben, so werden wir nicht verfehlen, der Tafel, die den jetzigen verstümmelten Zustand giebt, eine solche beizufügen, welche die gedachten Ergänzungen enthält.

Im Ganzen geben die vielen erhaltenen Beispiele nicht gerade zu sehr vielen Bemerkungen Anlaß, und wir können zu einem Thema übergehen, welches deren um so mehr zur Behandlung bietet.

c) Die Thüren und Thore an den Aussenseiten.

Wenn wir von diesen hier sprechen wollen, so muß vorher bemerkt werden, daß es sich nicht um äussere Thore mit Vertheidigungsmaßregeln und Vorwerken mit ihren sehr verschiedenartig angelegten Deckungs- und Schutzanlagen verschiedenster Art handelt; denselben ist im vorhergehenden Hefte ein eigenes Kapitel gewidmet (vergl. S. 205 bis 231 ebenda). Hier ist also nur von jenen die Rede, welche unmittelbar in ein Gebäude führen und keinerlei Vertheidigungsmaßregeln haben, mindestens keine umfassenderen; denn daß man da und dort ein Guckloch auch an einem friedlichen Hause in der Nähe der Thür anbrachte, durch welches man hindurchsehen konnte, wer vor der Thür stehe, bevor man sie öffnete,

142
Doppelte
Lauben.

143.
Geringe
Größe
und Höhe;
Lage.

und von wo aus man den Ankömmling etwa auch durch einen Schufs zurückweisen konnte, das kam ja im Mittelalter auch auferhalb der kriegerischen Mafsregeln vor.

Die Eingangsthüren der Gebäude waren nun Anfangs meist verhältnißmäfsig eng. Wir erinnern an jene ältesten Thurmbauten, welche zugleich die Kernnate des Burgherrn bildeten und bei denen die Thüren hoch oben lagen, so dafs man nur mit Hilfe, die von innen geleistet wurde, überhaupt empor gelangen konnte. Man vergl. Fig. 87, 88, 94, 96, 121 u. a. des vorhergehenden Heftes, auch Fig. 131, 134, 156 u. f. w.

In den Kreuzzügen, wo grofse Befatzungen in den Thürmen waren, zeigte sich die Zweckmäfsigkeit des freien Verkehres für die Vertheidiger; man legte die Thüren in das Erdgeschofs, und vom XIII. Jahrhundert an ahmte man auch im Abendlande dies allenthalben nach, die Thüren zu ebener Erde anzulegen, damit die Vertheidiger heraus konnten, wenn es auch gröfserer Kräfte bedurfte, um die Thüren zu vertheidigen,

falls der Thurm selbst einmal angegriffen wurde, welcher Fall ja doch nur höchst selten sich ereignen konnte. So finden wir die Anlage schon auf dem Trifels. An der Kleinheit der Thüren hielt man aber für gewöhnlich feft. Wir verweisen hier auf die Thür der Burg Landeck¹⁴⁰⁾, deren Innen- und Aufsenansicht wir in Fig. 163 u. 164¹⁴¹⁾ geben.

Sie hat eine lichte Weite von 0,75 m und eine Scheitelhöhe von 1,53 m. Vor der Thür stehen zwei Confolen unter der Schwelle aus der Wand hervor, um einen Bretterboden zu tragen, von welchem aus man sich zur Erde herablassen kann.

Ganz ähnlich ist die Anordnung der Thür des schon mehrere hundert Jahre älteren gefcheibten Thurmes zu Bozen (vergl. die Tafel bei S. 34).

Wo man nun aber auf Burgen, in Klöstern oder an den Häufern in den Städten einen gröfseren Eingang nöthig hatte, stellte man denselben eben so grofs her, als das Bedürfnifs es mit sich brachte. Wollte man das Thor decorativ ausstatten, so waren es die Formen, welche man dem Kirchenbau entnahm. Wir haben mehrere solcher Beispiele profaner Portale. Wir verweisen als auf ein dem XII. Jahrhundert angehöriges Beispiel in Fig. 141 (S. 206) des vorhergehenden Heftes. Vom Portal der Burg Schlofseck war auf S. 68 jenes Heftes die Rede. Indessen liebte man solch grofse Portale nach der Strafe doch nicht, und wenn wir sorgfältig zusehen, find solche Portale auf Burgen und in Klöstern doch meist nicht

Fig. 163.

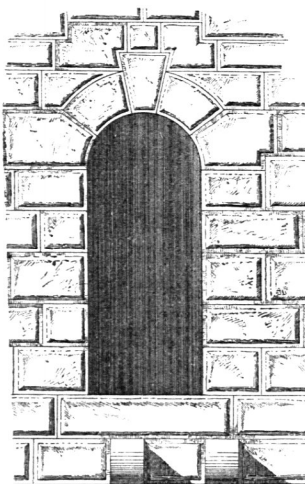
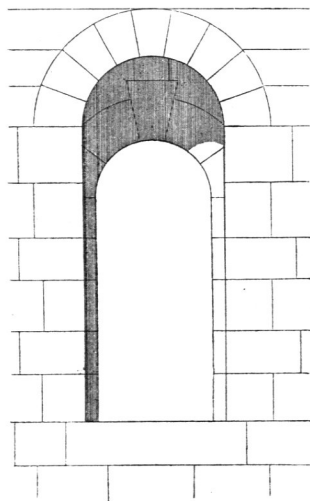


Fig. 164.



Thür der Burg Landeck.

1/50 n. Gr.

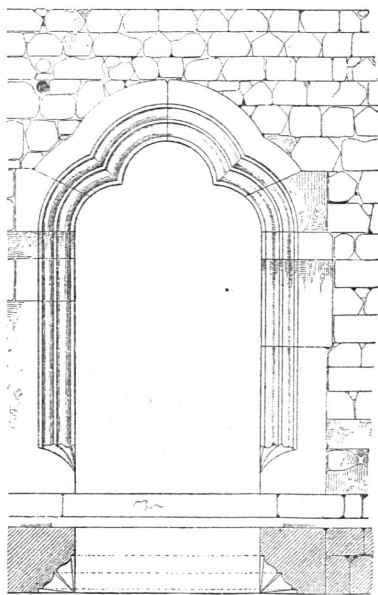
¹⁴⁰⁾ Siehe Fig. 96 (S. 156) im vorhergehenden Heft dieses »Handbuches«.

¹⁴¹⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen der rheinischen Pfalz. Strafsburg 1887.

äußere Eingangsthore, sondern innere Thüren, die von Raum zu Raum, etwa von einem inneren Hofe aus in ein Gebäude gehen. Der wirkliche Eingang, nicht bloß der erste Zugang sollte jedem von außen Kommenden schwer und unfreundlich erscheinen. Wir glauben deshalb auch kaum, daß das in Schloßseck gefundene Portal das Burgportal, vielmehr, daß es eine innere Zwischenthür, etwa vom Hofe in eine Capelle, war.

Daß die eigentliche Klosterpforte gleichfalls nicht zu eng war, wenn sie auch nicht an jene eben erwähnten Anlagen heranreicht, zeigt Fig. 12 (S. 31), auf welcher der Eingang zur Clauur in Maulbronn dargestellt ist; aber auch diese war ja nicht der erste Zugang, wie allerdings das Thor der fränkischen Salzburg. Die Thüren der Palasgebäude sind ebenfalls, offenbar um nicht zu vielen Leuten zu gleicher Zeit Einlaß zu gewähren, nicht besonders groß (vergl. Fig. 8 u. 9, S. 23 u. 25). Daß die Thür in Fig. 21 (S. 41) am *Overstolz*-fchen Hauße so groß gezeichnet ist, möge nicht als Beweis genommen werden, daß sie gerade so groß gewesen sein muß. Von größeren Portalanlagen des XIII. Jahrhunderts ist

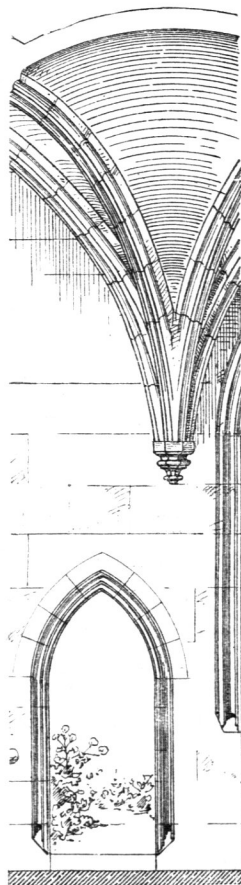
Fig. 165.



Thür am Palas zu Münzenberg.
1/50 n. Gr.

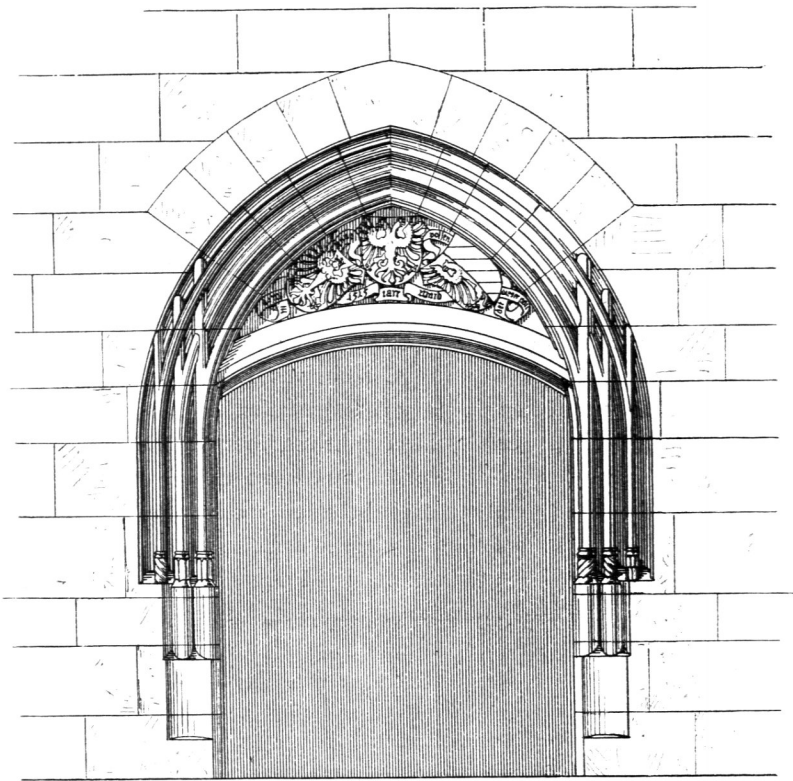
das Portal aus dem Kloster Heilsbronn, welches sich seit einigen Jahren im germanischen Museum zu Nürnberg befindet, noch hervorzuheben, da es auch kein Kirchenportal ist, sondern in das Refectorium führte, also profanem Gebrauche diente. Die Thore in Fig. 13 (S. 32) aus Cöln und Fig. 26 (S. 50) aus Aachen sollten zur Durchfahrt dienen und sind deshalb so breit angelegt. Von Gliederung ist bei denselben nicht weiter die Rede, als daß bei Fig. 13 (S. 32) jederseits eine Säule unter dem Bogen steht. Die beiden Thüren am Palas zu Münzenberg sind kleeblattförmig geschlossen und von einem ziemlich reichen Profil umfäumt, welches eben so, wie die Bogenform zeigt, daß es bereits dem XIII. Jahrhundert angehört. Wir geben in Fig. 165 die untere Thür wieder. Die beiden Karnieße des Einfassungsprofils sind gleich den unteren Ausläufen sehr bezeichnend. Wenig jünger, aber wesentlich reicher ist die Eingangsthür zum Palas in Gelnhausen. Es hat den Anschein, als ob der umfassende Rundbogen älter sei und dem ursprünglichen Bau noch angehöre, dagegen die darunter gestellte Thür mit ihren drei schlanken Säulchen auf jeder Seite und dem reich geschmückten Kleeblattbogen dem Fortgang des XIII. Jahrhunderts angehört.

Fig. 166.



Thörchen im Franziskaner-
Klostergang zu Bozen.
1/50 n. Gr.

Fig. 167.



Bogenthür am Rathaus zu Nürnberg.

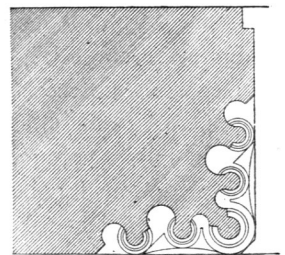
 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Mit dem XIII. Jahrhundert kam nun der Spitzbogen auf, welcher für größere Thoreingänge sich eignete, aber auch bei den kleinsten Anwendung fand. Spitzbogig ist z. B. das Thürchen im Franziskaner-Klostergang zu Bozen, welches dem XIII Jahrhundert entstammt (Fig. 166).

145.
Bogenthore
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Auch im ganzen Lauf des XIV. Jahrhunderts werden diese Spitzbogenthüren bloß von einfachen Einfassungsprofilen umrahmt, wie jene zu Bozen. Im Beginne des XV. Jahrhunderts wurde, der reichen Architektur des Rathhausturmes zu Cöln entsprechend, auch eine reiche Eingangsthür zu demselben gebildet, welche in den Kreis der Kirchenportale sich einfügt. Im Allgemeinen aber ist auch im XV. Jahrhundert die Einfassung mit reicher gewordenen, zarteren, aber weniger wirkungsvollen Profilen, als jene des XIV. Jahrhunderts, die Regel. In der Schlussperiode, etwa um 1500, tritt bei den Bogenthüren das Recht der Steinmetzen, ihre Kunststückchen zu zeigen, immer mehr in den Vordergrund. In Fig. 167 u. 168 geben wir eine von *Hans Beheim* herührende Bogenthür vom Rathhause zu Nürnberg wieder. Aus der Zeichnung ist zu ersehen, wie der Meister der 2,3 m weiten, im Lichten nahezu 3 m hohen Thür durch Unteretzen eines Flachbogens unter den Spitzbogen nicht bloß Gelegenheit zu weiteren Durchdringungen und Verschnei-

Fig. 168.



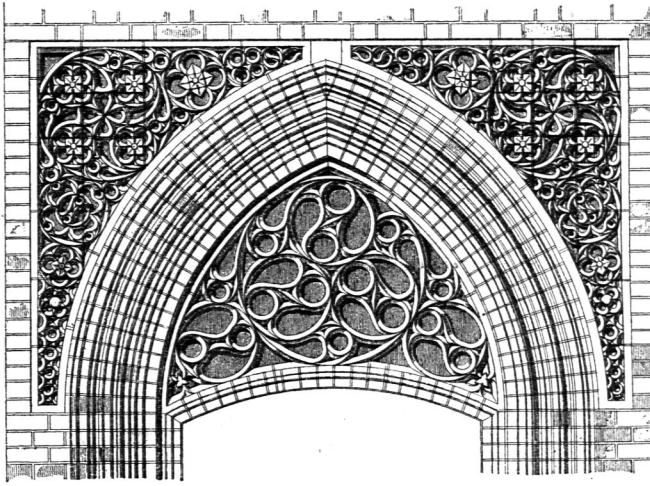
Detail zu Fig. 167.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

dungen der Profile hergestellt hat, sondern auch ein Bogenfeld geschaffen, in welchem neben dem Doppeladlerschild des Reiches auch die beiden Wappen von Nürnberg Raum fanden.

Auch der norddeutsche Backsteinbau bethätigte erst gegen den Schluß des Mittelalters eine reichere Gestaltung der Profile. Fig. 169 u. 170 geben den oberen Theil des Eingangsthores am Neustädter Rathhause zu Brandenburg. Auch hier ist durch Unterfetzen eines Stichbogens unter den Spitzbogen ein Bogenfeld gebildet, welches mit einer gebrannten Mafswerkfüllung versehen ist, die durchbrochen den mit Putz

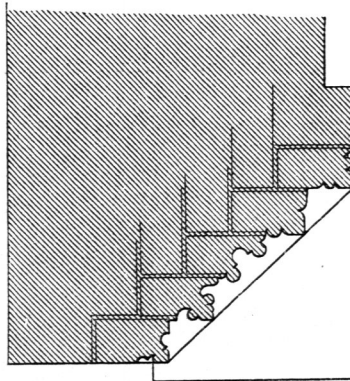
Fig. 169.



Vom Eingangsthor am Neustädter Rathhaus zu Brandenburg.

 $\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 170.



Detail zu Fig. 169.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

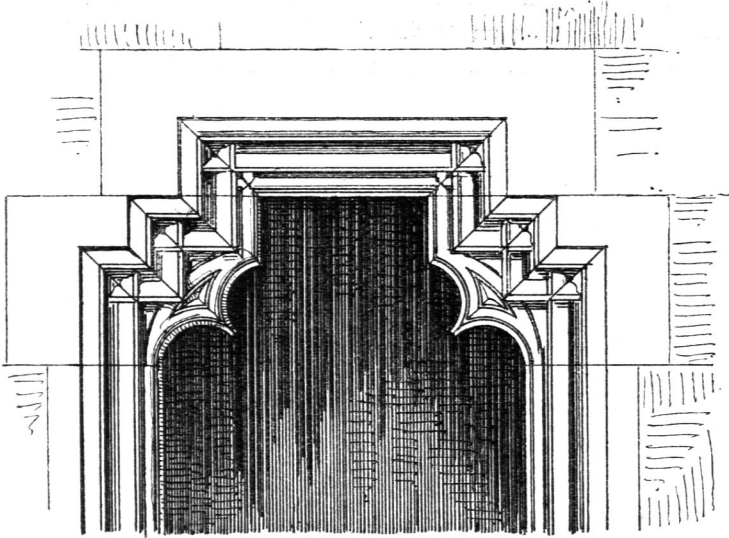
überzogenen Grund hindurchscheinen läßt; ähnliche Zwickel in den Ecken auferhalb der Spitzbogenumrahmung vervollständigen die reiche Erscheinung dieses Apparates.

Neben diesen Bogenthüren aber gehen solche mit geradem Sturze einher, wie sie in Fig. 57 u. 64 (S. 83 u. 92) erscheinen. Diese sind bis gegen den Schluß des Mittelalters allenthalben sehr einfach. Erst gegen das Ende des XV. Jahrhunderts

146.
Thore und
Thüren mit
wagrechtem
Sturz.

werden auch da die Einfassungsprofile reicher, und insbesondere der Sturz erhält entsprechenden Schmuck. Zu den einfachsten dieser Art gehört Fig. 171, von einem Hause zu Krakau, bei welchem, wie dies aus der Zeichnung ersichtlich, durch

Fig. 171.

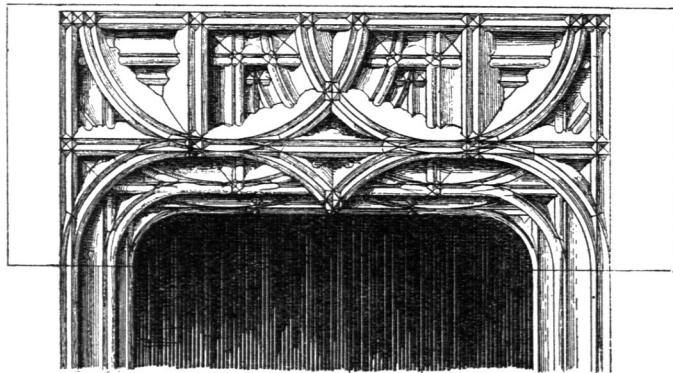


Von einem Hause zu Krakau.

$\frac{1}{20}$ n. Gr.

beiderseits unter dem Sturze vortretende, consolenartige Steine die Spannung derselben vermindert ist. Die Gliederung ist durch die treppenförmige Emporführung derselben zu einem sehr pikanten oberen Abschluss gebracht. Ueberhaupt haben

Fig. 172.

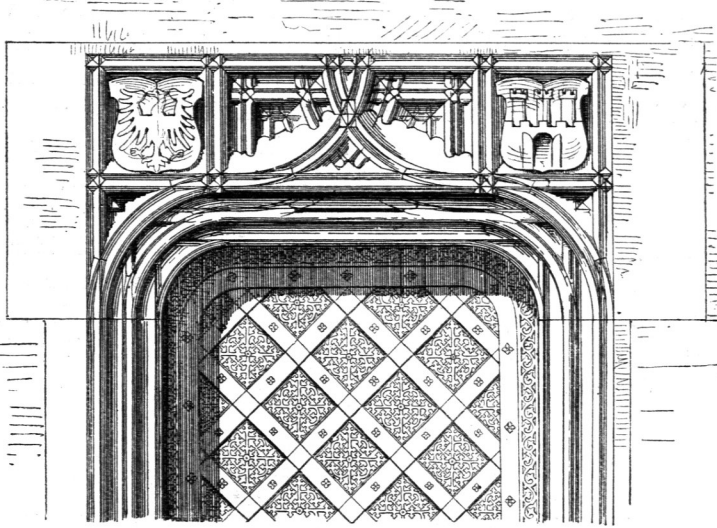


Vom Schloß zu Krakau.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

diese oberen Abschlüsse den Steinmetzen Gelegenheit gegeben, die Profile sich in allerlei geometrischen Linien bewegen und dann sich durchschneiden zu lassen. So konnten die Steinmetzen ihre Kunst wieder in sehr auffälliger Weise glänzen lassen.

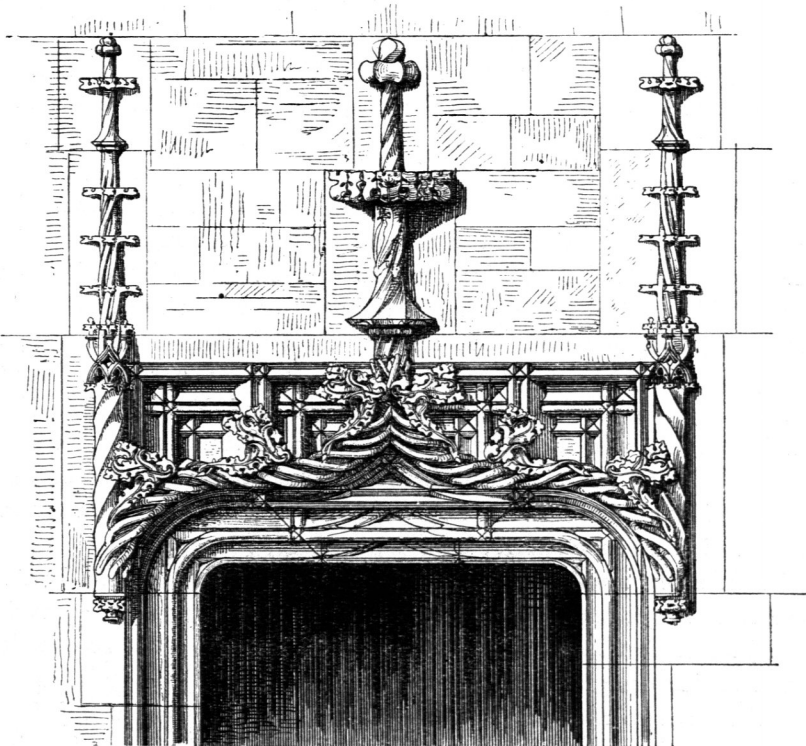
Fig. 173.



Vom Rathaus zu Krakau.

$\frac{1}{20}$ n. Gr.

Fig. 174.



Vom Collegium Jagellonicum zu Krakau.

$\frac{1}{20}$ n. Gr.

Wir geben in Fig. 172 einen solchen Sturz aus dem Schlosse zu Krakau, welcher so ziemlich das Reichste zeigt, was aus solcher Verschlingung gemacht werden kann. Nur ganz wenig einfacher sind die Verschlingungen bei dem gleichen Profile in Fig. 173, welche einen Sturz wiedergibt, der sich am Rathhause zu Krakau befindet; es sind hier nur eben die beiden äusseren Enden der von oben herabgehenden Halbkreise weggeblieben, weil zwei Wappen, jenes des Königreiches Polen und das der Stadt Krakau, diese Ecken ausfüllen. Als drittes Motiv aus demselben Kreise geben wir in Fig. 174 den Sturz einer Thür wieder, welcher sich jetzt im *Collegium Jagellonicum* zu Krakau befindet; es ist auch hier wieder dasselbe Profil und die gleiche Durchschneidung; nur ist als weiterer Schmuck jene Wimperge mit ihren beiden Fialen hinzugekommen, bei welcher der Steinmetz den Holzschnitzer copirt und ein von der Decoration der Flügelaltäre herrührendes Motiv in Stein ausgeführt hat.

d) Die Fenster.

147.
Allgemeines.

Die Thür des Wohnhauses hatte stets die Aufgabe, eine einzelne Person aus- und einzulassen; dadurch war ihre Grösse bestimmt; nur selten hatte sie den Zweck, einer gröfseren Anzahl zugleich Eintritt zu gewähren oder Wagen und Thiere durchzulassen; noch feltener sollte sie dem Ankommenden eine prunkvolle Erscheinung gewähren. Daher waren grofse Abmessungen für die Thüren im Wohnbau meist überflüssig. Das Fenster dagegen sollte Licht in das Innere der Räume geben, und in je umfangreicherem Mafse dies geschah, um so mehr erfüllte das Fenster seinen Zweck. Nur Rücksichten auf die Sicherheit traten auch hier hemmend ein. Man legte gern die Fenster so grofs an, als dies immer geschehen konnte. Sie sind, wenn wir von den kleinen Schlitzfenstern absehen, wie sie der Kriegsbau nothwendig machte, durchweg gröfser, als die Thüren und geben zu prunkvoller Durchbildung eher Anlaß, als letztere. Wenn wir heute von »Fenstern« sprechen, so denken wir in erster Linie an den Glasverschluß derselben und würden heute leicht geneigt sein, den Begriff des Fensters als eine mit Glas verschlossene Oeffnung fest zu stellen. Dies würde aber für das Mittelalter durchaus nicht zutreffen. Der Glasverschluß war beim Wohnbau noch bis zum Schlusse des Mittelalters nur Ausnahme, und wir können den Begriff Fenster im Mittelalter nur als den einer Oeffnung fest stellen, die nicht bis zum Boden herab ging, durch welche man also nicht austreten konnte. Dies der einzige principielle Unterschied zwischen Thür und Fenster. Die Hallen und Lauben, welche nach aufsen geöffnet sind, deren Stützen allein bis zum Boden heruntergehen, bestehen aus einer Anzahl neben einander errichteter Thüren; sobald eine Brüstung zwischen den Stützen sich befindet, die das Heraustreten verhindert, werden aus diesen Thüren Fenster.

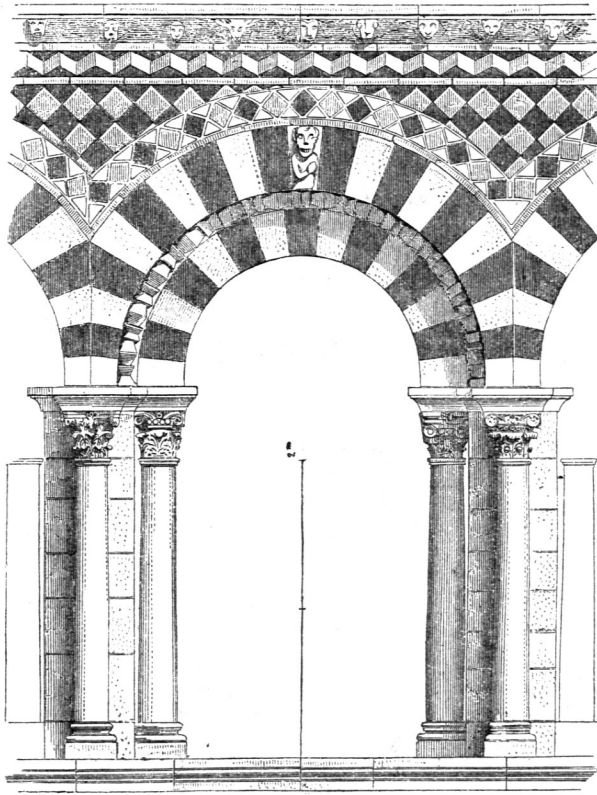
148.
Gangfenster
zu
Puy-en-Vélay.

Wir haben einen ziemlich alten Gang zu Puy-en-Vélay, dessen buntes Mauerwerk an die Merovinger- und Carolinger-Bauten erinnert (Fig. 175 ¹⁴²) und welchen man dem X. Jahrhundert zuschreibt. Würden die Oeffnungen bis zum Boden herabgehen, so würde der Gang als eine Laube anzusehen sein; jede Oeffnung wäre eine Thür. So erheben sich aber die Pfeiler erst von der Brüstung und jede Oeffnung ist ein Fenster. Dafs von einem Verschlusse hier nicht die Rede ist, ja dafs an

¹⁴²) Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1859. S. 415.

einen solchen nie gedacht war, liegt auf der Hand. Auch die Fenster des Kaiserhauses zu Goslar waren, wie wir schon in Art. 19 (S. 18) gesagt haben, nicht auf Verschluss berechnet (siehe die Tafel bei S. 18). Es war eine offene Galerie, und es würde vollständig der Aufgabe, welche diese Halle zu erfüllen hatte, widersprochen haben, wenn ein Verschluss dieser mächtigen Fenster, sei es durch Glas oder Läden, vorhanden gewesen wäre; denn die Handlungen, welche in dieser Halle vorgenommen wurden, hatten im Freien zu geschehen. An den Aufenthalt im Freien waren unsere Voreltern auch im Winter mehr gewöhnt, als wir es heute sind. So dachte man in jener Zeit auch durchaus nicht daran, die Gänge abzuschließen; vielmehr sind

Fig. 175.

Vom Kreuzgang zu Puy-en-Vélay¹⁴³⁾.

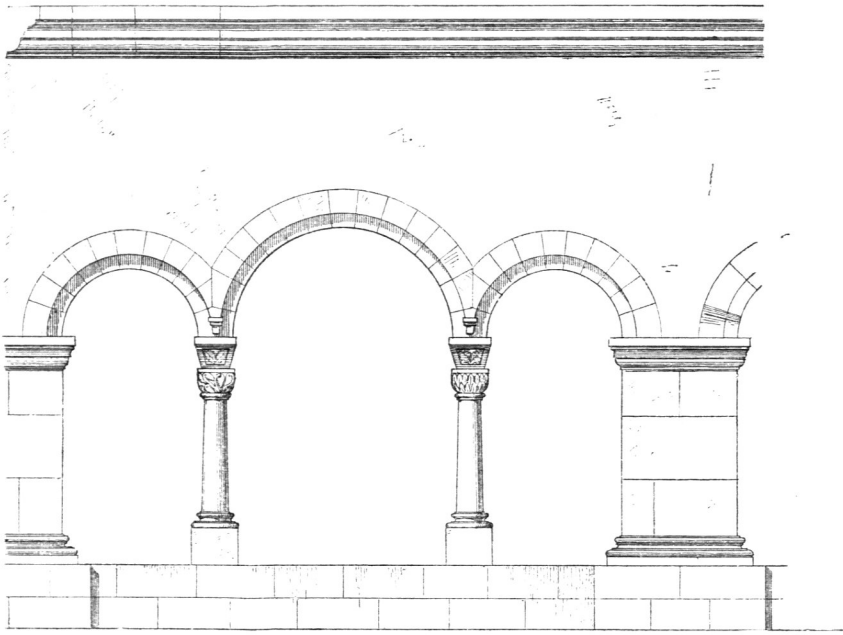
Fenster und Thüren derselben fast bis zum Schlusse des Mittelalters und in manchen Gegenden heute noch ohne Rücksicht auf das Klima stets offen.

Der in Art. 108 (S. 143) genannte Gang von *St. Maria auf dem Capitol*, zu den ältesten gehörend, welche in Deutschland erhalten sind, zeigt daher auch keinerlei Ansätze zu einem Verschlusse, und als man ihn in neuerer Zeit verglaste, mußten recht complicirte Vorkehrungen getroffen werden, durch welche die Schönheit der Erscheinung stark beeinträchtigt worden ist. Wir geben in Fig. 176 u. 177 die beiden Systeme¹⁴³⁾

^{149.}
Gangfenster
in
*St. Maria
auf dem
Capitol.*

¹⁴³⁾ Nach: BOISSERÉE, a. a. O.

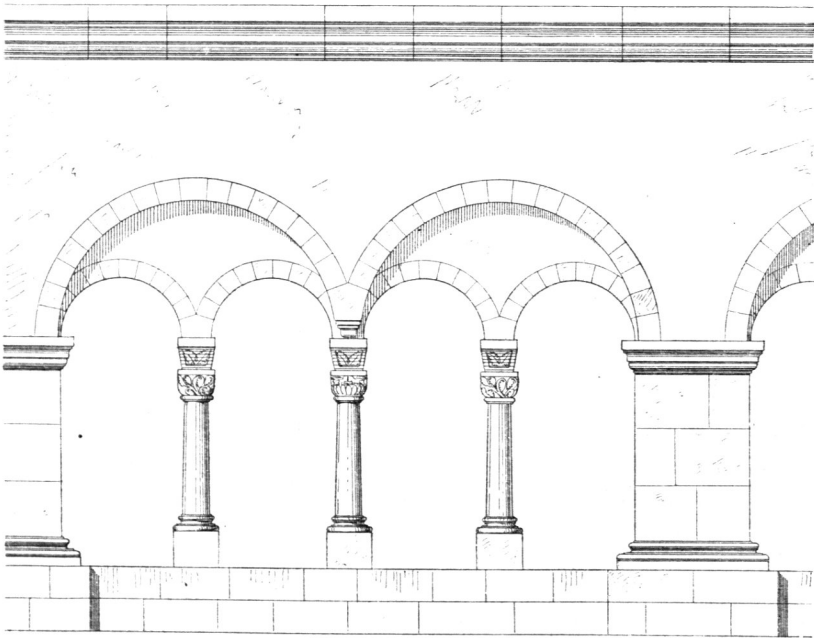
Fig. 176.



Von *St. Maria auf dem Capitol* zu Cöln¹⁴³⁾.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

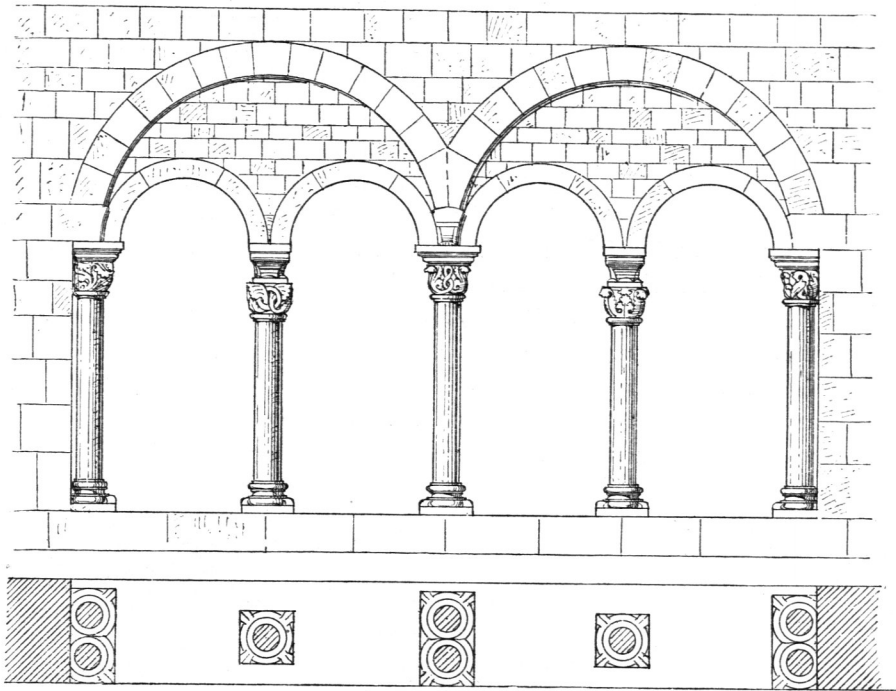
Fig. 177.



Von *St. Maria auf dem Capitol* zu Cöln¹⁴³⁾.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 178.

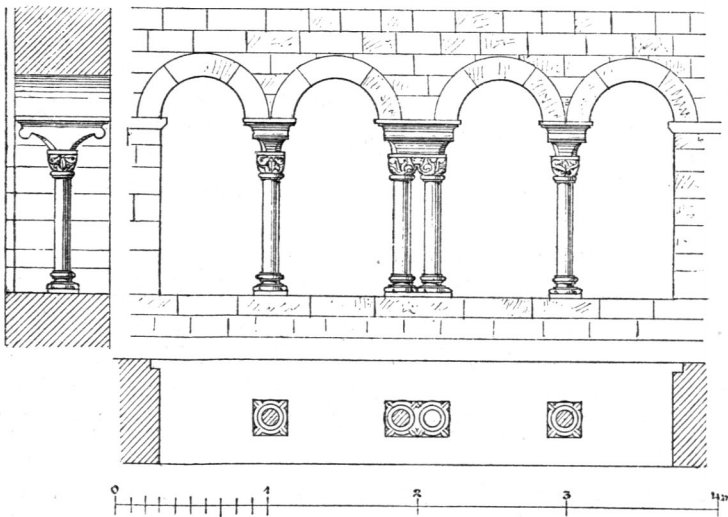
Vom Palas der Wartburg ¹⁴⁴). $\frac{1}{50}$ n. Gr.

wieder, welche sich dort zeigen, und verweisen im Uebrigen auf das in Art. 23 (S. 23) von diesem Gange Gefagte.

In Fig. 178 sind die unteren Fenster vom Wartburg-Palas (ebenfalls im Maf-

150.
Gangfenster
in der
Wartburg.

Fig. 179.

Vom Palas der Wartburg ¹⁴⁴).

¹⁴⁴) Aus derselben Quelle entnommen, die in Fußnote 27 (S. 23) genannt ist, der auch die Gesamtansicht entflammt.

ftabe von 1 : 50) dargestellt ¹⁴⁴⁾, bei welchen die größeren Bogen sich auf Doppelfäulen stützen, die kleineren auf einfache. Bei beiden aber ist durch eine Ausladung nach vorn und rückwärts über den Säulen erst die volle Wandstärke für die Bogen hergestellt. Fig. 179 ¹⁴⁴⁾ zeigt im selben Maßstabe die Gangfenster vom oberen Geschoß, welches *Hermann I.* diesem Palas aufsetzte. Dort haben die dünnen Säulen auf einem dem Kapitell aufgesetzten Kämpfer, welcher nach vorn und rückwärts stärker hervortritt, als nach den Seiten, die Bogen in der ganzen Mauerstärke zu tragen. Grundriß und Durchschnitt zeigen einen Falz, an dessen ursprüngliches Vorhandensein wir nicht zu glauben vermögen, welchen wir jedoch nicht unterdrücken mochten, obwohl es für uns keinem Zweifel unterliegt, daß er eine Zuthat des Restaurators ist, um einen Verschluss der Fenster anbringen zu können.

151.
Fensterfäulen
mit
ausladenden
Köpfen.

Ausgleichende Aufsätze auf den Säulen haben wir schon bei den Ausgängen der classischen Baukunst in Ravenna und anderwärts kennen gelernt. Im XI. und XII. Jahrhundert aber sind sie gerade bei den Fensterbildungen vorzugsweise zur Anwendung gekommen; insbesondere in der perspectivischen Ansicht wirken sie sehr malerisch durch den Gegensatz zwischen den dünnen Stützen und der schweren Bogen-Architektur, zwischen denen sie die Vermittelung bilden. Fig. 180 u. 181, welche dem Gange im Kloster *St. Paul* (Kärnthen) entnommen sind, zeigen die perspectivische Wirkung; Fig. 181 zeigt aber auch, wie durch eigenthümliche Verwendung symbolisch anzusehender Thiergestalten diese Wirkung noch erhöht wird.

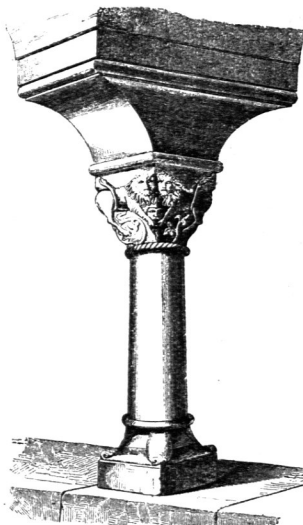


Fig. 180.

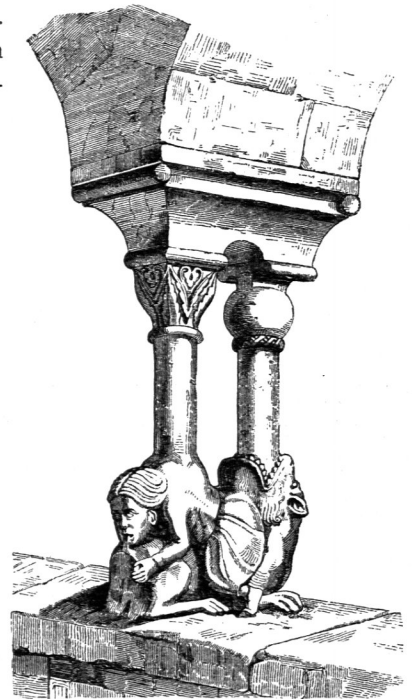


Fig. 181.

Vom Kloster *St. Paul* in Kärnthen.

152.
Gangfenster
zu
Gelnhausen.

Reiner und daher immerhin erfreulicher ist die Erscheinung der Fenster an den Ruinen des Palas zu Gelnhausen (Fig. 182 ¹⁴⁵⁾, deren gleichfalls perspectivische Wiedergabe diese Behauptung bestätigt. Wie edel sind hier die Verhältnisse, wo die Erscheinung auf Harmonie aller Theile nicht auf dem Gegensatze derselben beruht; wie vornehm bei aller Einfachheit, wie großartig trotz der kleinen Masse wirkt hier die Erscheinung!

153.
Saalfenster
zu
St.-Antonin.

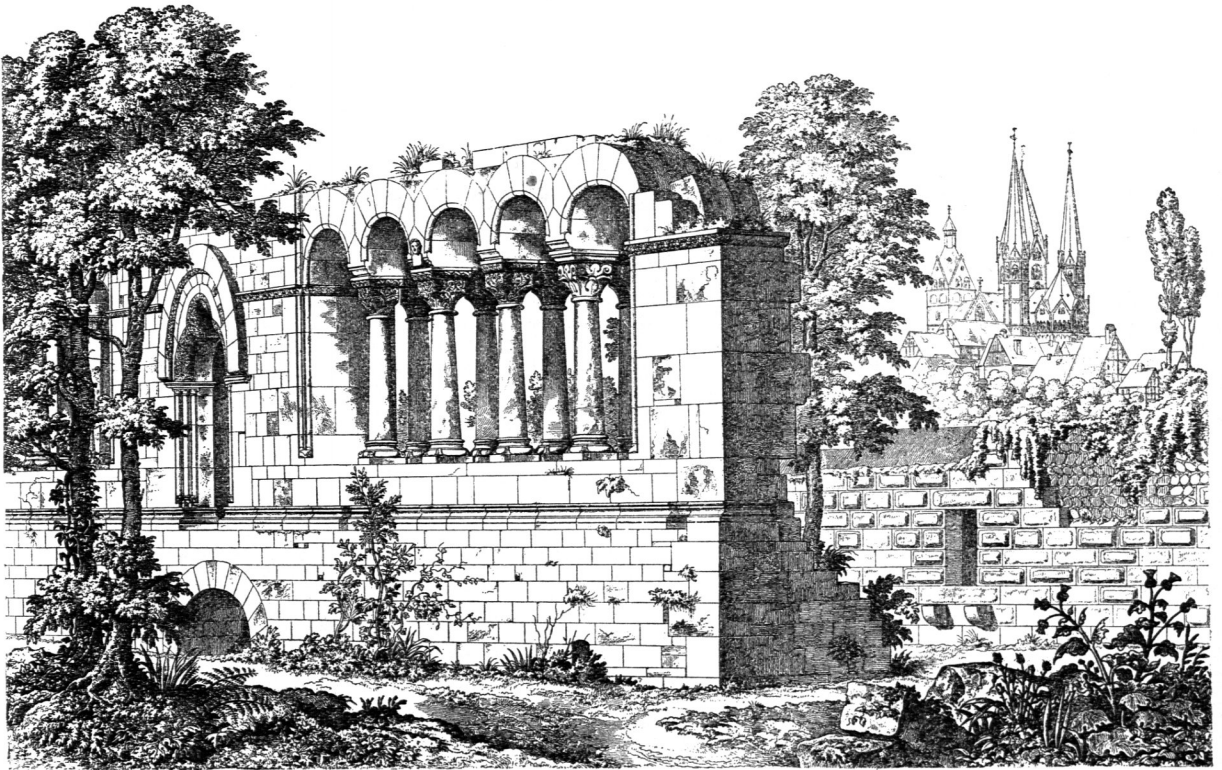
Eigenartig wirkt die Fenstergruppe des Rathhauses zu St.-Antonin, deren Außen- und Innenseite in Fig. 183 u. 184 ¹⁴⁶⁾ dargestellt ist. Hier sind die Bogen

¹⁴⁵⁾ Nach: MÖLLER, G. Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. GLADBACH. Bd. III. Darmstadt 1851.

¹⁴⁶⁾ Nach: VIOLETT-LE-DUC, a. a. O., Bd. VI. Paris 1863. S. 89.

über den Säulen weggeblieben; es sind Stürze auf dieselben gelegt. Nach außen haben diese Stürze ein zusammenhängendes Rahmenprofil, welches auch an der Sohlbank wiederkehrt und an den Seiten fortgesetzt ist. Zwischen den Säulen sind an einzelnen Stellen Pfeiler eingefügt, an welche Figuren angelegt erscheinen. Diese Pfeiler haben den Zweck, im Inneren durch dagegen gespannte Bogen Nischen zu bilden, in welche als Verschluss ein Laden eingespannt werden kann. Es sind zu diesem Zwecke die Rückseiten der Kapitellaufsätze und die Untersätze unter den Säulenfüßen glatt gelassen. Es ist also hier ein Verschluss der Fenster, und zwar durch hölzerne Laden gedacht, der einzige, welcher im XII. Jahrhundert auch in

Fig. 182.

Vom Palas zu Gelnhausen¹⁴⁵⁾.

Frankreich üblich war. Die horizontalen Stürze zeigen sich sodann im profanen Fensterbau als ein für die Dauer hoch wichtiges Motiv.

Schon oben haben wir auf die Bedeutung der Fensterbildungen im Palas zu Münzenberg aufmerksam gemacht und kommen hier deshalb auf dieselben zurück. Wir haben dort davon gesprochen, dass die Fenster gegen den Hof im oberen Geschoss nicht auf Verschluss berechnet sind. Die Wiedergabe derselben in Fig. 185 bis 188¹⁴⁵⁾ lässt dies noch deutlicher erkennen.

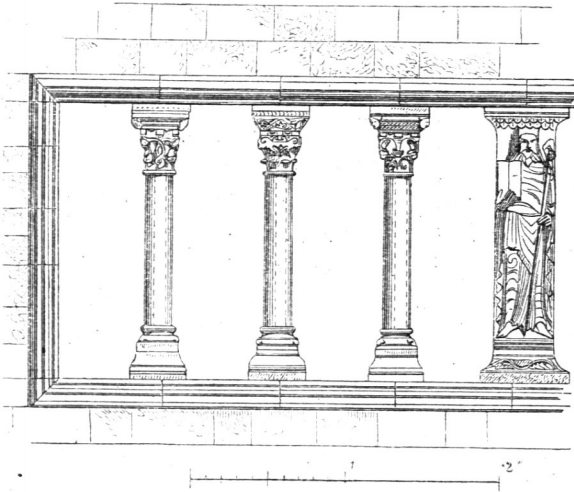
Wir sehen dort im Äußeren die oben horizontale Umrahmung; wir bemerken, dass die Mauerstärke beiderseits durch die einfache Gliederung ein wenig verringert ist, dass im Uebrigen aber die volle Breite derselben für die Bogen bleibt, deren Auflager auf der dünnen Säule durch einen nach vorn und rückwärts stark ausgeladenen Kämpferstein vermittelt wird, während an den Seiten Gewandsteine von der

154.
Fenster
des
älteren Palas
zu
Münzenberg.

vollen Bogenbreite in der Nische stehen. Die Zickzackeinfassung ist ein in Deutschland den Schlus des XII. Jahrhunderts besonders charakterisirendes Verzierungs-Motiv, welches wohl, auf welchem Wege immer, aus England herüber gekommen ist, wo dasselbe schon weit früher Verwendung gefunden hat. Die aus Bruchstein gemauerten Flächen dürften jedenfalls mit dünnem Putz überzogen gewesen sein. Um bequemer aus dem Fenster herauschauen zu können, ist in der Brüstungsmauer eine Nische gelegt, welche das Hineintreten und, wenn man sich auf die Arme aufstützte, das Herauslehnen aus dem Fenster ermöglichte.

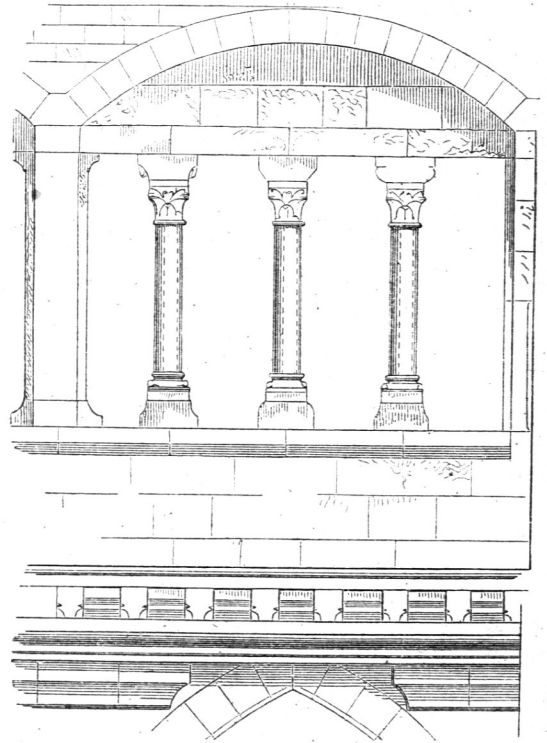
Bei dem vierfachen Fenster in Fig. 188 sind in den Bogenanfängen Löcher zu sehen, wie sich solche auch bei italienischen ähnlichen Fenstern befinden, dort noch mit Haken versehen, an welchen schattenspendende Vorhänge befestigt werden konnten, welchem Zwecke wohl auch die gegenwärtigen dienten.

Fig. 183.



Vom Rathhaus zu St.-Antonin ¹⁴⁶⁾.

Fig. 184.



Alle feither betrachteten Fenster dienten keinem Raume, welcher eigentlich den ständigen Aufenthalt, die Wohn- und Schlafstätte während des Winters bildete. Bei letzteren scheint man in Deutschland vor dem Schlusse des XII. Jahrhunderts nicht gerade große Fenster gesucht zu haben, weil deren Verschluss gewissen Schwierigkeiten begegnete, welchen wir heute leicht abhelfen würden, deren Abhilfe aber, wie es scheint, in den Gewohnheiten jener Zeit Widerspruch fand; denn von technischen Schwierigkeiten, selbst von pecuniären, kann damals so wenig die Rede gewesen sein, als heute. Man hatte in der Urzeit in den Strohütten Deutschlands überhaupt keine Fenster. Es sind in vorgeschichtlichen Gräbern Urnen in Gestalt von Häusern gefunden worden, welche uns von den Häusern einen genügend deutlichen Begriff geben, und diese haben zwar bestimmt ausgesprochene Thüren, aber keine Fenster. Wenn man um das Herdfeuer saß, so bedurfte man des Lichtes von außen nicht; wenn man sich fogar scheute, ein Loch im Dache zum Abzuge des

Fig. 185.

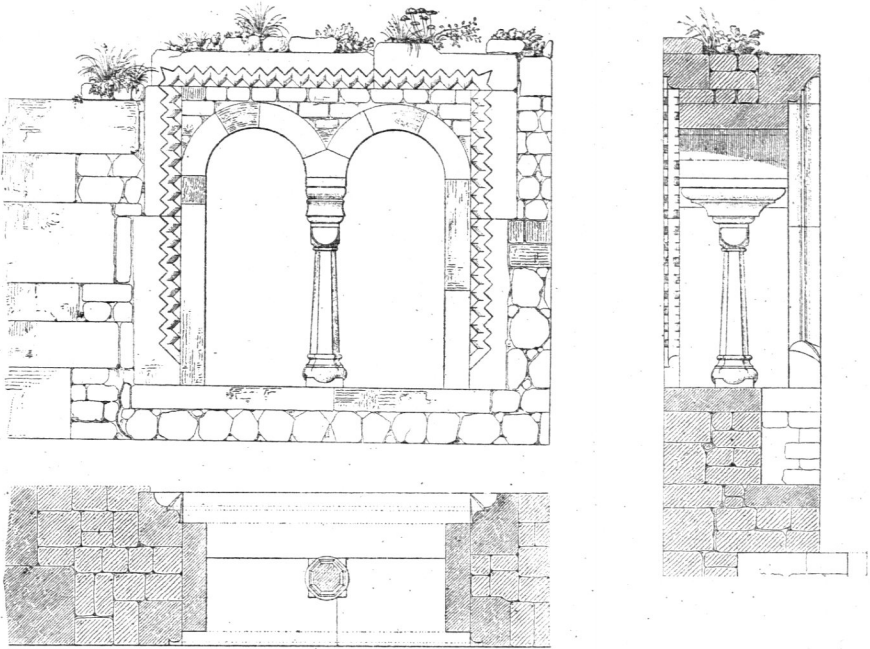
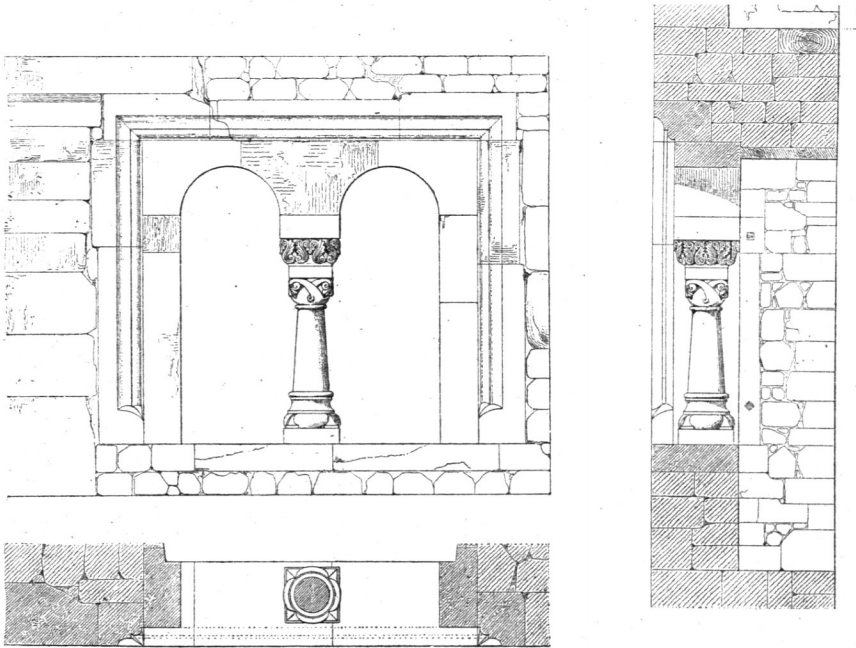


Fig. 186.



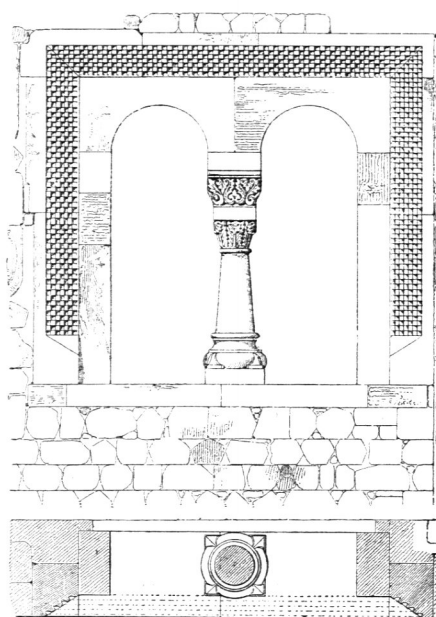
Vom älteren Palas zu Münzenberg ¹⁴⁵⁾.

1/50 n. Gr.

Rauches herzustellen, diesen vielmehr einfach durch das Strohdach entweichen liefs, so sah man auch Fenster nur dazu angethan an, die Kälte eindringen zu lassen. Betrachten wir die späteren Burghürme, noch jenen zu Steinsberg (siehe Fig. 88, S. 155 des vorhergehenden Heftes), so sind auch jene Räume, welche als Wohnungen dienten, trotz der Höhe, in welcher sie lagen, nur mit ganz kleinen Fensterchen versehen, und gerade jener Raum in Steinsberg, in welchem sich der Kamin befindet, hat gar kein solches. Man liebte also offenbar die Fenster in den eigentlichen Wohnräumen damals noch nicht, und wenn man aus der geringen Wirthlichkeit jener Thürme geschlossen hat, dafs sie nicht der eigentliche Wohnraum des Burgherrn, gleich den französischen und englischen, waren, so dürfte dies auf einem Irrthume beruhen. Wir haben jüngst wieder Veranlassung genommen, einzelne Tyroler Burgen zu studiren, und haben gefunden, dafs eine in erster Linie von selbst sich aufdrängende Meinung, dafs die deutschen Burghürme im Verhältnifs zu den englischen und französischen *Donjons* so gar klein seien, nur auf mangelhafter und oberflächlicher Betrachtung der deutschen Burghürme beruht. Man hat die Thürme der kleinen Leute in Deutschland allein betrachtet, weil diese in grofser Zahl erhalten sind, und hat gefunden, dafs sie klein sind. Eine Zahl von Burgen mächtiger Herren aber hatten grofse Thürme, bevor sie eigene Kernnaten bauten. Diese Thürme sind heute umgebaut, und es bedarf gründlicher Betrachtung und Reduction auf den ehemaligen Zustand, um der Macht der Herren entsprechende Thürme allenthalben darin zu erkennen. Dafs alle, auch die umfangreichsten, nicht sehr behaglich waren, ist klar, und dafs man sich deshalb, sobald es nur die Mittel erlaubten, besondere Kernnaten baute, ist natürlich. Aber von Anfang an stellte der einfache deutsche Freie, welcher neben seinem Kriegergewerbe auch das eines kleinen Landwirthes ausübte, nicht jene Anforderungen, wie sie ein englischer oder französischer grofser Herr, deren Burgen wir allein studiren, an seine Wohnung stellte. Solch ein deutscher kleiner Thurm ist indessen auch mit einer deutschen Fürstenburg nicht zu vergleichen. In mancher gröfseren Fürstenburg blieb die Kernnate auch in einer grofsen Thurmanlage liegen, wobei in der Regel auch eine nicht auf Vertheidigung eingerichtete Wohnung, anschliessend an den Palas, in jeder gröfseren Burg, insbesondere in den Fürstenpalästen bald hinzutrat.

Erst mit dem Schlusse des XII. Jahrhunderts finden wir in den Wohnräumen etwas, aber noch immer nicht viel gröfsere Fenster, und wir können jene im unteren Geschofs des älteren Palas zu Münzenberg mit zu den ältesten rechnen, die Masse haben, von welchen man sprechen kann; denn das untere Geschofs war die Wohnung des ritterlichen Gefolges des Burgherrn. Wie man früher die wenigen vorhandenen

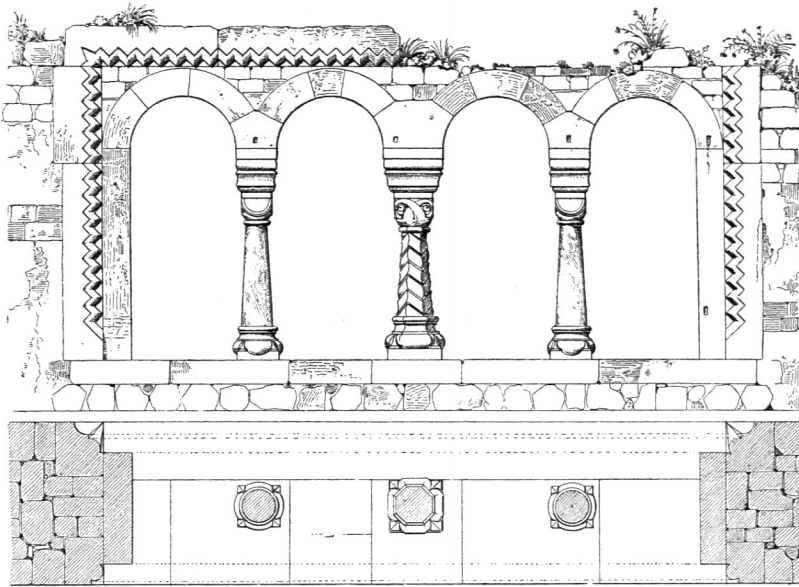
Fig. 187.



Vom älteren Palas zu

1/50

Fig. 188.

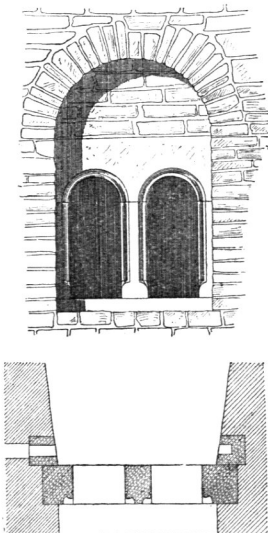
Münzenberg ¹⁴⁵).

n. Gr.

kleineren Fensterchen mit Läden schloß, so ist auch hier eine Einrichtung für den Verschluss mit Holzläden getroffen.

Die ganze Fenster­nische zunächst ist so eingerichtet, daß Läden sich fest an den inneren Theil der Fenster­Con­struction anschließen konnten, und zwar Läden, die entweder bis zum Boden herab oder bis etwa zur Unterkante der Sohlbank reichten. In Fig. 186 ist die Anordnung zweier Löcher zu ersehen, welche wohl andeuten, daß darin die Kegel für die Bänder jener Läden befestigt waren. Bezeichnend ist, daß diese Fenster, obwohl die äußere Umrahmung größer ist, als die der oberen, doch durch breitere Fenster­gewände und stärkere Mittelfäulen auf ein Lichtmaß reducirt sind, welches eben dem oberen entspricht. Sehr charakteristisch für das XII. Jahrhundert sind auch die beiden äußeren Einfassungen dieser Fenster, das sich schachbrettartig eintiefende Muster des einen, so wie das aus Rundstab und Hohlkehle mit zwischenliegendem Plättchen bestehende Profil der Umrahmung des anderen Fensters.

Fig. 189.

Fenster der Niederburg zu Rudesheim.
1/50 n. Gr.

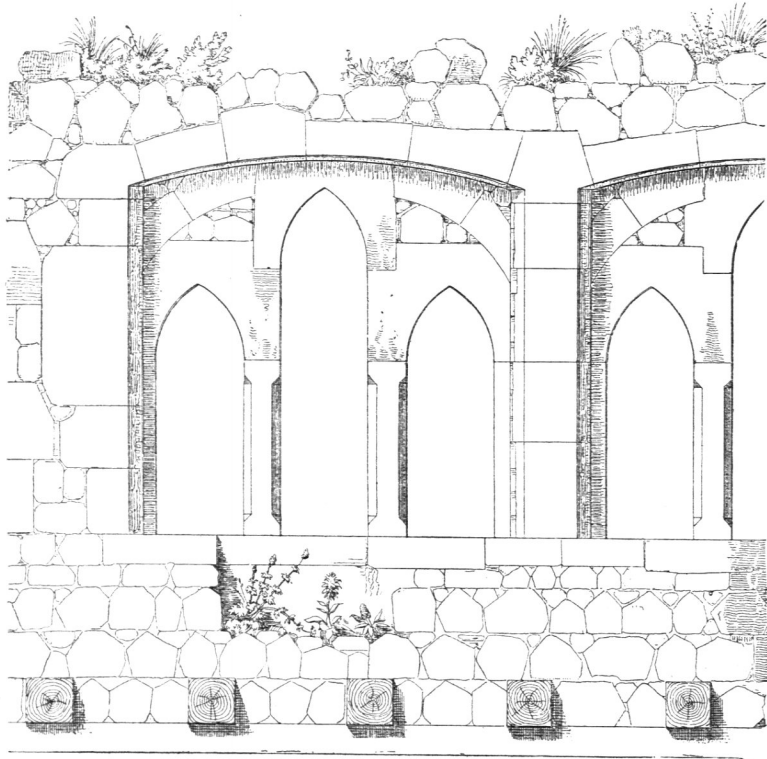
Natürlich sind auch die Fenster der Niederburg zu Rudesheim auf einen Verschluss eingerichtet gewesen. Wir geben hier in Fig. 189 den Grundriß und die Ansicht eines der kleinen Fensterchen wieder, welche bei etwa 30 cm lichter Weite 70 cm Höhe haben, so daß nur eben ein nicht sehr beliebter Mann zu den Oeffnungen kriechen und heraussehen konnte. Die Nische hat 1 m Breite bei 1 1/2 m Tiefe und Höhe.

Es sind in Oeffnungen des Bruchsteinmauerwerkes, aus welchem der ganze Bau errichtet ist, die Fenster, bestehend aus einer Sohlbank, zwei Gewänden, einem Mittelpfosten, so wie dem Sturz eingemauert,

¹⁵⁵·
Fenster
der
Niederburg
zu
Rudesheim.

aus welchem die beiden Bogen ausgefnitten sind. Unmittelbar hinter der steinernen Fenster-Construction sind im Inneren jederseits, etwa in der Mitte der Höhe, würfelförmige Steine eingemauert, von welchen der eine eine etwas über die Mitte gehende quadratische Vertiefung, der andere eine durchgehende Oeffnung hat, welche einem hinter ihr liegenden Schlitz in der Mauer entsprach. So konnte ein starker hölzerner Laden an das Fenster in die Nische gespreizt und durch einen Holzriegel, welcher im Mauerfchlitze steckte, dann hervorgezogen und in das gegenüber liegende kurze Loch eingeschoben wurde, eben so fest gehalten werden, wie dies bei den Thorflügeln der Fall war, welche in Fig. 152 u. 153

Fig. 190.

Vom jüngeren Palas zu Münzenberg¹⁴⁵⁾. — Innenseite. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

(S. 216) des vorhergehenden Hefes gegeben sind. Die Construction ist bei wenigen Fenstern auf der Niederburg mehr unberührt erhalten. Es scheint, daß an einzelnen Fenstern ehemals zwei solcher Sperrbalkchen angebracht waren. Bei anderen aber sind die Oeffnungen in den eingemauerten Steinwürfeln beiderseits wenig tief, so daß ein Sperrbalken nicht in die Mauer geschoben werden konnte; er muß vielmehr mit seiner Mitte auf der Mitte des Ladens drehbar befestigt gewesen sein, so daß das eine Ende von unten, das andere von oben sich in seine Oeffnung schob, wenn der Laden fest geklemmt werden sollte.

156.
Fenster-
verschlüsse.

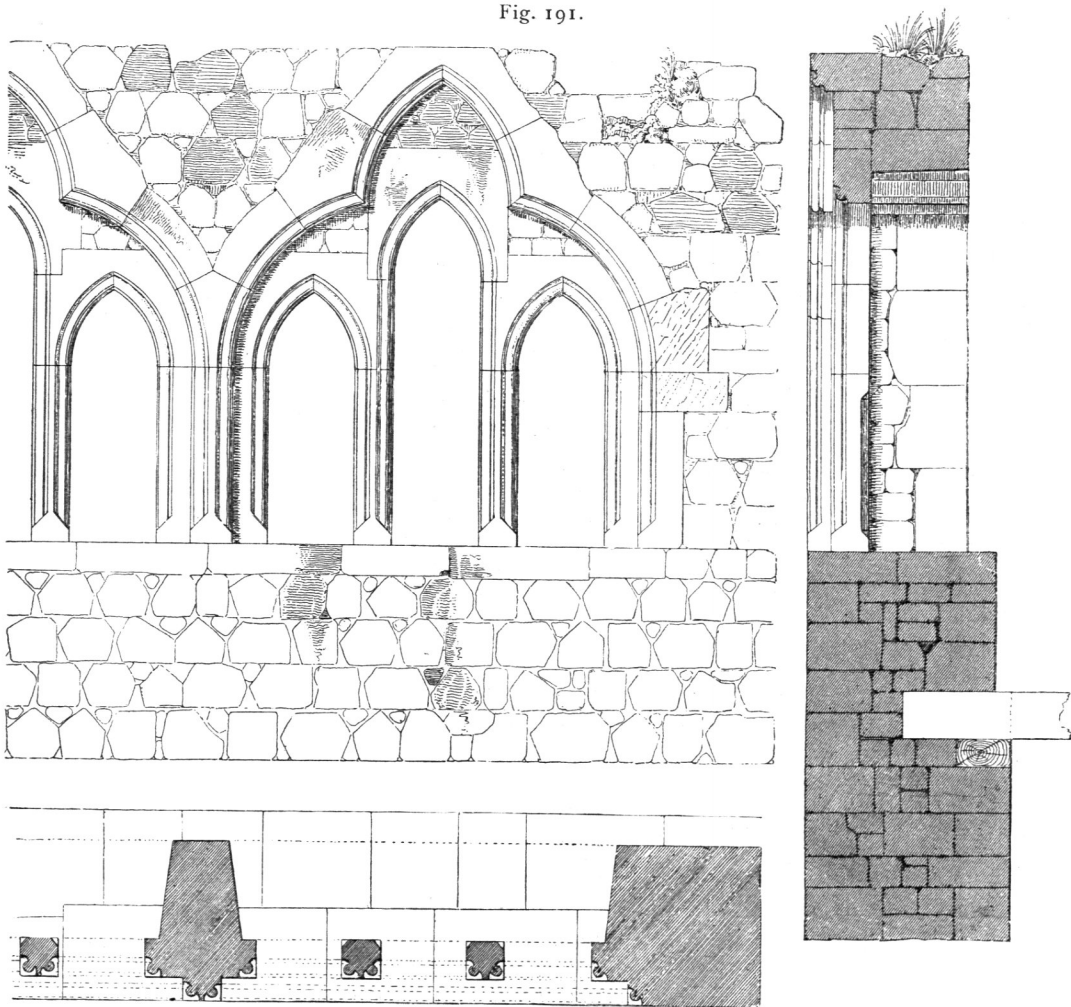
Was die hölzernen Verschlussläden betrifft, so ist uns überhaupt keiner aus dieser Zeit mehr erhalten. Wir wissen jedoch, daß in solche Läden Oeffnungen eingeschnitten wurden, welche Licht durchließen, oder daß sie auch durch Rahmen mit Füllungen gebildet wurden, von denen einzelne offen blieben und die man durch Hornplatten, geöltes Papier und nur selten durch Glas verschloß. Es muß dies um so auffälliger erscheinen, als ja die Kirchenfenster um jene Zeit allgemein verglast waren. Was aber noch auffälliger ist: man behielt diese mangelhafte Art des

Verchlusses bis in das XV. Jahrhundert bei, aus welcher Zeit uns noch die Schriftsteller erzählen, daß der grössere Theil der Häuser in den Städten solchen Verchluss hatte. Allerdings gehörte ja der grössere Theil der Häuser einfachen Leuten, wie der uns erhalten gebliebenen Burgen stets armen, wenn auch nicht stets bescheidenen Rittern an.

Münzenberg hatte ausser dem viel besprochenen Palas noch einen zweiten. Es scheint, den beiden Hauptthürmen entsprechend, schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts ein doppeltes Lehen gebildet zu haben, und wie jeder der beiden Lehens-

157.
Fenster
des jüngeren
Palas zu
Münzenberg.

Fig. 191.



Vom jüngeren Palas zu Münzenberg. — Aussenfeite ¹⁴⁵⁾.

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

träger feinen Thurm mit der darin eingerichteten Wohnung und ohne Zweifel auch noch seine eigene Kemenate für Friedenszeit hatte, so mag auch jeder seinen Palas gebraucht haben, und es wurde deshalb nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts ein zweiter errichtet.

Die Fenster des letzteren bestehen aus je drei kleinen spitzbogigen Oeffnungen, welche äusserlich noch von einem grösseren, aber gebrochenen Spitzbogen umrahmt sind. Alle Kanten sind von Rundfläben

umfäumt (Fig. 190 u. 191¹⁴⁵). Im Inneren umrahmen flachbogige Nischen die vollständig glatte Architektur, bei welcher nur die zwei Mittelpfosten abgefast sind. Von einer Verglafung der Fenster konnte keine Rede sein; dagegen ließen sich recht leicht Läden in den inneren Nischen anbringen.

Als nun mit dem Schlusse des XIII. Jahrhunderts die Palasbauten aus offenen Hallen zu geschlossenen Sälen geworden waren, wurde auch der Fensterverschluss allgemein. Er dürfte, und zwar als Verglafung den Kirchenfenstern nachgebildet, in den Maßwerkfenstern des Saalbaues zu Marburg stets vorhanden gewesen sein. Eben so war der Rathhausaal zu Nürnberg stets verglast, desgleichen alle folgenden.

158.
Offene
Gangfenster
vom Schlusse
des
XIII. Jahrh.

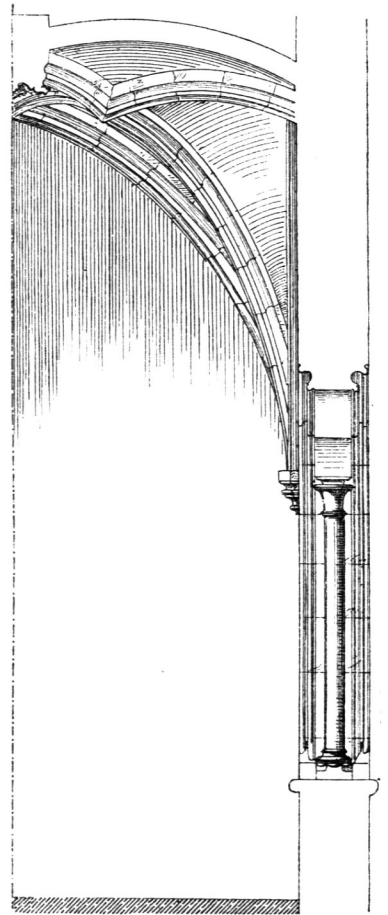
Im Allgemeinen waren aber, wenn auch die Palasbauten verglast wurden, doch, wie wir oben bemerkt haben, die Gänge noch lange offen, und wir mußten es oben als etwas ganz Außergewöhnliches bezeichnen, daß die in Fig. 136 bis 138 abgebildeten Fenster mit Falzen versehen sind. Um das Einlegen hölzerner Läden konnte es sich hier kaum handeln. Es müssen also die sonst so bescheidenen Cistercienser-Mönche daran gedacht haben, den Gang zu verglase, und zwar wohl mit ähnlichen gemalten Scheiben, wie sie solche wahrscheinlich in ihrer Kirche befaßen. Doch wurde dieser Gedanke kaum durchgeführt; denn wir sehen jüngere Theile desselben Ganges wieder ohne Anlage auf Verschluss der Fenster ausgeführt. Wir trennen wohl am besten von hier an die nicht verschließbaren von den verschlossenen Fenstern, d. h. nunmehr nur noch die Gang- von den Wohnzimmerfenstern. Wir werden ohnehin mit den ersteren bald fertig sein.

Wir haben zunächst ein Beispiel von jenen Fenstern zu geben, bei welchen sich ähnlich wie in Fig. 182 u. 188 gleichmäßige Oeffnungen, durch Säulchen getrennt, reihenweise neben einander befinden, nur daß eben hier die ganze Architektur leichter erscheint, wie dies ja dem Fortgange der Entwicklung im XIII. Jahrhundert entsprach. Wir wählen dazu die Fenster im Klostergange der Franziskaner zu Bozen (Fig. 192 u. 193¹⁴⁷), welcher Gang ursprünglich eine flache Holzdecke hatte, jedoch im XV. Jahrhundert gewölbt und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit auch erhöht wurde. Ganz besonders ansprechend ist dabei die reizende Frische, welche sich in der Erscheinung der reich profilirten, auf den Säulchen schwebenden Kleeblattbogen kundgibt.

159.
Entwicklung
der
Maßwerk-
fenster.

Blicken wir noch einmal ein wenig auf Fig. 177 (S. 184) u. 178 (S. 185), die Fenster aus *St. Maria auf dem Capitol* und aus dem Untergechoß der Wartburg,

Fig. 192.



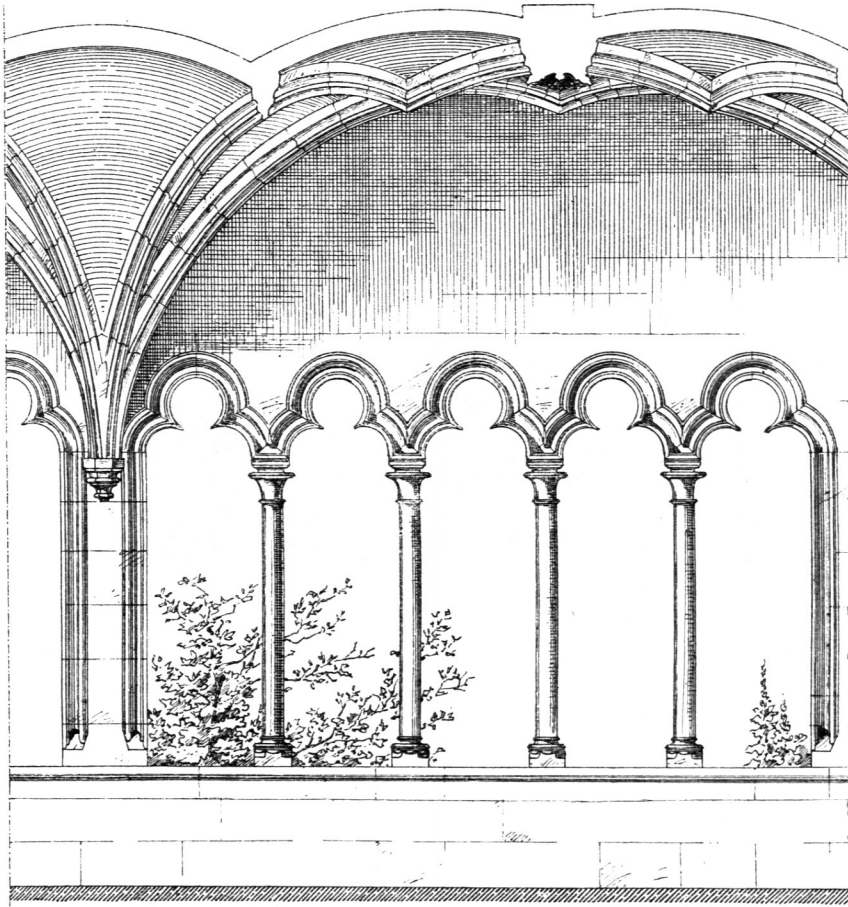
Vom Franziskaner-

1/50

¹⁴⁷) Nach Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

zurück, so finden wir auf den Mittelfäulen die zwei von den Pfeilern herkommenden Bogen ruhen. Die zwei kleineren Bogen unter denselben mit ihren Säulen könnten ganz wegbleiben, weil die gefammte obere Last durch die zwei gröfseren oberen Bogen getragen wird. Beim Gange in Aachen nun, wie bei jenen in Zwettl (siehe Fig. 142, S. 148 u. Fig. 140, S. 146) ist über die beiden gröfseren Bogen noch ein folcher abermals gröfser gespannt, welcher von Pfeiler zu Pfeiler reicht, so dafs also nicht blofs ein dreifaches Bogenfyftem sich ergibt, sondern auch, da der

Fig. 193.



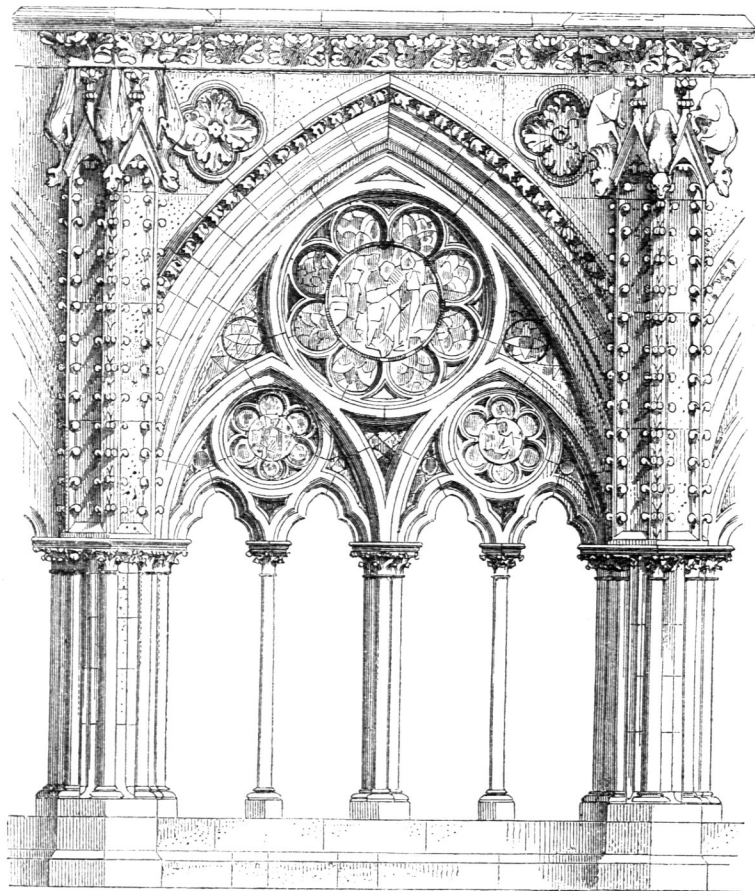
Kloster zu Bozen¹⁴⁷).

n. Gr.

äufserfte grofse Bogen in jedem Felde das gefammte obere Constructionsfyftem trägt, alles unter denselben Liegende lediglich Decoration ist. Constructive Bedeutung hat dasselbe nur in dem Sinne, wie etwa eine unter dem Bogen stehende Einschaltung denselben entlastet. Ja kaum so weit gehend braucht man die Function dieser unteren Theile aufzufassen; denn während eine untergestellte Holz-Construction den Bogen sammt der darüber liegenden Last tragen müfste, auch wenn man den Pfeiler wegnimmt, so würde man Bedenken tragen müssen, diese Function den leichten Säulchen aufzuladen, welche nebst ihren Bogen darunter stehen. Man hat daher

auch keinen Anstand genommen, in Zwettl das große Bogenfeld zwischen dem oberen und den mittleren Bogen durch eine große Rosette zu durchbrechen; in Aachen aber hat man dort einen Vierpaß-Durchbruch angelegt und die beiden unteren Bogenfelder ebenfalls durch Vierpässe durchbrochen. Man brauchte also nur noch die übrig bleibenden Zwickel ebenfalls zu durchbrechen, und die Bildung der Maßwerke war fertig. Diese Konsequenz wurde zuerst in Frankreich gezogen, vielleicht schon, bevor die Gänge zu Aachen und Zwettl ausgeführt sind; denn gleich-

Fig. 194.

Vom Kreuzgang des Klosters zu *Saint-Jean-des-Vignes*¹⁴⁸⁾. $\frac{1}{50}$ n. Gr.

zeitig mit der Architektur dieser Gangfenster entwickelte sich auch jene der Kirchenfenster, und wir finden da das tonangebende Frankreich Deutschland voraus, welches mit einer gewissen Energie die Formen fest hielt, die sich im XII. Jahrhundert bei uns zu großer Harmonie entwickelt hatten. Man ließ daher in Deutschland die neue französische Constructionsweise und Formenentwicklung nur allmählich zu und bildete so einen Mischstil aus, welcher seine eigenen großen Reize hat, wie gerade die Fenster-Architekturen der Gänge zu Zwettl und Aachen und so manches andere Beispiel, welches wir noch hätten anführen können, zeigen.

¹⁴⁸⁾ Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 3. Paris 1869. S. 445.

Wir geben in Fig. 194 ein solches französisches Fenster, bei welchem das Maßwerk ganz ausgebildet erscheint, wieder. Es ist aus dem Kreuzgange zu *Saint-Jean-des-Vignes* genommen, welcher etwa der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehört. Der obere Theil, das Maßwerk, ist auf Verglasung angelegt, der untere offen ¹⁴⁸⁾. Eine gewisse Verwandtschaft damit zeigt ein vom oben angeführten ersten abweichendes System aus dem Kloster zu Maulbronn, welches wir in Fig. 195 u. 196 ¹⁴⁹⁾ darstellen. Noch sind allerdings dort die Zwickel nicht durchbrochen; aber statt der kleinen Bogen und der sie tragenden einfachen Säule ist hier eine vollständige maßwerkartige Bildung unter die Bogen gestellt; die schlichte Durchbildung entspricht der Ordensregel. Der Bau mag dem letzten Viertel des XIII. Jahrhunderts angehören.

Von da ab zeigt sich auch in Deutschland stets vollständig durchgebildetes Maßwerk in die Oeffnungen der spitzbogigen Fenster eingestellt, höchstens ausnahmsweise aber auf Säulchen, meist auf Pfoften (Stöcken), welche das Profil des Maßwerkes auch abwärts fortsetzen. Dabei ist jedoch keineswegs anzunehmen, daß der einzig in solchem Falle mögliche Verschluss, eine Verglasung, auch allenthalben zur Anwendung gekommen sei; mitunter fehlt der dazu unbedingt nöthige Falz vollständig, so daß also eine Verglasung gar nicht hätte angebracht werden können. Nur theilweise war ein solcher vorhanden. Bei manchem Kreuzgange, so bei jenem der Karthause in Nürnberg, sieht es aus, als ob der Falz, und somit die Verglasung, gar nicht ursprünglich gedacht, sondern später, vielleicht erst nach dem Mittelalter, dazu gekommen sei. Es haben nämlich die Pfoften solcher Fenster, welche nicht auf Verglasung angelegt waren, meistens ausladende Füßchen (als Beispiel dafür nennen wir jene am Gange bei der Stiftskirche zu Wimpfen am Neckar). Solche Füßchen haben nun auch in der Karthause durchweg die Halbpfoften auf beiden Seiten der Fenster, welche Theile der dieselben trennenden Pfeiler bilden. An den Mittelpfoften fehlen dieselben allerdings. Aber es ist kein einziger von den ursprünglichen der letzteren mehr vorhanden. Dann zeigt aber ein Blick auf alle von uns dargestellten Fenster, an Gängen und in den Sälen, daß durchweg die Brüstungen horizontal sind, wo eine Verglasung der Fenster nicht angenommen ist oder wo solche etwa nur in den Füllungen hölzerner Läden sich befand, wie in Fig. 191. Wo aber eine Verglasung beabsichtigt war, bedurfte es auch eines Falzes in der Sohlbank. Ein solcher war in der Karthause ursprünglich nicht vorhanden, wie er z. B. in Fig. 138 sich zeigt. Indessen war ja die Verglasung des Ganges wohl im XVI. oder XVII. Jahrhundert eingefügt worden, und da zeigte sich denn ein so unorganisches Einfügen eines Schlitzes in die Sohlbank, daß unmöglich eine ursprüngliche Anlage so angenommen werden kann; ja die Pfoften liegen bei den wenigsten Fenstern in derselben Ebene, so daß dieser Schlitz zickzackförmig auf der Sohlbank läuft. Auch das an die Fenster anschlagende und an der Außenseite herablaufende Regenwasser bedingte, damit es nicht in den Schlitz einlaufe, eine Abfassung der Sohlbank, welche in sehr unregelmäßiger Weise, bei jedem Fenster anders, ausgeführt ist, ohne die Thatfache verwischen zu können, daß die ehemals horizontale Oberfläche der Sohlbank stark verwittert war, bevor die Ueberarbeitung stattgefunden hatte. Ja beim Nordflügel, welcher noch vollständig erhalten war, war der untere Theil der Fenster vermauert worden, um nur den oberen zu verglasen. Erst der Verfasser hatte die Aufgabe, diese Vermauerung zu entfernen und auch den unteren Theil zu verglasen, und da

160.
Unverglaste
Maßwerk-
fenster.

¹⁴⁹⁾ Nach: EISENLOHR, F. Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein. Heft 1—5: Zisterzienser-Kloster Maulbronn. Karlsruhe 1853—57.

zeigte sich denn, daß dort gar kein Schlitz in der Sohlbank vorhanden war, sondern erst hergestellt werden mußte. So mag auch in manchem anderen Gange der Falz und die Verglafung spätere Zuthat sein. Wir können also nur in bedingter Weise annehmen und zugeben, daß mehr als vereinzelte Verglafungen von Kloftergängen des XIV. und XV. Jahrhunderts ursprünglich seien. Waren ja doch auch jene die Höfe umgebenden Gänge in den Häusern wohlhabender und vornehmer Adelliger und Bürger in den Städten unbedingt offen.

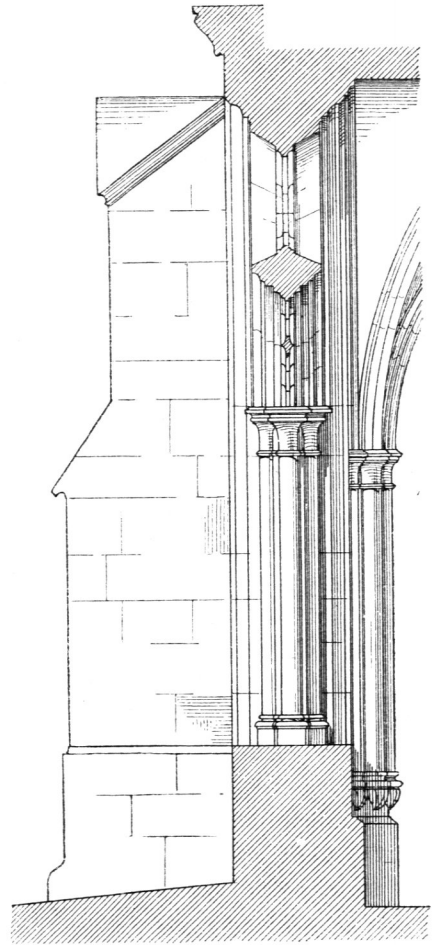
161.
Verglaste
Zimmerfenster;
Overholz'sches
Haus
zu Cöln.

Kehren wir nun zu den Fenstern der eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer zurück und betrachten wir die in Fig. 21 (S. 41) gegebene Abbildung der Fassade des *Overholz'schen* Hauses, so sehen wir, daß in den oberen Dachgeschossen die Oeffnungen oben horizontal geschlossen sind, so daß einfache Läden bequem angebracht werden konnten. Im I. Obergeschosse und im untersten Dachgeschosse mag die Einrichtung ursprünglich vollkommen jener gleich gewesen sein, wie wir sie auf der Niederburg zu Rüdesheim noch sehen, so daß ein leichtes, vollständiges Verrammeln der nach der Strafe gelegenen Fenster möglich war, wenn der stadtdelige Patrizier seinen demokratischen Mitbürgern Böses zutraute. Eben so war wohl die Einrichtung bei dem französischen Hause in Fig. 24 (S. 47) und den diesem verwandten Trierer Häusern, obwohl *Viollet-le-Duc* daselbe einfach verglast zeichnet, als hätte es in Frankreich um jene Zeit keine Parteien mehr gegeben, welche sich gegenseitig mißtrauten, und als habe der Vornehme und Reiche sich willig und vertrauensvoll der Herrschaft seiner ärmeren Mitbürger anheim gegeben, welche ihm dieselbe vor kurzer Zeit erst entriffen hatten und immer befürchteten, daß er nur auf den günstigen Augenblick warte, um sie ihnen wieder zu entreißen. Die Möglichkeit, daß es nöthig wurde, die Fenster zu verrammeln, war auch dort noch vorhanden.

162.
Burgfenster.

Die Burgen behielten auch noch im Schlusse des XIII. Jahrhunderts neben den mächtigen Fenstern der Palasbauten und jenen den Wohnhausbauten in den Städten entsprechenden Fenstern der Kemnate in allen jenen Räumen, welche ver-

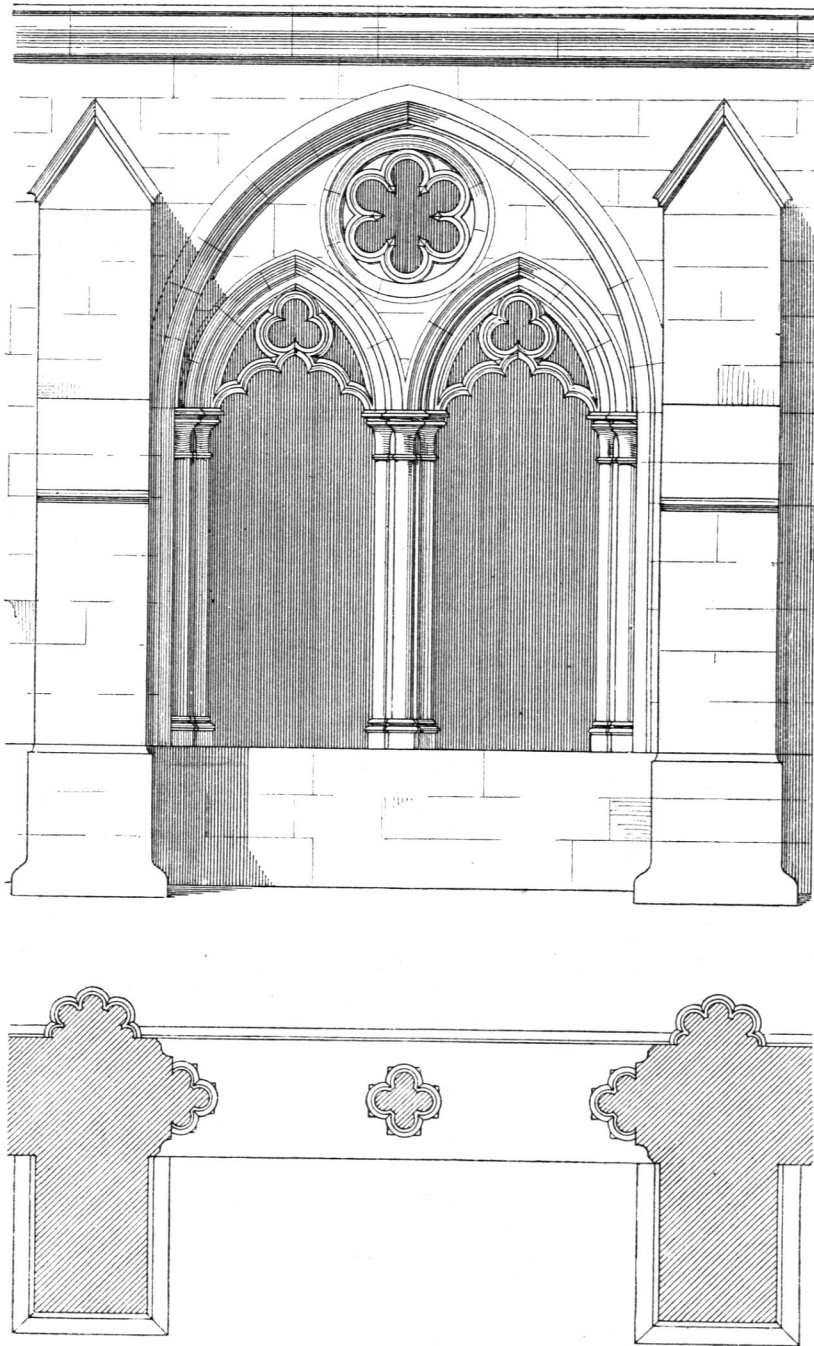
Fig. 195.



Vom
Kloster
zu
Maulbronn 149).

$\frac{1}{50}$ n. Gr.

Fig. 196.



theidigt werden follten, ihre kleinen Fenster, hinter denen jedoch im Inneren grofse Nischen sich befanden, meist mit Steinsitzen ausgestattet, so dafs die Armbrust- und Bogenschützen sich auch niedersetzen konnten, so lange sie ihre Pfeile sparen durften. In Fig. 197¹⁵⁰⁾ ist eine solche Nische aus Ortenberg im Elfsafs gegeben.

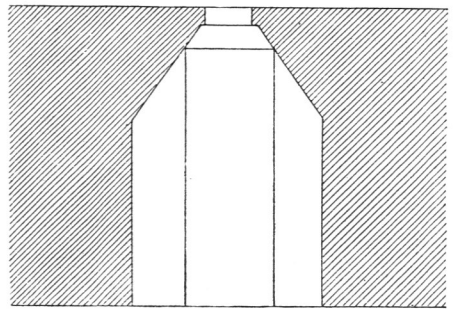
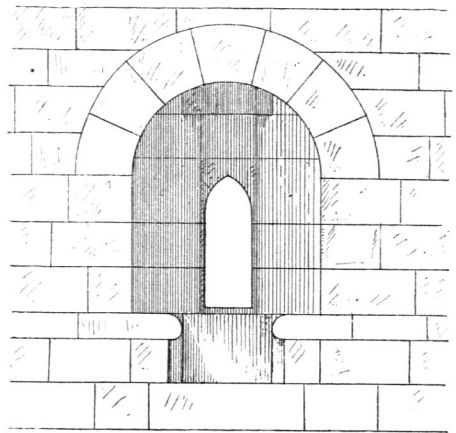
¹⁵⁰⁾ Nach: NAEHER, J. Die Burgen in Elfsafs-Lothringen. Strafsburg 1886.

163.
Anfänge der
Steinkreuze;
Overstolz'sches
Haus.

Wenn wir in das *Overstolz'sche* Haus eintreten, sind wir überrascht, in den nach dem Hofe zu gelegenen Räumen zwei ganz andere Fenster Systeme zu sehen, welche lediglich dazu dienen, möglichst viel Licht von der gefahrlosen Seite ganz unbeschränkt eintreten zu lassen. Wir geben in Fig. 198¹⁵¹⁾ ein solches Fenster oder vielmehr eine Gruppe von vier solchen, welche über einer niedrigen Brüstung bei 0,75 m Weite eine Höhe von nahezu 3,00 m haben. Um diese Höhe zu unterbrechen, ist 1,75 m über der Sohlbank ein Zwischensturz gelegt, der gerade so auf den Säulchen ruht, wie der Sturz in Fig. 183. Der obere Theil ist nun, wie aus dem Durchschnitte ersichtlich, auf eine Verglasung angelegt; der untere dagegen zeigt außen, also auf der Hoffseite, einen Falz, in welchen Holzläden eingefügt wurden. Selbst wenn also diese geschlossen waren, was im Winter wohl dauernd der Fall war, brachten die oberen Oeffnungen Licht in das Gemach. Wir können uns aber auch die Läden aus Rahmen und Füllungen bestehend denken, von denen einzelne wieder offen, durch geforderte Läden und gleichzeitig durch verglaste Fensterrahmen verschließbar waren, so daß

man, je nach Wunsch und Bedarf, entweder von der einen Seite her das verglaste Fenster in diesen Läden einklappen konnte oder von der anderen den geschlossenen kleinen Laden, eine Anordnung, wie wir sie im XV. und XVI. Jahrhundert am Niederrhein, wie in Flandern und den anderen niederländischen Theilen des alten deutschen Reiches häufig finden. Etwas größer noch ist die Anlage in dem anderen nach dem Hofe gehenden Gemache desselben Hauses, welches drei Fenster von nahezu 2 m lichter Breite bei 3,55 m Höhe zeigt, die nur durch zwei Pfeiler von 70 cm Breite von einander getrennt sind (Fig. 199 u. 200¹⁵¹⁾). Hier konnte man nicht einen einfachen Sturz einschieben; es mußte auch zur lothrechten Unterstützung des Haupt-, wie des Zwischensturzes ein Zwischenpfeiler eingestellt werden. Nach außen ist dieses Fenster vollständig glatt; es sind nur die Falze vorhanden, in welche die Läden sich einfügten, je ein geforderter in jede Oeffnung. Die Schaufseite ist nach innen gerichtet. Innen sind die Pfeiler profilirt und die Profilierung auch um den Sturz herumgeführt. Innen sind säulenartige Rundstäbe an die Pfeiler der Steinkreuze durch Binder fest gehalten und in die Ecken der Pfeiler gestellt. Um am Sturze oben einen Binder für den Rundstab anbringen zu können, welcher am Pfeiler des Steinkreuzes steht, sind die beiden am Sturze anzubringenden Rundstäbe schräg in die Höhe gezogen und ihr Binder senkrecht auf jenen des Pfeilerbinders gestellt. An der Brüstung sind jene

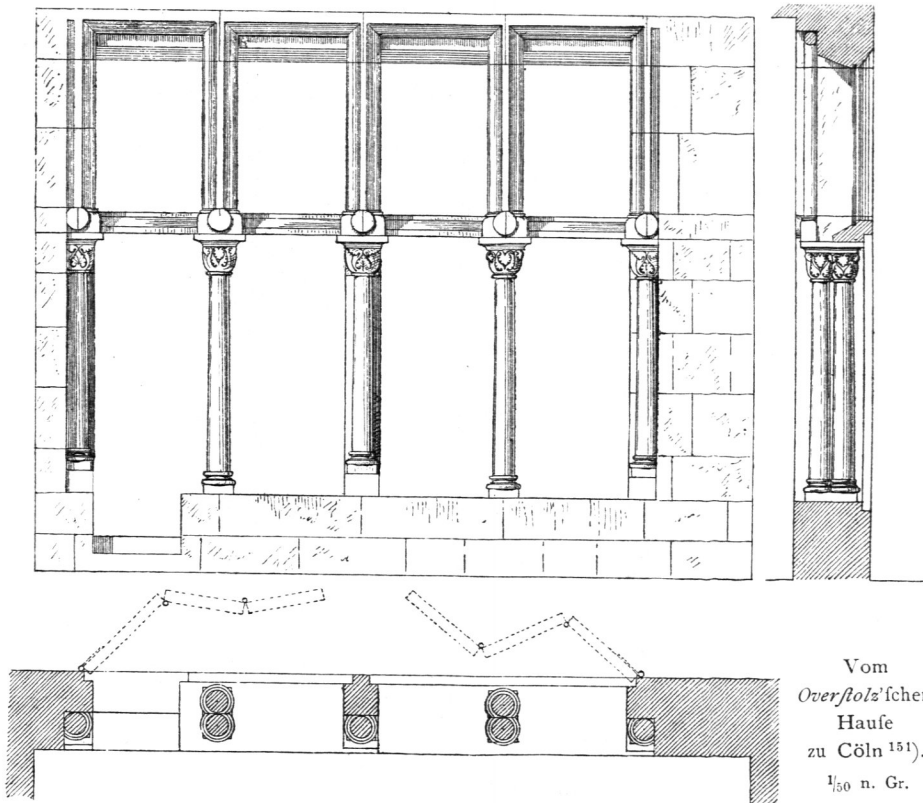
Fig. 197.

Fenster aus der Burg Ortenberg (Elfafs¹⁴⁰⁾.

1/50 n. Gr.

¹⁵¹⁾ Nach: BOISSERÉ, a. a. O.

Fig. 198.



Sitzbänke angebracht, welche die Fensternische so behaglich machen. Zu bemerken ist noch, dafs, wenn die Läden etwa sämmtlich zu gleicher Zeit geöffnet werden sollten, sie nicht vollständig umgelegt werden konnten, sondern gerade hinausstehen mußten.

Die Entstehung der Steinkreuzfenster im XIII. Jahrhundert lernen wir also beim *Overstolz'schen* Hause in Cöln kennen, und zwar gleich in beträchtlichen Mafsen; nur war dort der ganze Schmuck nach innen gelegt und nur eben Falze im Aeusseren. Diese Steinkreuzfenster bildeten nun von da an das Hauptmotiv für die Fensterbildung im gesammten Profanbau Deutschlands im XIV. und XV. Jahrhundert. Es würde unmöglich sein, ein erschöpfendes Verzeichnifs der Bauten mit Steinkreuzfenstern aufzustellen. Wir haben an den oben vorgeführten Beispielen gerade genug. Der Gürzenich (siehe Fig. 43, S. 68) zeigt sie in grofsen Mafsen, das Cölner Kaufmannshaus (siehe Fig. 57, S. 83) in etwas kleineren; wir sehen sie dann an den Häusern zu Steyr (siehe Fig. 62, S. 91) u. f. w. Allenthalben ist ihre Construction sehr einfach; die Profilirung erhebt sich bis zu jener Gliederung, welche auch die Mafswerkspfoften erhalten. Theilweise ist in entsprechende kleine Falze, welche etwa in der Mitte der Pfoftenstärke angebracht sind, eine Verglasung eingesetzt; theilweise ist die einfassende Gliederung nur auf der Aussenseite vorhanden, und im Inneren sind nur Falze für Holzläden. Später fehlen auch solche, so dafs ein gesonderter Holzrahmen dahinter gestellt werden konnte, welcher Fensterflügel oder Läden aufnahm. Natürlich kommen auch ausnahmsweise innen und ausfen profilirte ohne Falz vor, die demnach gar nicht verschlossen werden konnten.

164.
Steinkreuz-
fenster
des
XIV. u. XV.
Jahrh.

Fig. 199.

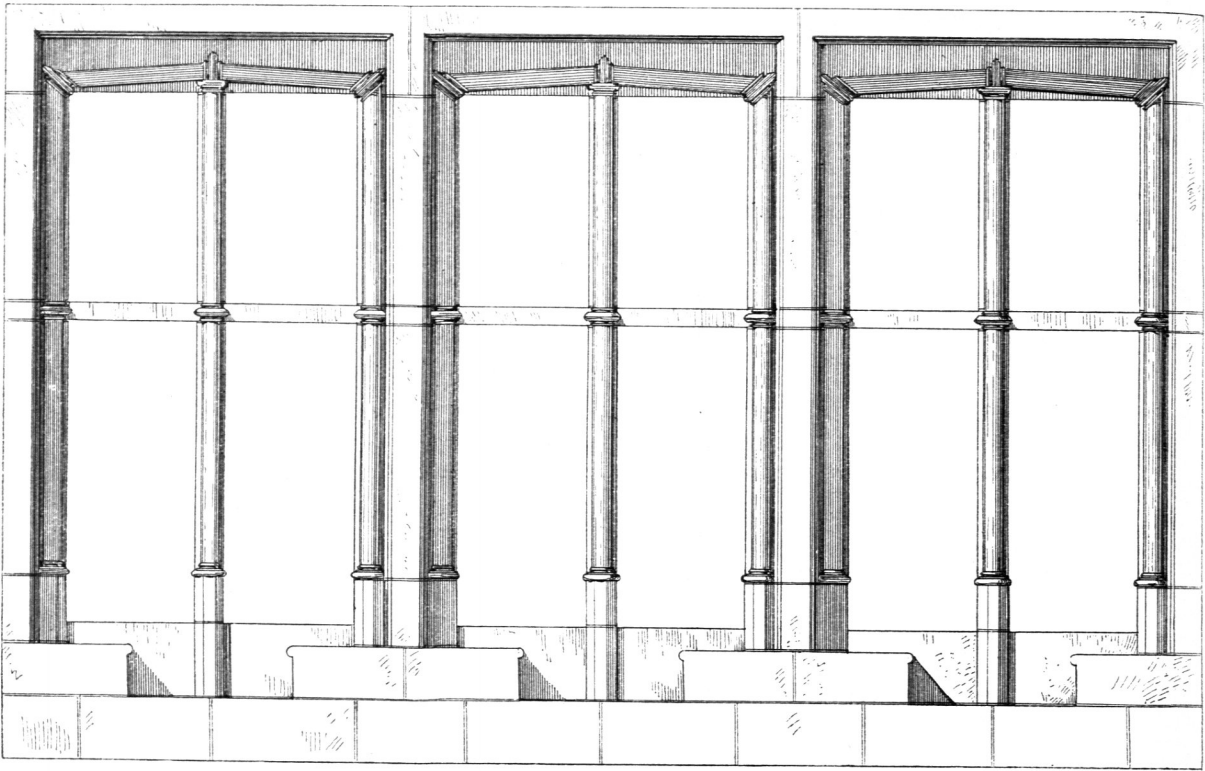
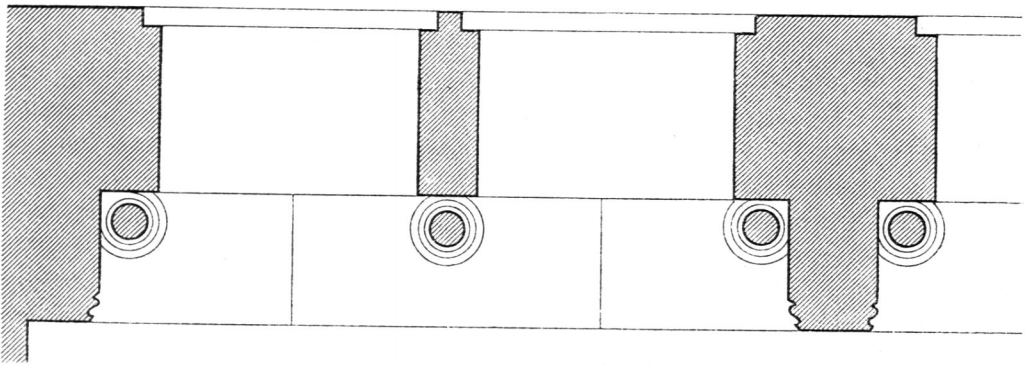


Fig. 200.



Vom *Overstolz'schen* Hause zu Cöln ¹⁵¹⁾.

$\frac{1}{60}$, bzw. $\frac{1}{25}$ n. Gr.

165.
Wehrgang-
fenster
zu
Vayda-Hunyad.

Wo die Verhältnisse es mit sich brachten, verwendete man auch mehrere horizontale Zwischenstürze. Die Fenster des Wehrganges zu Vayda-Hunyad (siehe unten Fig. 212) zeigen zwischen den Erkern, in Harmonie mit deren Fialen- und Wimberg-Architektur, einen spitzbogigen oberen Schluß, von einer Wimberge umfäumt. Die Fenster sind zweitheilig; jeder Theil hat der Höhe nach drei Abtheilungen, oben einen Spitzbogen mit einer Nase. Der zwischen den beiden Spitzbogen bleibende Zwickel ist von einem Wappenschild eingenommen. Unmittelbar unter den Spitzbogen ist ein oberer Sturz, tiefer unten, etwas oberhalb der Mitte

des darunter liegenden Theiles, ein zweiter, unterer Sturz. An der Sohlbank befindet sich unter jeder Fensteröffnung eine profilirte Console. An der Seite der Fenster stehen auf kleinen Consolen schlanke Säulchen, auf deren Kapitellen die Fialen Platz finden, welche zu den Wimpergen gehören. Es ist selbstverständlich, daß mindestens die unteren Oeffnungen dieser Fenster mit Läden verschlossen waren, welche einem ordentlichen Schusse widerstehen und so die Krieger schützen konnten. Der obere spitzbogige Theil mag etwa verglast, vielleicht auch ganz offen gewesen sein. Diese Fenster zeigen wohl die reichste Ausbildung, welche das Steinkreuzfenster nehmen konnte. Die Consolen unter den einzelnen Fensteröffnungen sind ein Motiv, welches auch anderwärts häufige Verwendung fand. Es findet sich z. B. nicht selten in Nürnberg, wo ja die Fenster-Architektur sonst die einfachste war, wo man statt der Fensterkreuze sich mit einfacher Pfostentheilung begnügte.

Noch muß wenigstens hingewiesen werden auf die letzte Phase der Entwicklung, wo der Sturz über den einzelnen Oeffnungen nach den Linien abwärts hängender Bogen und in sonst allerlei phantastischer Weise an der unteren Kante ausgeschnitten ist. Die *Albrechts-Burg* zu Meissen und eine Reihe anderer Werke bieten davon Beispiele. Insbesondere ist Sachsen reich an solchen.

Bezüglich der Fensterverschlüsse haben wir noch auf eine Art hinzuweisen, die im XV. Jahrhundert in Tyrol heimisch war, nämlich auf Schiebeläden, welche in Falze des Mauerwerkes eingeschoben wurden. Ein Beispiel eines solchen Verschlusses ist in Fig. 97 (S. 119) gegeben. An Stelle der Läden finden sich auch Rahmen mit Verglasung.

Die Steinkreuzfenster, an deren Stelle, wo die Höhe zu einem Zwischensturze keine Veranlassung gab, bloß durch Pfosten abgetheilte Fenster treten, überdauerten das Mittelalter und sind in Cöln z. B. noch im XVII. Jahrhundert in Verwendung, allerdings ohne Profilirung, nur eben äußerlich mit Falzen versehen, in welche man Läden einklappen konnte, gerade wie bei jenen ersten im XIII. Jahrhundert. Es ist ja überhaupt auffällig, wie schwer die Renaissance, so freundlich sie von den Gebildeten in Deutschland aufgenommen worden war, die einzelnen traditionellen Anlagen verdrängen, wie sie nur durch deren Aufnahme, unter Preisgebung der classischen Reinheit und Feinheit, sich zu einer nationalen, d. h. einer in den breiten Massen des Volkes wurzelnden Kunst entwickeln konnte.

In Frankreich fanden auch im Schlusse des XV. Jahrhunderts die Steinkreuze Eingang, und wir finden sie z. B. in dem Hause des *Jacques-Coeur* (siehe Fig. 78, S. 102), wie im *Hôtel de Cluny* zu Paris (siehe Fig. 79, S. 103). Bei letzterem Gebäude sehen wir in der Höhe des Zwischensturzes ein Gefims an der Wand hin von Fenster zu Fenster laufen und sich mit gebrochenen Ecken um den oberen Theil der Fenster herumziehen. Seinen Ursprung hatte das Motiv darin, daß die Zwischensturze nicht die Höhe einer ordentlichen Quaderschicht hatten, daß sie also mit ihren Enden entweder in einen anderen Quader eingesetzt werden mußten oder daß man um ihretwillen eine solche niedrige Schicht (in Nürnberg »Ratzenschicht« genannt) durch das Mauerwerk laufen lassen mußte. Diese niedrige Schicht verfaß man alsdann mit einem Gefimsprofil und ließ es als Ueberschlaggefims über das Fenster weggehen.

Die oben gegebene Ansicht des *Hôtel de Cluny* in Paris zeigt uns auch die Anwendung der großen steinernen Dachfenster, welche natürlich noch ihr Auflager auf der Frontmauer des Hauses hatten. Dort geht auf einem stark ausladenden

166.
Fenster der
Albrechts-
Burg.

167.
Schiebeläden.

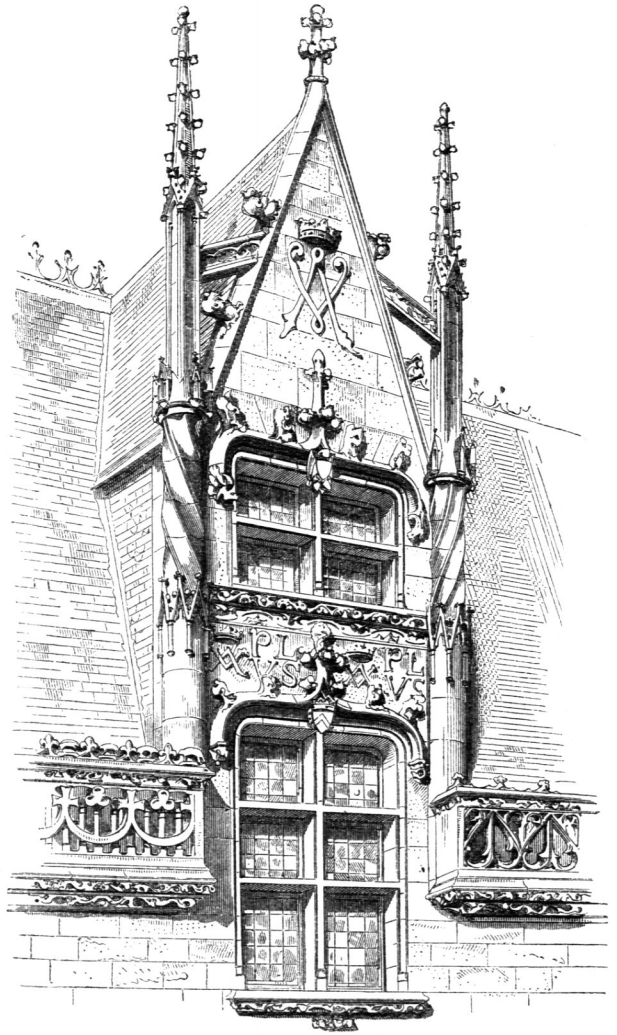
168.
Beibehaltung
der
Steinkreuze
nach dem
Mittelalter.

169.
Steinkreuze
in
Frankreich.

170.
Steinerne
Dachfenster.

Gefimfe ein Gang hinter einer durchbrochenen Steinbrüstung vor diesen Dachfenstern hin, welche ebenfalls mit Steinkreuzen versehen sind. Anderwärts sind diese Gänge nur von einem Fenster zum anderen auf dem ausgeladenen Gefimfe angeordnet. Fig. 201¹⁵²⁾ giebt wohl das reichst decorirte Dachfenster dieser Art wieder, welches sich am Schlosse zu Josselin (Bretagne) befindet. Dort ist die eigene Anordnung getroffen, daß die Fenster des obersten Geschosses, doppelte Steinkreuzfenster mit Wimpergen, weit über das Gefimfe in die Höhe gehen und als Dachfenster erst das niedrige, obere Steinkreuzfenster mit Wimperge angesehen werden kann. Die Randeinfassung des Dachfensters stellt Eckthürmchen dar, aus deren Spitzdache zwischen vier simulirten Dachfensterchen hohe Fialen heraussteigen. Der Giebel der Lucarne entspricht diesen Fialen als Wimperge; aber die französische einfache Haltung der Giebel des Wohnbaues überhaupt, auf welche wir schon oben aufmerksam gemacht haben, tritt auch hier auf, und es ist nur ein einfaches Monogramm als Schmuck der dreieckigen Fläche angebracht. Das ganze Dachfenster ist so hoch hinaufgetrieben, daß sein First mit jenem des Hauptdaches zusammentrifft. Diese französische Anordnung der Dachfenster ist in Deutschland sehr selten. Doch bietet die *Albrechts-Burg* zu Meissen (siehe die Tafel bei S. 97) auch Beispiele derselben, allerdings weit entfernt von dem ausgefuchten Reichthum unseres französischen Beispiels.

Fig. 201.

Dachfenster vom Schlos zu Josselin¹⁵²⁾.

171.
Kellerfenster.

Wiederholt schon ist auf die unendliche Fülle abwechselnder Motive hingewiesen worden, welche die Schlussperiode der Gothik hervorgebracht hat und durch welche der im Allgemeinen doch einfache Profanbau jener Zeit den grossen, pikanten, malerischen Reiz gewonnen hat, durch welchen er uns erfreut. Es sind mitunter

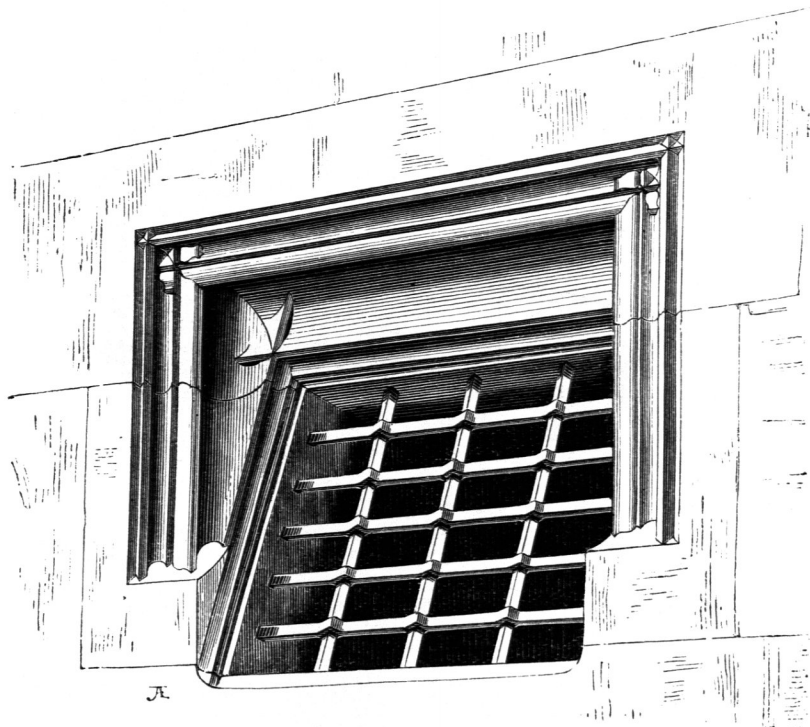
¹⁵²⁾ Nach: VIOLLET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 6. Paris 1863. S. 190.

Kleinigkeiten, die aber doch die Liebe erkennen lassen, mit welcher der einzelne Meister, vielleicht auch nur ein Gefelle, dessen Namen aufzubewahren weder er selbst, noch sonst Jemand dachte, sich in seine Arbeit vertiefte. War es der Meister selbst, oder war es einer seiner Gefellen, welcher am Rathhause zu Krakau ein in einen gewölbten Raum vom oberen Theile desselben hinableuchtendes Fensterchen, das Kellerfenster, so gestaltete, wie es in Fig. 202¹⁵³⁾ erscheint, daß er das Profil sich oben erweitern liefs und innerhalb der lothrechten Umrahmung noch eine schräge herstellte?

Wenn wir jene bei den älteren Bauten häufigen, in starken Mauern angebrachten Fensternischen anschauen, welche, wie z. B. die Dachfenster der Albrechtsburg zu Meissen, bei ihrer großen Tiefe gewissermaßen ein eigenes kleines Gemach

172.
Ausgebaute
Fenster.

Fig. 202.



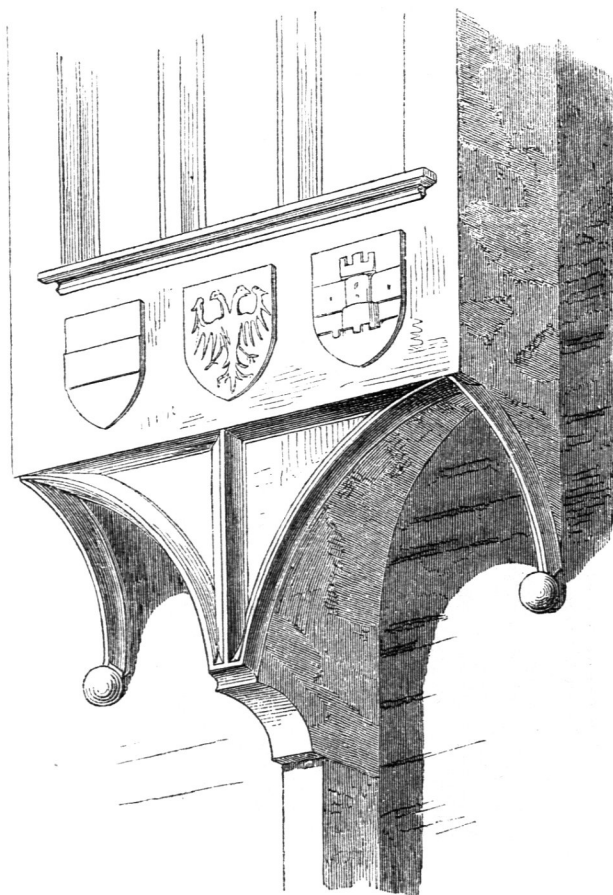
Vom Rathhaus zu Krakau¹⁵³⁾.

bilden, so freuen wir uns der Behaglichkeit, mit welcher ein solches eingerichtet werden konnte. Mitunter ist trotz der Kleinheit des Raumes der Blick durch das Fenster besonders anziehend; mitunter ist es auch die Lichtstimmung, welche das Gemach erhält, wenn aus der tiefen Nische das Licht in den Raum fällt. Wir können es deshalb recht wohl begreifen, daß man im XV. Jahrhundert, vorzugsweise in der zweiten Hälfte desselben, wenn die Dicke der Mauern nicht zureichend war, einzelne Fenster auf Vorkragungen aus der Mauer nach außen hervortreten liefs und so künstlich eine tiefe Nische bildete, welche im Inneren des Raumes wesentlich die Behaglichkeit, außen die malerische Erscheinung desselben förderte. Fig. 203 giebt ein Beispiel

¹⁵³⁾ Nach des Verfassers Buch: Die mittelalterlichen Kunstdenkmale der Stadt Krakau. Leipzig 1866.

vom Rathhause zu Perchtoldsdorf bei Wien¹⁵⁴⁾. Ein zweites, bei welchem der Vorprung so weit geht, daß auch an den Seiten noch Fensteröffnungen angebracht werden konnten (Fig. 204), ist einem Hause zu Freiburg i. B.¹⁵⁴⁾ entnommen. In sehr verschiedener Art sind diese Vorkragungen gebildet. Meist sind es consolenartig über einander vortretende Steine von verschiedenem Profil, welche dann durch Bogen mit einander verbunden sind oder auf welche eine Platte gelegt wurde, die

Fig. 203.

Vom Rathaus zu Perchtoldsdorf¹⁵⁴⁾.

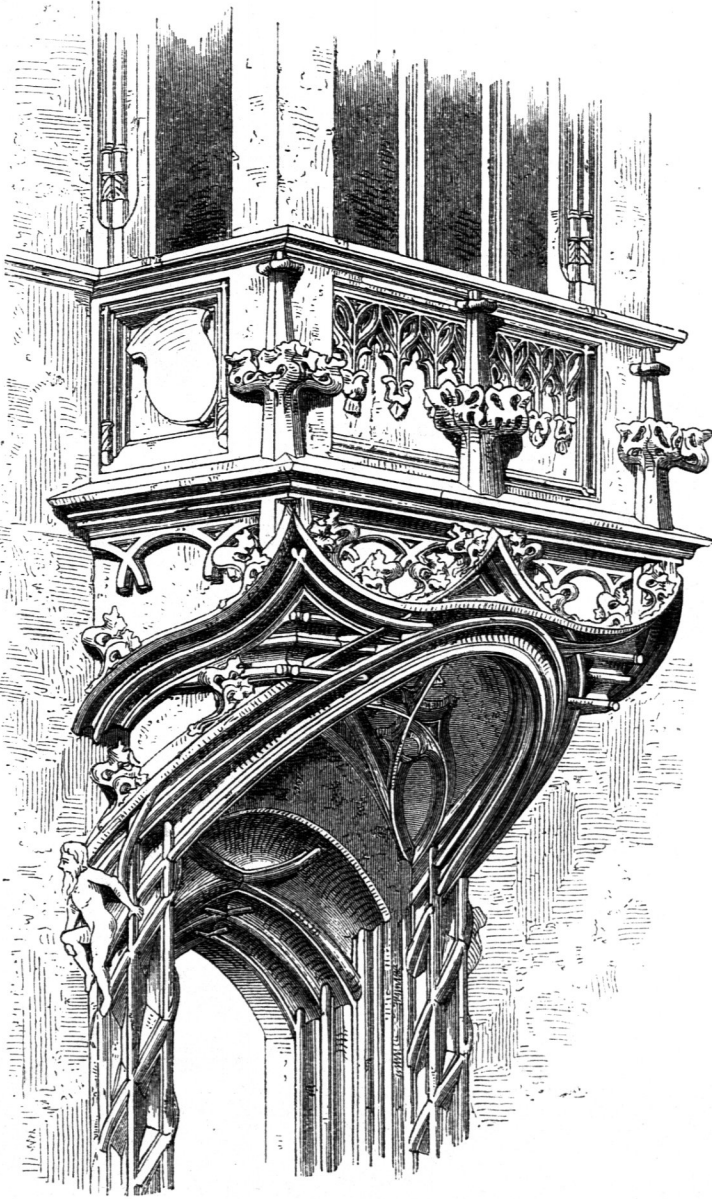
zugleich den inneren Fußboden bildete. Fig. 205 bis 207¹⁵³⁾ geben verschiedenartige Proben solcher vorgekragten Steine, die man ja auch zum Tragen von Galerien und anderen ausgeladenen Bautheilen verwendete. Sie sind aus Krakau und haben bei der Wiederherstellung des *Collegium Jagellonicum* dort einen neuen Platz gefunden.

Wir beschließen dieses Kapitel mit der Darstellung des vortretenden Fensters, welches *Hans Beheim* im Jahre 1515 im Nürnberger Rathhause am Gange vor der

¹⁵⁴⁾ Nach Zeichnungen des Verfassers veröffentlicht in: Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. Bd. VI. Wien 1861. S. 1. o.

Rathsstube errichtet hat (Fig. 208¹⁵⁵). Die Abschlußmauer dieses Ganges nach dem Hofe ruht auf einem Bogen, und es mußte deshalb die Vorkragung des Fensters in diesen Bogen eingreifend so hergestellt werden, daß eine ganze Reihe von Steinen, einerseits fünf neben dem Schlufssteine, andererseits deren zwei, im

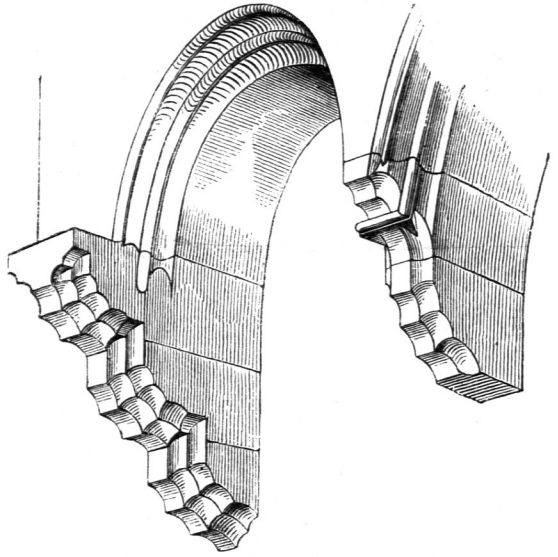
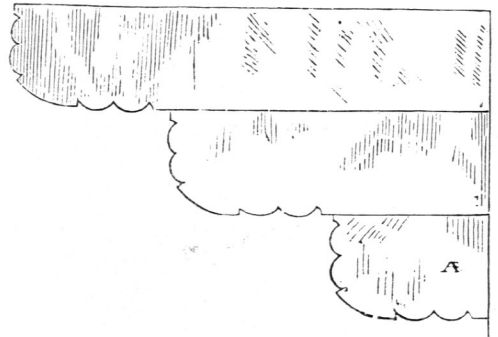
Fig. 204.

Von einem Hauße zu Freiburg i. B.¹⁵⁴).

¹⁵⁵) Nach einer Zeichnung, welche der treue Mitarbeiter des Verfassers beim letzten Rathausbaue zu Nürnberg, der ihm vom Magistrate zugewiesene Architekt *Wallraff* aus Gernsbach, im Baubureau anfertigte und die er später auch in dem Werke: »MUMMENHOFF, E. Das Rathaus zu Nürnberg« (Nürnberg 1891) mit einigen Aenderungen verwendete. Bei der langen Dauer dieser unserer gegenwärtigen Arbeit ist unsere Reproduction schon einige Jahre vor jener früher ausgegebenen angefertigt.

Ganzen also acht grofse Steine des Bogens, faft meterweit aus demselben heraustreten. In diese ist das Profil der Vorkragung gehauen und an daffelbe anschneidend das Profil des Bogens. Mafswerk-Verzierungen verkleiden die Fläche des kleinen Gebäudes. Eine aus gewundenen Stäben bestehende säulenartige Verzierung belebt die Mitte; das Dach ist ein einfaches Steindach mit leicht gehöhlten schrägen Flächen; durch Einbinden desselben in das obere Mauerwerk wirkt es der Tendenz jeder ausgekragten Masse, sich oben vorzuneigen, entgegen. Das ganze kleine Bauwerk hatte offenbar den Zweck, da es der Haupttreppe zum grofsen Saale

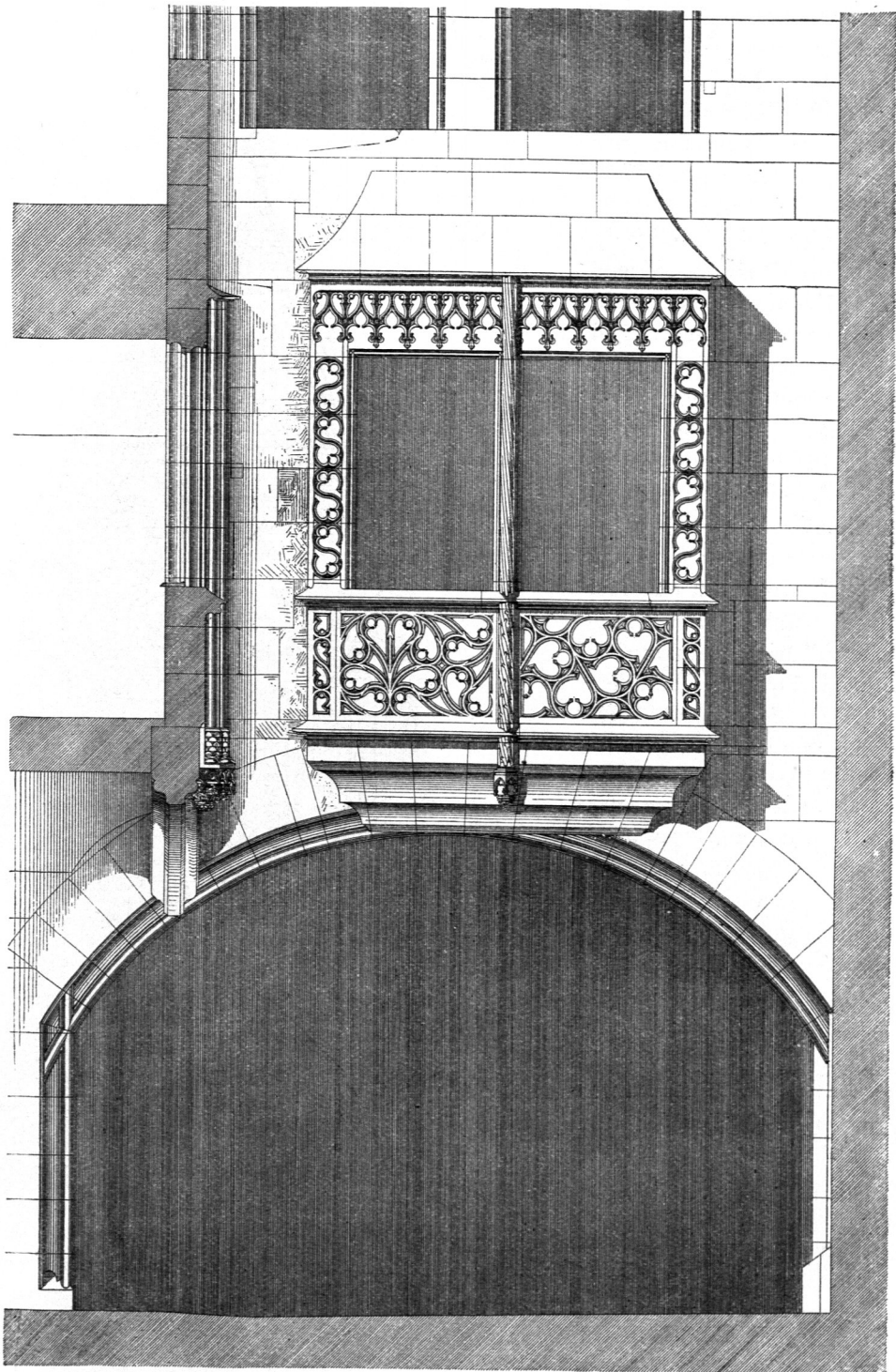
parallel steht, von dieser also gesehen werden konnte, von den zum Saale Aufsteigenden durch die Seitenfenster der Treppe gesehen zu werden und somit das reizende Bild abzurunden, welches der kleine Rathhaushof bot. Es follte etwa auch den Raum für jene erweitern, welche vor der Rathsstube zu warten hatten.

Fig. 205¹⁵³⁾.Fig. 206¹⁵³⁾.Fig. 207¹⁵³⁾.

e) Die Chörchen und Erker.

Die Hauscapellen lassen fast durchweg auch von aussen sich erkennen und tragen so wesentlich zur Belebung der äusseren Erscheinung der Wohngebäude bei. Zum mindesten ist, selbst wenn sie in nebenfächlichen, gangartigen Gelassen untergebracht sind, ihr Fenster anders gebildet, als jene der Wohnräume, und tritt so belebend aus der Reihe der übrigen hervor. Meist aber sind es die Chörlein, an welchen auch von aussen die Capelle erkannt wird. Wir haben bei Betrachtung der Capellen schon diese Chörlein erwähnt, bei einigen Beispielen gerade auf sie hingewiesen als Beweis, dass in dem betreffenden Bau eine Capelle vorhanden ist, welche schon äusserlich sichtbar wird. Was die älteren dieser Chörlein betrifft, so

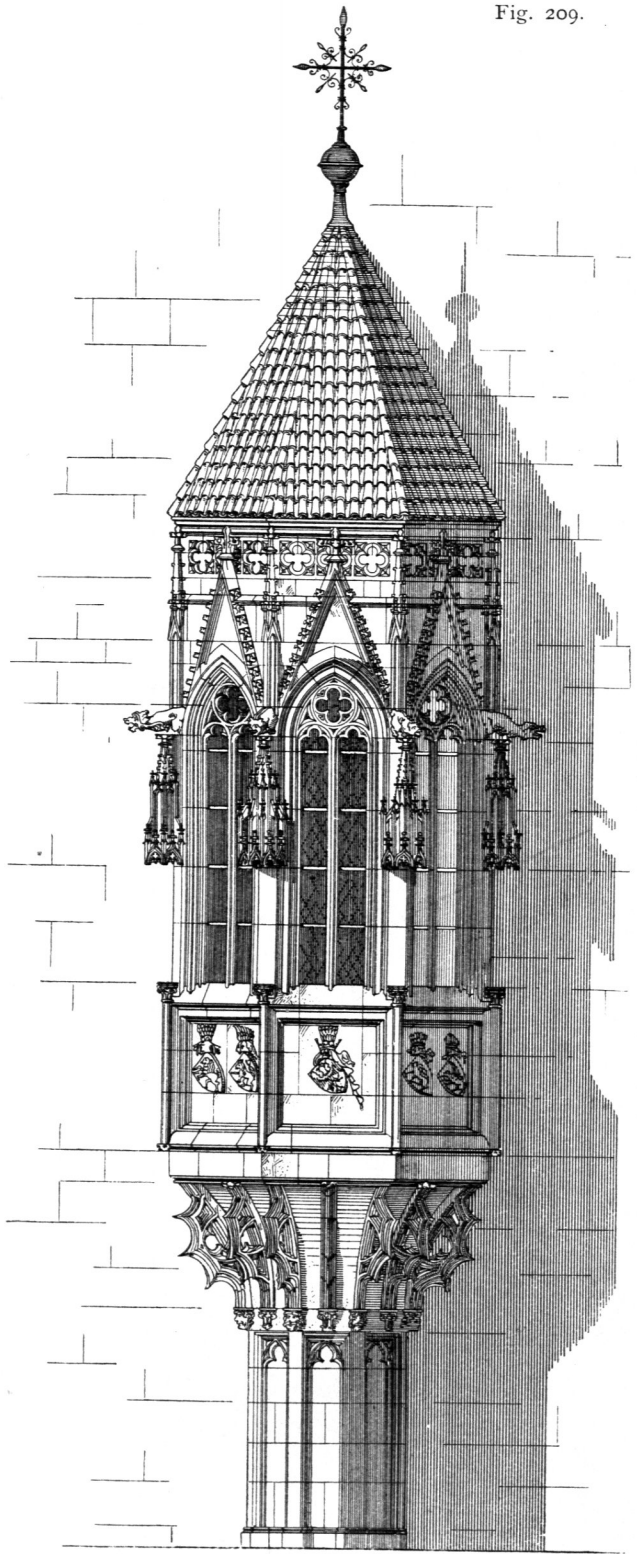
Fig. 208.

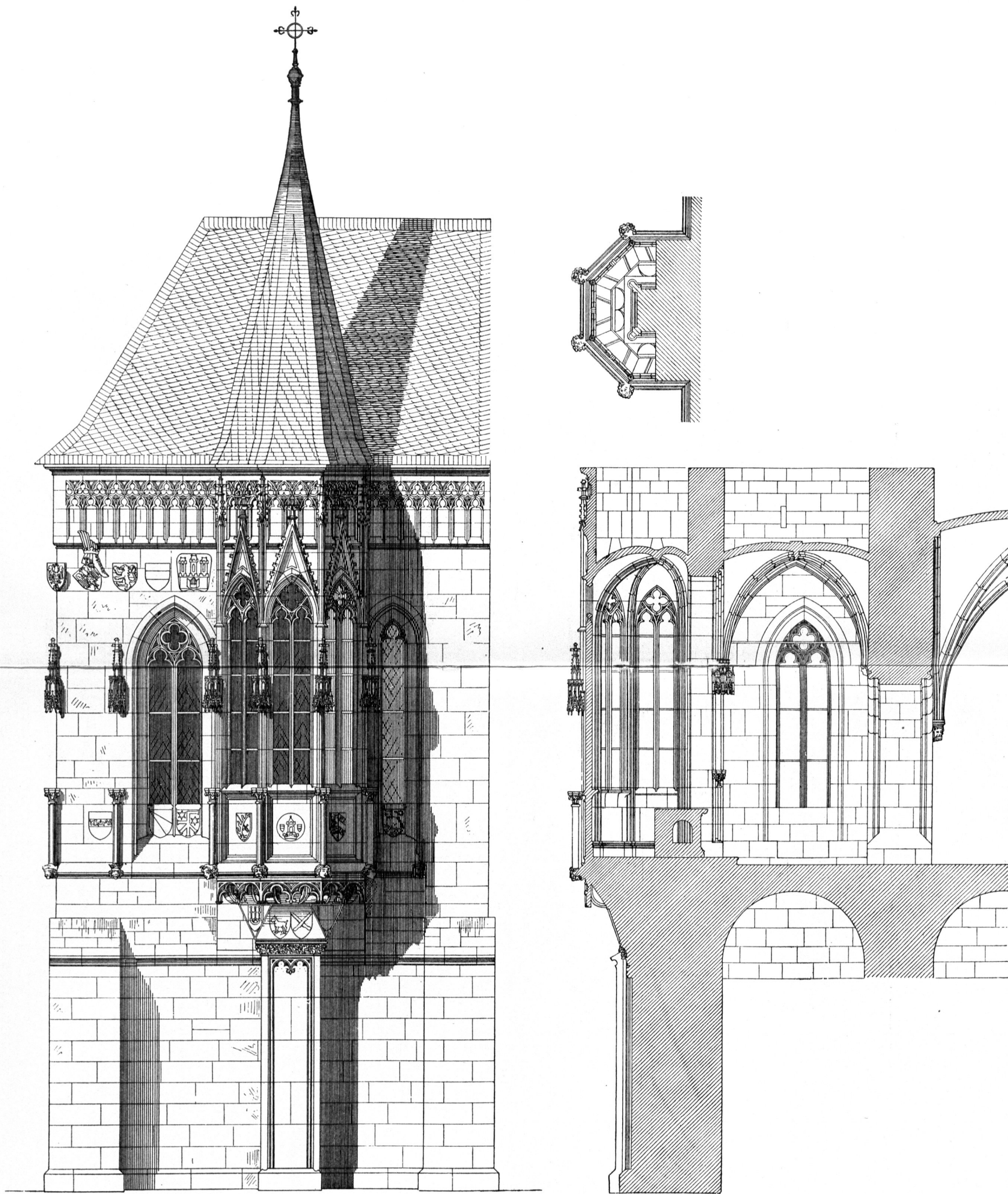
Vom Rathhaus zu Nürnberg ¹⁵⁵). $\frac{1}{50}$ n. Gr.

sind dieselben so einfach, daß wir selbst den kleinen Abbildungen, wie sie in Fig. 37 (S. 77) u. 70 (S. 128) des vorhergehenden Heftes dargestellt sind, nur wenige Worte beizufügen haben. Sie sind halbrund mit steinernem Dache, jener von Landsberg mit einem Rundbogenfrieze, mehreren Lisenen, so wie mehreren verschieden gestaltigen Fenstern versehen, auf einem profilirten consolenartigen Träger aufgebaut. Jener des Trifels hat ein reich verziertes Gesims mit Bogenfries, ein einziges Fenster und sein Unterbau besteht aus zwei Consolen, welche durch ein Gewölbe mit einander verbunden und durch Halbgewölbe an den Thurmern angeschlossen sind. Das Chörlein der Capelle des Kamperhofes in Cöln ruhte auf einem profilirten, halbrunden Unterbau und hatte drei spitzbogige Fenster; das Dach war mit Schiefeln gedeckt. Zu dem, was wir in Art. 58 (S. 64) über das einfache Chörchen am Nürnberger Rathhause gesagt, haben wir gleichfalls nichts beizufügen.

Aber im Laufe des XIV. Jahrhunderts bildete sich die Architektur dieser Chörchen zu wahren Schmuckstücken aus. So ist das auf der neben stehenden Tafel abgebildete Chörchen der Hauscapelle am Prager Rathhause mit einem Reichthume ausgestattet, der bis dahin unerhört war. Das Untergeschoß des ganzen Baues hat einen beträchtlichen Vorsprung, der noch in der Breite des Chörchens emporgeführt ist, so daß dessen Ausladung um so weniger be-

Fig. 209.

Vom Carolinum zu Prag ¹⁵⁶). — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

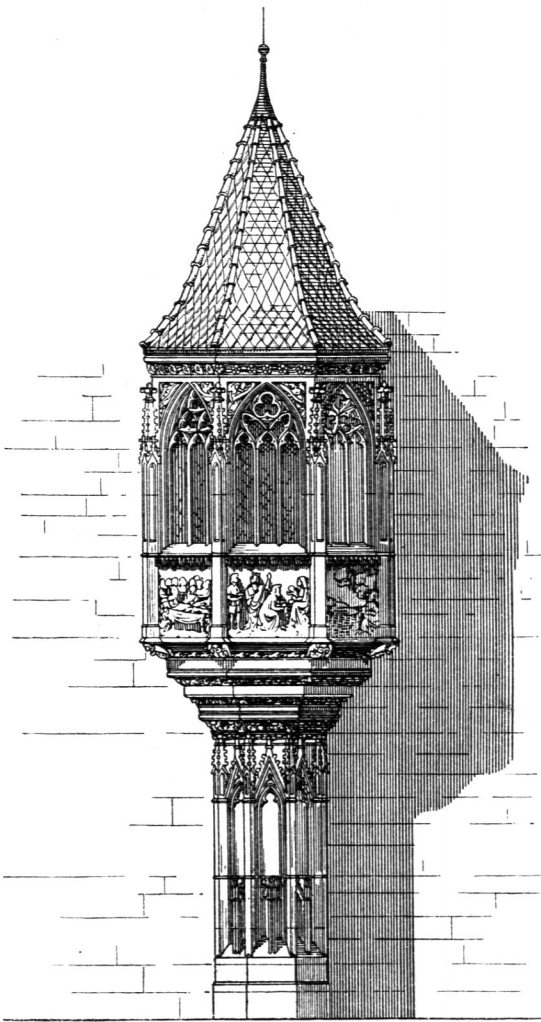


1:100
10 5 0 1 2 3 4 5 m

Hauscapelle am Rathaus zu Prag.

trächtlich zu werden brauchte, als noch ein rechteckiger Pfeiler einen besonderen Unterfatz bildet. Der Uebergang in das Achteck ist auf dem Kapitell dieses Pfeilers so hergestellt, daß eine lothrechte, dreikantige Fläche von den Ecken des Pfeilers in die Höhe geht, vorn ein oben schmaleres, gering ausgeladenes Paralleltapez sich zwischen diese beide Dreiecke stellt, während halbe solche Trapeze die Seiten einnehmen. Auf das so hergestellte Achteck sind vier breite Consolen vorgehoffen, zwischen welchen eine schräge Fläche nach oben vortritt, so daß

Fig. 210.



Vom Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg.

1/100 n. Gr.

ein volles Auflager für das Gefims gegeben ist, von welchem ein durchbrochener Mafswerk-Bogenfries herabhängt. An den Ecken des weit ausgeladenen Gefimses sind Köpfe als Consolen angebracht, auf welchen die Ecken des Chörchens einfassende Säulen stehen, deren Kapitelle in Brüstungshöhe Figuren tragen sollten, über welchen reiche Baldachine angehängt sind, von denen sodann eine Fialen-Architektur bis zum Hauptgefims emporgeht, zwischen der die schlanken, spitzbogigen Fenster mit starken Wimpergen versehen sind. Ein einer Galerie entsprechender Mafswerkfries schließt die ganze Capelle und somit auch das Chörchen oben ab, welches durch ein hoch aufsteigendes Spitzdach den Charakter eines Thürmchens erhält.

Ganz verwandt damit ist das Chörchen am Carolinum zu Prag, welches jedoch bei geringer Höhe, insbesondere des Unterbaues, etwas mehr in die Breite entwickelt ist. Es ist insbesondere die eigenthümliche Bildung des Unterbaues, welche zunächst in das Auge fällt. Ein achteckiger Pfeiler trägt denselben; eine einfache große Hohlkehle zeichnet den ausladenden Körper; aber an jeder Kante, wie in der Mitte jeder

175.
Chörchen
vom
Carolinum
zu
Prag.

Fläche steigt von einer Console eine Rippe auf, welche durch frei vorhängendes Mafswerk einen sehr bewegten Contour zeichnet (Fig. 209¹⁵⁶).

Wesentlich kleiner, insbesondere niedriger ist das schöne Chörlein am Sebalder Pfarrhof zu Nürnberg, welches noch reicher ausgestattet ist, als die beiden Prager. Wir geben dasselbe in Fig. 210 im gleichen Maßstabe, wie die Prager wieder. Schon

176.
Chörchen
vom Sebalder
Pfarrhof
zu Nürnberg.

¹⁵⁶) Nach den Aufnahmen der Wiener Bauhütte.

der Unterbau ist hier mit Fialen und Wimpergen geziert und hat fünf Unterfätze für Figuren. Reich gegliedert und mit vier durch Ornament belebten Hohlkehlen versehen, erhebt sich auf diesem Pfeiler die Ausladung. Das Chörchen selbst ist an den Ecken mit Fialen versehen; die Brüstungen tragen Szenen aus der biblischen Geschichte in hohem Relief, und es sind über denselben Reihen von Baldachinen unter dem Brüstungsgeſimſe angelegt. Reiche, dreitheilige Maßwerkwfenster und über denselben abermals Figuren in den Zwickeln derselben füllen die Hauptflächen. Ein mit einer Hohlkehle, in welcher ein Rosenfries sich befindet, versehenes Gesimſe ſchließt den Bau ab, der jetzt ein außer Verhältniß niedriges Dach trägt, das auf unserer Zeichnung auf das richtige Verhältniß erhöht ist.

177.
Andere
Chörchen
zu
Nürnberg.

Auch an das schöne Chörlein am *Schlüſſelfelder'schen* Thurme in Nürnberg müſſen wir unter Hinweis auf die auf S. 86 gegebene Fig. 58 erinnern, weil daſelbſt ſtatt des ſonſt überall üblichen Spitzdaches, eine thurmartig gebaute Laterne für ein ewiges Licht errichtet, dadurch aber ein noch leichteres Verhältniß erzielt iſt, als ſonſt durch die Thurmspitzen.

Noch ein drittes Chörlein von einiger Bedeutung beſaß Nürnberg im alten Lorenzer Pfarrhofe, welches, wie wir oben bei Betrachtung der Hauscapellen geſagt, in einer Copie am neuen Pfarrhofe unter Benutzung einzelner der alten Steine wieder errichtet wurde. Es iſt das einfachſte derſelben in Fig. 211 (im Maßſtab von 1:100) dargeſtellt, aber ebenfalls mit einem entſprechenden Spitzdache; denn in der Ausführung mußte ſich des oberen Stockwerkes wegen die Copie auch mit einem recht niedrigen Dache begnügen.

Nur um nicht den Schein zu erwecken, als würden wir gerade das uns am allernächſten Liegende überſehen, ſei auch das ſonſt ganz einfache Doppelchörchen erwähnt, welches im ehemaligen Auguſtiner-Kloſter ſich befand und jetzt mit den Reſten deſſelben in das Germaniſche National-muſeum übertragen und dort wieder aufgebaut iſt. Das untere Chörchen gehörte dem Kapitelsaal an, von welchem in Art. 93 (S. 112) die Rede war, das darüber ſtehende dem Dormitorium und wurde als *St. Auguſtins-Capelle* bezeichnet.

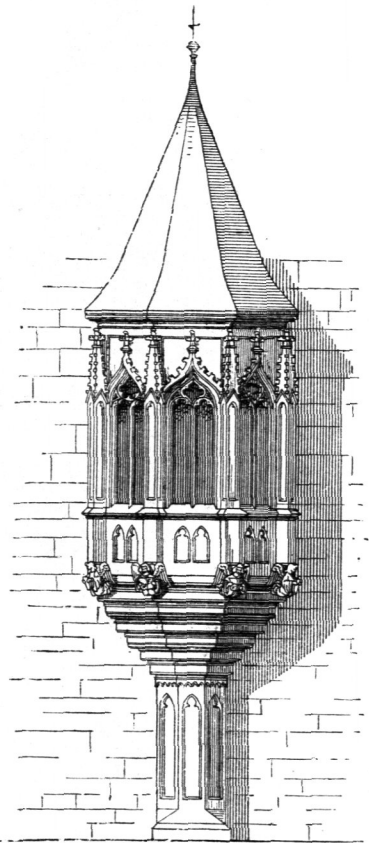
178.
Chörchen
zu
Maulbronn.

Zum Schluſſe geben wir, unter Hinweis auf das in Art. 124 (S. 166) Geſagte, mindeſtens noch in kleiner perspectivifcher Zeichnung, das Chörlein der Abtſwohnung zu Maulbronn wegen des hohen Unterſatzes, da die Capelle ſich im II. Obergeſchoß befand (Fig. 212¹⁵⁷).

179.
Erker.

Die Thürmchen, welche polygon angelegt an den Ecken und auf den Flächen der Gebäude ſich erheben, ſind mitunter auf ein einzelnes Stockwerk reducirt und haben alſdann im Aeuſſeren faſt das Ausſehen von Chörchen; ſie ſind indeſſen nur

Fig. 211.



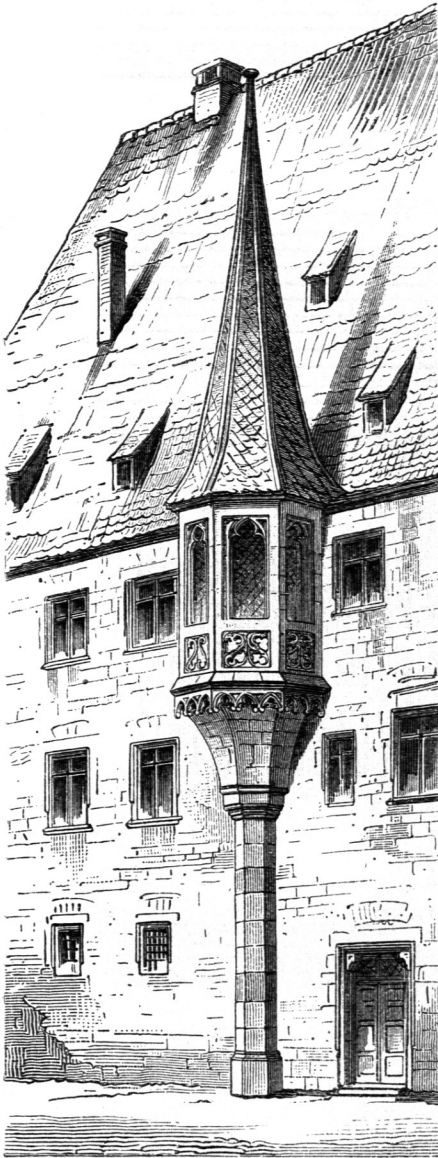
Vom Lorenzer Pfarrhof zu Nürnberg.

1/100 n. Gr.

157) Nach: PAULUS, E. Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1873—79.

Erker. In der Regel sind sie jedoch einfacher, als die wirklichen Chörlein; insbesondere aber zeigen die Fenster meist die einfache Steinkreuz-Construction und sind nicht spitzbogig und mit Maßwerk versehen, wie die Kirchenfenster. Auch gehen die Capellen-Chörchen ausnahmslos gegen Osten.

Fig. 212.



Vom Kloster zu Maulbronn 15').

Wir würden das zuletzt dargestellte Chörchen, weil es nicht orientirt ist, nicht als solches, sondern als Erker bezeichnen, wenn es nicht gerade an der Curie des Abtes sich befände, die ohne Hauscapelle nicht denkbar ist. (Vergl. Art. 126, S. 166).

Wir haben ja doch manche Erker, die den Chörlein fast noch ähnlicher sind. Da wir nicht viele Beispiele geben können, so bieten wir in Fig. 213 eines der schönsten und reichsten Beispiele eines solchen den Chörlein verwandten Erkers, wie deren vier an der Westseite des Saalbaues auf der Burg Vayda-Hunyad (siehe Art. 110, S. 140 des vorhergehenden Heftes) sichtbar sind. Diese vier Erker stehen in der Mitte des Wehrganges und erheben sich auf Strebepfeilern, welche den Saalbau stützen; gleich Chörlein sind sie an den Kanten mit Fialen besetzt, zwischen denen über einem horizontalen Gesimse Wimperge den oberen Theil der Fläche beleben, während ganz getrennt davon Steinkreuzfenster in den Flächen liegen, welche, um der kriegerischen Bedeutung wenigstens einigermaßen Rechnung zu tragen, nicht mit Verglasung, sondern mit kräftigen Holzläden versehen waren, die, wenn sie so construirt waren, wie in Art. 156 (S. 192) angegeben, auch die friedliche Benutzung nicht hinderten.

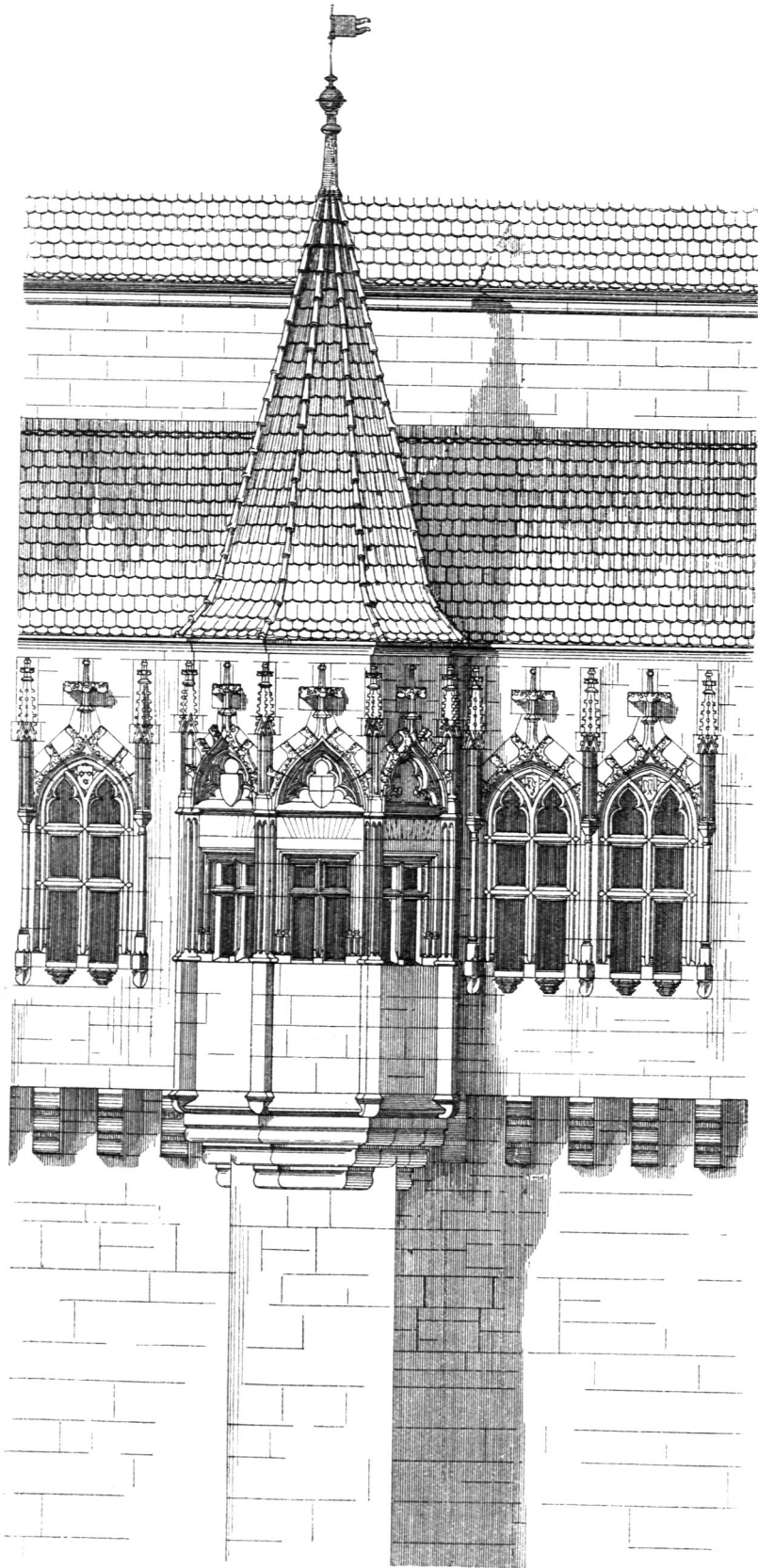
180.
Erker
zu
Vayda-Hunyad.

Auf dem gesammten Architekturgebiete gehen verschiedene Motive durch Zwischenstufen in einander über, und so streifen auch die Erker andere Motive. Beim Studium der Treppenthürmchen ist davon zu sprechen, daß deren malerische Erscheinung dazu beitrug, daß man ähnliche Thürmchen, auch ohne daß sie Treppen enthalten, an die Hausfacaden anlegte, wodurch in jedem Geschoß ein Raum einen Ausbau erhielt, der viel

180.
Erker-
thürmchen.

zur Stimmung des Inneren beitrug. Ein solches Thürmchen, polygon angelegt, besteht somit aus einer Reihe von Erkern über einander. Wir haben in Fig. 214 ein solches aus Innsbruck dargestellt. Eben so wurden auch Reihen flacher, ausgebauter Fenster als Thürmchen an den Fronten in die Häuser gesetzt.

Fig. 213.

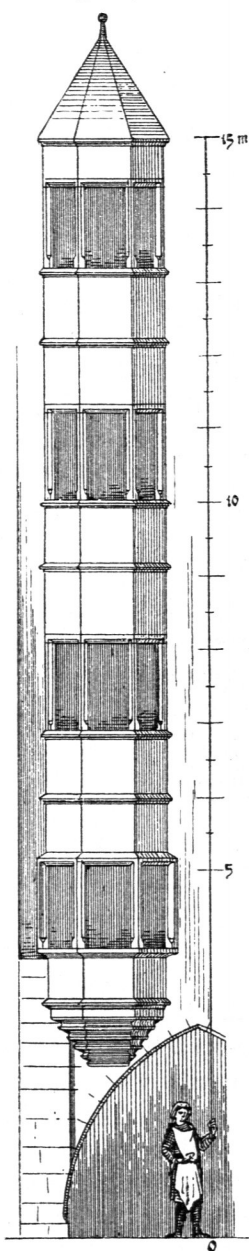


Von der Burg Vayda-Hunyad. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

Im Allgemeinen bezeichnet man alle diese Anlagen, so vielgestaltig sie auch sind, als »Erker«; in Nürnberg heißen sie ausnahmsweise sämtlich »Chörlein«. Es hat diese letztere Bezeichnung in so fern eine Berechtigung, als die ältesten Erker in

182.
Abstammung
des Wortes
»Erker«.

Fig. 214.



Thürmchen zu Innsbruck.

der That Chörlein von Hauscapellen waren und auch die nicht als solche dienenden Erker von diesen gewiss ausgegangen sind. Welches Motiv dem ursprünglichen Begriffe des Wortes »Erker« entsprach, steht noch immer nicht fest. Es ist dieses Wort, welches in der Literatur des Mittelalters, insbesondere bei Mittheilungen der Dichter über Burgen, öfter vorkommt, vielfach von *arcus* (Bogen) abgeleitet worden. Ob dies zulässig ist, so nahe es zu liegen scheint? Alles, was wir heute so bezeichnen, ist kein Bogenbau. Und was die Alten unter dem Worte verstanden haben, wissen wir nicht, da kein Schriftsteller eine Beschreibung eines solchen giebt. Wir sind der Meinung, daß im Mittelalter dieses Wort eine andere Bedeutung hatte; aber nachzuweisen, wie der Gebäudetheil ausah, den man damals als »Erker« bezeichnete, wollte uns nicht gelingen. In Nürnberg benennt man von älterer Zeit her mit diesem Worte heute noch die Dachluken; allein Bogenbauten sind diese auch nie gewesen. Muß etwa, entgegen den Annahmen der Sprachforscher, ein anderer Stamm für das Wort »Erker« gesucht werden, als das lateinische *arcus*?

f) Die äußeren Treppen.

(Freitreppen, Treppenthürme.)

Die Sitte des Mittelalters, alle jene Räume, welche für das Leben im Hause eine gewisse Bedeutung beanspruchten, nicht zu ebener Erde anzulegen, brachte es mit sich, daß die Freitreppen, welche zu höheren Geschossen emporführen, in der mittelalterlichen Architektur eine gewisse Bedeutung erhielten. Es war in Kap. 2 von den Freitreppen der Palasbauten die Rede, deren verschieden gestaltete Anlagen, wenn auch die Treppen selbst meist zu Grunde gegangen sind, doch noch so weit erkennbar waren, daß sie reconstituirt werden konnten; so am Kaiserhause zu Goslar, auf der Wartburg, in Braunschweig u. s. w. Auch von der Freitreppe des Schlosses zu Montargis war die Rede, bei welcher von drei Seiten her breite Läufe auf einem Podest zusammen treffen, von welchem der vierte zur Saalthür emporführt. Wir haben von der hölzernen Freitreppe der Nürnberger Burg gesprochen und nachgewiesen, daß in Münzenberg und Gelnhausen kaum andere, als hölzerne Treppenbauten bestanden haben können.

183.
Palastreppen.

Wir haben also bezüglich der älteren Freitreppen im Profanbau kaum mehr etwas zu sagen. Nur bezüglich der späteren bleiben uns Bemerkungen übrig. Zunächst sei noch einmal darauf hingewiesen, daß, je mehr sich die Hallen zum Saalbau der späteren Zeit entwickelten, um so mehr die Freitreppe zurück- und die

Wendeltreppe an ihre Stelle trat. Noch haben wir zwar auf die Freitreppe hingewiesen, welche vor dem Remter zu Marienburg sich befunden haben muß; wir haben von jener gesprochen, welche zur Eingangsthür der Hochmeisterswohnung geführt hat (*C* in Fig. 31, S. 54). Wir haben von jener gesprochen, welche an der Nordseite des Gürzenich in langem Laufe von einem Podest unterbrochen bedeckt zum Saale emporführte. Wir hätten noch auf manche ähnliche hinweisen können; wir erinnern nur an die hübsche Treppe des früheren Rathhauses zu Neustadt a. d. Haardt, an die *Beheim'sche* des Rathhauses zu Nürnberg, jene des Rathhauses zu Nördlingen und so manche andere ähnliche Anlage. Manche derselben zeigt ja schon die Formen der frühen Renaissance, ist aber doch nur die in anderen Formen erfolgte Erneuerung einer gleichen älteren Anlage, wie dies ja nachgewiesenermaßen auch die *Beheim'sche* in Nürnberg ist. Denn während die älteren Anlagen bis in das XIV. Jahrhundert und wohl in den Beginn des XV. herein alle unbedeckt waren, sehen wir bereits bei der Gürzenich-Treppe, daß sie, wenn auch nach der Seite ganz offen, doch bedeckt war, und finden von da an diese Bedeckung bei allen Nachfolgern, sowohl bei jenen, die wir genannt haben, als bei der großen Zahl der nicht genannten. Meist ist die Treppe mit einer auf Pfeilern und Bogen ruhenden Zarge angelegt, in welche die einzelnen Stufen eingreifen. Auf dieser Zarge stehen sodann dünne steinerne Säulchen oder auch Pfeilerchen, die entweder ebenfalls durch Bogen mit einander verbunden sind und theilweise Tonnen-, theilweise über einander aufsteigende Kreuz- oder Sterngewölbe tragen, theilweise auch steinerne oder auch hölzerne Gebälke, auf welchen einfach das Dach, von unten sichtbar, ruht, wenn nicht eine Täfeldecke die Unterseite desselben bekleidet. In der mannigfaltigsten Weise findet, theilweise recht pikant, die architektonische Ausgestaltung dieser späten Werke statt. Theilweise konnte auch eine architektonisch mit der Treppe verbundene Bedeckung derselben wegbleiben, wenn das Dach des Gebäudes weit vorsprang. Wir erinnern an unsere auf der Tafel bei S. 73 gegebene Abbildung, um nochmals darauf hinzuweisen, wie naiv man solche weite Dachvorsprünge construirte. Lag das Gebäude etwa zwischen zwei anderen zurück, so legte man einfach auf diese beiden vorspringenden Bauten eine frei schwebende Pfette auf und ließ bloß die Sparren selbst oder Schifter von denselben aus zu dieser Pfette gehen, auf welcher sie mit geringem weiteren Vorsprünge auflagen, während von Consolen in der Mauer ausgehende Bügen oder Streben die Pfette noch stützten.

184.
Geradläufige
Aufsentreppen
an
Wohnhäusern.

Auch bei Privathäusern, insbesondere im Süden, wo wieder italienische Vorbilder nahe lagen, finden sich von der Straße aus ähnliche ein-, auch zweiarmlige solche Treppen zu den hoch liegenden Eingangsthüren der Häuser emporgeführt.

Die Scheu aller Wohhabenderen vor ebenerdigen Räumen brachte es mit sich, daß hohe gewölbte Keller angelegt wurden oder Vorrathsräume das Erdgeschoß nach der Straße einnahmen, die nur mit untergeordneten Thüren versehen waren, welche bloß in diese Räume hinabführten; denn meist liegen solche Vorrathsräume, auch wenn sie beträchtliche Höhe haben, um mehrere Stufen unterhalb der Straßenebene. Eine Verbindung derselben mit dem Inneren des Hauses oder mit dem Hofe, welche auf die ursprüngliche Erbauungszeit zurückginge, läßt sich nirgends nachweisen. Diese Bauweise scheint sehr alt zu sein, mag vielleicht in jene Zeit zurückgehen, wo man sich einer Leiter, die von innen zurück gezogen werden konnte, oder eines Aufzuges bediente, um zum Hause zu gelangen. Indessen ist es uns

nicht gelungen, in den Häusern der Silbergasse, der Karnergasse und anderer Straßen Bozens, welche solche Häuser noch in größerer Zahl zeigen, eines zu finden, dessen Ursprung Reste von Fenstern u. dergl. aus dem XII. Jahrhundert unter den vielen späteren Umgestaltungen erkennbar gelassen hätte und bezeichnen würde, wenn auch die Anlagen alle charakteristischen Erscheinungen des XII. Jahrhunderts zeigen, wie die Häuser zu Cluny (siehe Fig. 22, S. 45). Ueber das XV. Jahrhundert geht nichts zurück, was irgend eine charakteristische Form tragen würde. Im XV. Jahrhundert dachte man nicht mehr an Leitern und erbaute jene hübschen Treppen, die uns heute noch in ihrer Verstümmelung mit ihren Mafswerkbrüstungen oder ihren geschmiedeten Eisenverzierungen erfreuen und theilweise bis zu 5^m Höhe gehen. In anderen Städten Südtirols, aber auch in Norditalien, haben wir manches Aehnliche gesehen, namentlich in Verbindung mit offenen Balconen, welche ähnlich wie Lauben das Haus umziehen. Ohne im Augenblicke angeben zu können, wo das Haus sich befindet, erinnern wir uns an ein solches, bei welchem, in jedem Stockwerke von einem Podest vor dem Eingange unterbrochen, ein einziger großer gerader Lauf von der Straße bis in das III. Obergeschoß emporführt.

Weit häufiger jedoch, als diese geraden Läufe, ist die Verwendung von Wendeltreppen, welche theils auf der Straße, theils in den Höfen außerhalb der Gebäudeflügel, nur an sie angelehnt, emporführen. Da sie meistens über den Dachrand in die Höhe führen und mit einem spitzen Dache bedeckt sind, so haben sie die Gestalt von Thürmchen und tragen wesentlich dazu bei, den malerischen Charakter der Gebäude zu heben. Wir knüpfen an das, was in Art. 110 u. 111 (S. 153 u. ff.) über die Treppen als Theile des Gebäudeinneren gesagt ist, an und ergänzen daselbe hier in Bezug auf die äußere Erscheinung, so weit bei einer Construction, wie solche den Wendeltreppen eigen ist, die äußere Seite getrennt von der inneren betrachtet werden kann.

Diese Treppenthürmchen waren in der älteren Zeit auch äußerlich rund, mindestens vom Beginne des XIV. Jahrhunderts an aber zum Theile sechs-, meist aber achteckig. Einfachere zeigen nur eine Anzahl schräger Fensterchen, schräg über einander aufsteigend. Wesentlich reicher wird schon die Wirkung, wenn die Fenster größer sind, so daß sie fast die ganze Achteckseite einnehmen, nur eben Eckpfeiler übrig lassend, und wenn die Oeffnungen durch Pfosten untertheilt sind oder eine Steinkreuz-Construction haben. Eine weitere Ausbildung findet statt, wenn die Achteckskanten der Thürmchen mit kleinen Strebepfeilern besetzt sind, wenn auch äußerlich schräg aufsteigende Gesimse, Mafswerkbrüstungen und sonstige Decorationen angelegt sind, wenn insbesondere wimpergartige Decorationen sich den Fensterstürzen anschließen, wenn Consolen mit Figuren hinzutreten, über welche sich reiche Baldachine erheben, wenn endlich die Achteckspfeiler durch Bogen verbunden sind, unter welchen das dem Kirchenbau entnommene Fenstermafswerk angeordnet ist und über welchen der gleichfalls dort her entnommene vollständige Fialen- und Wimperg-Apparat sich erhebt, bis zu oberst entweder acht Giebel mit ihren Dächern in den Thurmhelm einschneiden oder über einem ausgeladenen Gesimse eine Mafswerkbrüstung oder auch ein reich verzierter Zinnenkranz einen Gang abschließt, welcher am Fusse des Thurmhelmes angelegt ist, der selbstverständlich seine reich gebildete Windfahne hat. Solche Treppenthürmchen gehen nicht allenthalben direct vom Fußboden aus; theilweise sind sie auf verschiedenartig construirten Vorragungen nur vom ersten oder noch höheren Obergeschoß aus in die Höhe geführt.

185.
Wendel-
treppen und
Treppen-
thürmchen.

Die malerische Erscheinung, in Verbindung mit der Annehmlichkeit, welche eine über die Mauerflucht hervortretende Erweiterung des Gemaches diesem bot, machte solche Thürmchen auch unseren Voreltern lieb, und so legte man solche Thürmchen, ohne daß Treppen darin waren, an den Ecken der Gebäude in aus- und einspringenden Winkeln an und liefs sie theils vom Boden bis zum Dache aufsteigen, so daß sie in jedem Geschofs einen kleinen Wohnraum umschlossen, oder man liefs sie auf Vorkragungen erst in einem höheren Geschofs beginnen. Man legte sie auch auf den Flachseiten der Gebäude auf, mitunter mehrere ganz gleiche neben einander, natürlich nicht mit schrägen, sondern mit horizontalen Fenstern, an. Sie kommen hier mit den Chörchen und Erkern zusammen, von denen oben die Rede war, oder, wenn sie am Dachrande auftreten, mit den Erkern der Kriegsbaukunst, die ja auch, wie die Tafel bei S. 250 des vorhergehenden Heftes zeigt, eine reiche decorative Ausbildung annahmen.

g) Die Giebel.

186.
Allgemeines.

Wenn wir jene Aufsentheile der Gebäude in das Auge fassen, welche für die Erscheinung besonders charakteristisch sind, in denen insbesondere der Entwicklungsgang, welchen die profane Architektur im Ganzen genommen hat, zu besonderem Ausdrucke gelangt, bei denen also auch von einem Werke zum anderen ein gewisser Zusammenhang besteht, so erscheint uns in erster Linie der Giebel mit seinen verschiedenen Formen und Constructionsweisen so wichtig, daß wir zunächst von ihm im Zusammenhange hätten reden müssen, da gerade er zur charakteristischen Erscheinung der Gebäude am wesentlichsten beiträgt.

Wenn wir dennoch hier Giebel und Dach an den Schluß der Betrachtung setzen, so kommt dies daher, daß wir sie ohne den Untertheil, ohne das Gebäude selbst doch nicht denken können, und daß ihr Charakter auch vollständig von dem abhängig ist, was darunter steht.

Allerdings ergibt sich da für die ältere Zeit wieder dieselbe große Schwierigkeit, die wir öfter fanden. Wir haben keine alten Giebel mehr. Der Giebel steht im Zusammenhange mit dem Dache. Er soll das von den Seiten offene Dach gegen Eindringen des Windes in dasselbe schützen; er soll es gegen den Wind bergen, daher auch seine alte Bezeichnung als »Windberge«. Aber, wenn das Dach des Gebäudes Feuer fing und verbrannte, so ging der Giebel mit zu Grunde oder litt wenigstens durch das Feuer mehr, als andere Theile des Gebäudes, und wenn auch heute noch aus einer Ruine ein Giebel scheinbar wohl erhalten in die Höhe ragt, so hat er doch inzwischen auch durch Wind und Wetter so stark gelitten, daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann er fällt. Selten wird ein Baumeister den Muth haben, bei einem Neuaufbau einen Giebel zu erhalten, wenn er auch andere Theile des Mauerwerkes anstandslos wieder benutzt. So war es aber auch von alter Zeit her, und so kommt es, daß alte Giebel, d. h. solche, welche vor das XIII. Jahrhundert fallen, uns bei Profanbauten kaum mehr erhalten sind.

187.
Hölzerne
Giebel.

Von Giebeln im Holzbau kann ohnehin nicht die Rede sein, weil ja solche Bauten aus älterer Zeit überhaupt nicht erhalten sind. Von den hölzernen Giebeln der Spätzeit ist aber nur wenig zu sagen. Das Häuschen zu Marburg, welches wir in Fig. 48 (S. 78) gegeben haben, zeigt uns eine so einfache Giebel-Construction, daß Alles, was zu sagen wäre, aus der Zeichnung von selbst hervorgeht; nur darauf kann hingewiesen werden, daß schon hier, wie die übrigen Stockwerke des Hauses,

so auch der Giebel nach der StraÙe zu über das darunter stehende GefchoÙ vor-
springt. Doch sind die einzelnen Stockwerke des Giebels nicht über einander aus-
geladen. Der Dachrand springt nur ganz wenig über den Giebel vor; es ist kein
vortretendes Sparrenpaar mehr vorhanden; nur die Lattung ist nicht ganz bündig
mit dem Giebel abgeschnitten und tritt so ein klein wenig heraus; außerdem ist
noch ein Windbrett davor genagelt. Dieselbe Anordnung kommt fast durchweg
auch bei den späteren deutschen Bauten vor; aber es treten zum großen Theile auch
die einzelnen Stockwerke des Giebels gerade so über einander hervor, wie die
übrigen GefchoÙe. Der obere Theil hat alsdann wohl auch einen Schopf, d. h. er
ist abgeschnitten, abgesehägt und eingedeckt, wie das Dach selbst. Als eine An-
deutung eines solchen Schopfes können wir es ansehn, wenn, wie z. B. beim
Knochenhauer-Amtshaus zu Hildesheim, der obere Theil des Giebels zwar loth-
recht in die Höhe steht, aber wie das Dach gelattet und die lothrechte Fläche mit
Ziegeln oder Schiefer eingedeckt ist. Sollte ein vorspringendes Sparrenpaar den
Giebel ernstlich schützen, so bedurfte es einer Dach-Construction mit über den
Giebel vorscheissenden Pfetten, auf welchen die Sparren aufliegen konnten, so
daÙ auch noch vor dem Giebel ein Sparrenpaar Platz finden und damit das
Dach so weit vortreten konnte, daÙ der Giebel einen wirklichen Schutz gegen
Witterungseinflüsse erhielt. Das französische Haus in Fig. 77 (S. 101) zeigt uns
eine ähnliche Construction, wobei allerdings nur die Kapphölzer des obersten Ge-
fchoÙes vorspringen und der Giebel in der Flucht desselben bleibt. Da ist denn
eine Bogen-Construction vor dem Hause unter dem heraustretenden Sparrenpaare
angeordnet, welche allerdings die Function der einzelnen Hölzer geradezu maskirt.
Es ist nämlich thatsächlich nur eben der Sparren gegen das Kappholz gestemmt,
und das horizontal über dem Bogenscheitel liegende Holz ist trotz seiner verschiedenen
Verschneidungen eben ein Kehlbalken, durch dessen verschiedene Verzäpfungen oder
Verplattung mit dem Sparrenpaare oben ein festes Dreieck entsteht. Der untere
Halt der verlängerten Schenkel dieses festen Dreieckes ist durch Einfügen des Stiches
und des in der Luft schwebenden Bogenanfanges auf dem Kappholze kein besserer
geworden, als wenn der Sparren direct in das Kappholz eingezapft wäre; indessen hält
ja die Sache, und so haben wir wenig Recht, mehr zu verlangen. Von ähnlicher Con-
struction beim Steinbau in Aachen und wohl auch in Cöln wird unten die Rede sein.

Nach Cöln werden wir geführt, wenn wir die ältesten Giebel im deutschen
Profanbau suchen. Die beiden Häuser, welche wir in Fig. 20 u. 21 (S. 41) dar-
gestellt und zu denen wir in Art. 41 (S. 40) die nöthigen Bemerkungen gegeben
haben, zeigen uns das älteste erhaltene System, sowohl der Construction, als der
Decoration, und wenn vielleicht irgend wo unter den Bauten der dortigen Gegend
ein Giebel nachweisbar sein sollte, dessen genau fest zu stellende Entstehungszeit
etwa ein paar Jahre älter sein sollte, als unsere Beispiele, so gleicht er doch den-
selben oder ist höchstens etwas einfacher. DaÙ wir bei der Stellung der Fenster im
Giebel von Fig. 20 eine entsprechende Lage für die Construction des Daches nicht
ganz finden können, ergibt sich eigentlich für jeden Betrachter von selbst, und wir
müssen annehmen, daÙ sich *Boifferté's* Zeichner in Kleinigkeiten geirrt hat; denn
an der Richtigkeit des Gesamtmotivs zu zweifeln, liegt ja kein Grund vor.

Wenn wir sehen, wie das Motiv des Treppengiebels von dem ersten Auftreten
an, welches wir in Deutschland nachweisen können, durch alle späteren Zeiten hin-
durch sich im Profanbau herrschend erhalten hat, so dürfen wir wohl annehmen,

188.
Älteste
steinerne
Giebel.

189.
Treppengiebel
und schräg
ansteigende
Giebel.

dafs das älteste uns erhaltene Beispiel nicht auch zugleich das erste Auftreten der Treppengiebel bezeichne. Wir werden vielmehr berechtigt sein, auch rückwärts zu schliessen und ein höheres Alter für dieses Motiv anzunehmen. Wir halten uns für berechtigt, dieses später alle Wandelungen des Stils überdauernde Motiv so weit hinauf zu schieben, als überhaupt steinerne Privatbauten hinaufgehen und als dabei das steile Dach sich dem antiken flachen gegenüber Bedeutung errungen. Für das flache Dach ist die schräge Construction der Gefimsplatten am Giebel ganz natürlich, so lange jeder einzelne Stein noch, ohne auf seinen unteren Vorgänger zu schieben, auf dem Giebelmauerwerke liegen bleibt; sobald aber der Giebel so steil wird, dafs es einer besonderen Construction bedarf, um die Platten fest zu halten, war es naturgemäfs, durch einzelne Aufmauerungen horizontale Flächen herzustellen, auf welche die Platten ebenfalls horizontal sicher aufgelegt werden konnten. Gewifs haben wir die Entstehung der Treppengiebel in der Bauweise mit grofsen Quadern zu suchen, nicht in jener mit kleinen Tuffsteinen, wie sie uns in den ältesten erhaltenen Beispielen entgegen tritt; sie mufs also älter sein, als unsere Beispiele. Indessen läfst sich ja nicht leugnen, dafs es Constructionsmethoden giebt, die damals wohl bekannt waren, solche steilen Giebel mit schrägen Gefimsen auszuführen, wie sie ja der Kirchenbau ausschliesslich verwendete, und es ist deshalb nicht zu verwundern, dafs z. B. in Frankreich der Treppengiebel nie eigentlich heimisch wurde, und es mag auch in Deutschland allenthalben bei Bauten, die in den Händen regulärer Steinmetzen lagen, wo solche auch im Profanbau thätig waren, der schräge Giebel nicht selten gewesen sein. Wir würden uns daher durchaus nicht für berechtigt halten, das Vorkommen schräger Giebel vom X. bis XIII. Jahrhundert in Deutschland zu leugnen. Ja wir glauben, dafs sie um so sicherer vorhanden waren, je vornehmer der Bau an sich war. Wir bemerken daher ausdrücklich, dafs wir in keinem Einzelfalle, wo Andere ein älteres Gebäude mit schrägem Giebel restaurirt haben, diesen Grundgedanken im Prinzip angreifen möchten, wenn schon wir da und dort einen Treppengiebel vorgezogen hätten und bei den versuchten Restaurationen der Kriegsbauten im vorhergehenden Hefte solche in der Mehrzahl der Fälle angewendet haben, wo die vollständigen Giebel aus der Erbauungszeit nicht mehr erhalten sind.

Im weiteren Verlaufe der Entwicklung haben wir dann die Bemerkung zu machen, dafs sich in Frankreich, zum grofsen Theile aber auch in Deutschland, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts eine Giebel-Construction angewandt findet, wie sie in Fig. 27 (S. 47) ersichtlich wird. Der geradlinige Giebel ist mit einem Deckgefims versehen, welches selbst das Profil eines Daches hat, nach beiden Seiten abfallend, auf dem Grat etwa mit einem Rundstabe versehen, am unteren Rande nur ein schmales Plättchen zeigend, das auch etwa von einem Rundstabe oder einer Hohlkehle begleitet ist. Diese Deckplatte springt nach vorn und rückwärts nur eben so viel über das Mauerwerk vor, als das Gefimsprofil erfordert, und übersteigt die Dachfläche nur um seine eigene Stärke, so dafs seine Unterkante mit der Oberfläche der Dachdeckung zusammentrifft. Da indessen zu dieser Construction immerhin Quader von beträchtlichen Dimensionen erforderlich sind, so würden sie sich auf der Oberfläche des Mauerwerkes nicht tragen; die ganze Reihe würde nach abwärts schieben und die Giebelanfänge hinausdrücken. Um dies zu vermeiden, geht die horizontale Schichtung des Giebelmauerwerkes auch durch diese Abdeckung hindurch, welche aus horizontalen Stücken hergestellt, mit dem Giebelmauerwerke in Verband gesetzt, treppenförmig aufsteigt. Die Giebel-

Construction ist also auch treppenförmig aufgemauert, nur mit kleinen Stufen, und die Abdeckung derselben ist so eingerichtet, daß sie diese Thatsache maskirt und den treppenförmigen Giebel schräg erscheinen läßt. Während nun in jenen deutschen Giebeln des XIII. Jahrhunderts, wo der Dachbodenraum ausgiebig benutzt ist, die Bedeutung desselben es mit sich brachte, daß man auch die Giebelfläche am Schmucke des unteren Mauerwerkes theilnehmen ließe, die Fenster in ähnlicher Weise ausstattete, wie die unteren und, wo solche keinen Raum fanden, gegliederte Nischen an ihre Stelle treten ließe, genügte den Franzosen, welche gewohnt waren, das Dach weniger auszunutzen, das einfache Fensterchen auch für den Giebel, als für eine sonst doch bedeutungslose Fläche. So blieb es auch in Frankreich bis zum Schlusse des Mittelalters. Wir zweifeln zwar nicht daran, daß man dort sehr bald daran dachte, die Dachböden auszunutzen, und die sehr reiche Entwicklung der Dachfenster, welche ja der deutschen durchaus überlegen ist, hat ihren Ursprung darin. Aber der Giebel blieb dafür in Frankreich glatt und einfach, wie die Giebel am *Hôtel de Cluny* zu Paris und am Hause des *Jacques Coeur* zu Bourges beweisen (siehe Fig. 78 u. 79, S. 102 u. 103).

Die deutschen Giebel streben vor Allem durch Verticalgliederung und Zerlegen des Giebels in einzelne Abtheilungen eine reiche Wirkung an. Diese Abtheilungen werden durch hervortretende Pfeiler gebildet, welche theilweise auf Consolen die untere Frontfläche übersteigen, theilweise in der Flucht der Front stehen, während die dazwischen liegenden Abtheilungen zurücktreten. Die Pfeiler steigen alsdann hoch über den Dachrand hinaus, während die einzelnen Abtheilungen, meist dem Systeme des Treppengiebels folgend, horizontal abgeschlossen sind und, so weit sie das Dach überragen, Durchbrüche zeigen. Diese das Dach überragenden Architekturen nehmen mitunter recht beträchtliche Ausdehnung an, und mancher derartige Giebel ist weit höher als das darunter stehende Gebäude. Die Giebel sind geradezu eine Schaustellung des Luxus und Reichthums ihres Bauherrn. Solche Schaustellung konnte allerdings nur jener Besitzer bethätigen, der reich genug dazu war; es sind also meist die Communen als Vertreter der wohlhabenden Bürgerschaft, welche solche Prachtgiebel errichteten, und diese nehmen in dem Grade bei den Rathhäusern zu, als die Rathhaustürme, bis dahin die Repräsentanten des städtischen Gemeinwesens, abnehmen, also mit dem Schlusse des XIV. und im XV. Jahrhundert.

Der bescheidene Kleinbürger hatte an seinem Häuschen mit dem einfachsten Treppengiebel genug, und auch der Wohlhabendere begnügte sich in der Regel mit einem jener Giebel, wie sie die mittleren und entlegenen Straßen der Städte füllten und selbst in den vornehmen Straßen nicht selten waren, mit einem jener glatten Giebel, mit wenigen Fenstern, mit Steinkreuz-Construction oder Pfosten-theilung mit einfacher Einfassungsprofilirung, jener Giebel, von denen gar nichts zu sagen ist, wenn nicht irgend ein Thürmlein in der Mitte in die Höhe steigt oder an einer Ecke angebracht ist. So wenig diese einfachen Giebel zu längerer Unterhaltung Anlaß geben, so beleben sie doch den Contour der Straßen ungemein, namentlich wenn diese etwas unregelmäßig sind oder wenn größere mit kleineren Häusern wechseln, ja derart, daß sie zu den wichtigsten Motiven der Straßenbilder gehören.

Wie wir uns auf allen Gebieten mit Anführung einiger weniger Beispiele zu begnügen hatten, so können wir auch hier eben nur auf einzelne hinweisen, um die Mannigfaltigkeit anzudeuten, welche auf diesem Gebiete herrscht, und da sei denn zuerst auf den Giebel eines Hauses am Markte zu Hildesheim mit seinen Thürmchen,

190.
Vertical-
gliederung
der
Giebel.

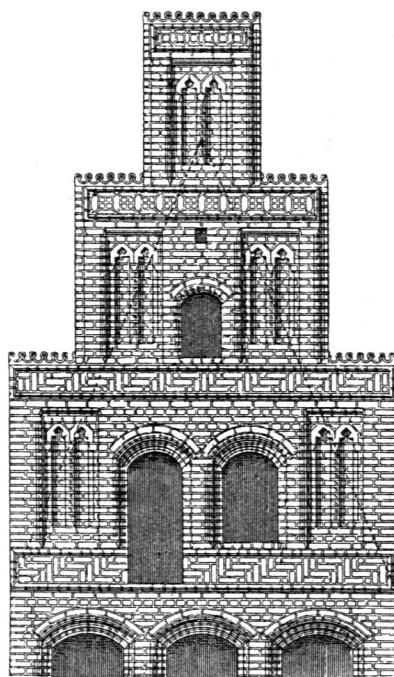
191.
Malerischer
Eindruck.

wohl noch dem XIII. Jahrhundert angehörig, hingewiesen, welchen wir leider hier nicht abbilden können; dann auf jenen des Rathhauses zu Münster i. W., welcher in Fig. 44 (S. 69) dargestellt ist.

192.
Backstein-
giebel.

Befonders augenfällig war, wie wir schon oben gesagt haben, die Entwicklung, welche der Backsteinbau den Giebeln gegeben hatte, natürlich in erster Linie jenen der öffentlichen Gebäude, der Rathhäuser, aber auch jenen der Wohn- und Geschäftshäuser. Vorzugsweise von Norddeutschland ausgegangen, wo die Giebelbauten der Rathhäuser zu Tangermünde, zu Lübeck, zu Stralsund u. a. mit ihren hoch aufsteigenden Blendbauten unerreichte Vorbilder waren, welche auch auf den Wohnhausbau Einfluss gewannen, wie so manches Haus zu Rostock, Stendal, Greifswald zeigt, dessen Giebel mit außerordentlichem Reichthum construiert ist, gingen die Motive auch nach Süddeutschland über, wo die dem Backsteinbau angehörigen Städte noch manchen schönen Giebel zeigen. Wir haben in Art. 82 (S. 90) von den Giebeln Nürnbergs gesprochen und als Beispiel einen solchen abgebildet. Das Haus zu Lüneburg, welches in Fig. 71 (S. 95) dargestellt ist, bietet ein interessantes Beispiel der Durchschnitts-Architektur der Wohnhäuser jener Stadt, wie sie auch das Mittelalter überdauerte. Wir geben daher noch die vergrößerte Darstellung des Giebels in Fig. 215 wieder. Der Treppengiebel, welcher in allen solchen, auch den reichsten Giebeln durchscheint, tritt hier rein auf, und die charakteristische Verzierungsweise zeigt, daß eine lange Tradition in Lüneburg dahin geführt hat, sie zu entwickeln. Wenn wir dagegen jene ganz verwandte Tradition ansehen, welche ihren Ausgangspunkt in Lübeck hat, aber auch anderwärts sich verbreitet und in Lüneburg ihre Vertreter hat, bei welchen Schichten schwarz glasierter Backsteine mit unglasierten abwechseln, so begreifen wir, wie leicht sich aus geringen Verschiedenheiten locale Schulen entwickeln konnten, wie z. B. die Häuser des nicht weit davon gelegenen Hannover in ihren Giebeln wieder eine ganz verschiedene Schule entwickelten. Leider können wir, wie wir ja oben bekennen mußten, nicht mit unseren Lesern das Studium aller Localschulen, so interessant es wäre, durchmachen, auch nicht, wenn wir uns auf die der Giebel, wo sich gerade das richtigste Bild der großen Mannigfaltigkeit gewinnen läßt, beschränken wollten.

Fig. 215.



Von einem Wohnhaus zu Lüneburg.
1/100 n. Gr.

h) Die Dächer und ihre Ausstattung.

193.
Allgemeines.

Im Anschlusse an die Giebel müssen wir das Dach, seine Eindeckung und Verzierung, die Dachfenster und die Schlotte betrachten.

Es ist eine alte, traurige Erfahrung, die jeder Hausbesitzer kennt, daß kein Dach in seiner Eindeckung ohne Reparaturen lange hält. Die Gründe sind, je nach der Deckungsart und dem Material, verschieden; aber darauf geht es immer hinaus,

dafs der Hausbesitzer fortwährend Reparaturen bezahlen mufs, die mitunter mehr schaden als nutzen, bis endlich einmal an eine ganz neue Eindeckung gegangen werden mufs, bei der das alte Lied von vorn anfängt. Wir wollen unserem geehrten Collegen vom III. Theile dieses »Handbuches« nicht in das Handwerk pfuschen, den Lesern das Geheimnifs nicht verrathen, wie man ein zuverlässiges Dach machen kann, wie man Reparaturen vermeidet und wie man sie möglichst unschädlich für die übrigen Theile des Daches vollziehen kann. Die Dachdecker-gefallen würden sich um unsere Lehren nicht kümmern; wir fürchten, dafs sie es auch um die unseres Collegen nicht thun, so dafs das alte Lied immer neu bleibt. Und es ist schon ein recht altes Lied, so dafs wir nicht wüßten, wo wir eine unberührte mittelalterliche Dachdeckung irgend welcher Art heute noch finden könnten.

Strohdeckung, wohl die älteste, war eben so national, wie der Holzbau und mag fogar in den Königspalästen bis weit hinein in das Mittelalter, zuletzt mindestens für die Oekonomie-Gebäude verwendet worden sein, ja in besonderem Ansehen gestanden haben; denn wo heute noch einem auch noch so wohlhabenden Bauern es geglückt ist, sein Strohdach zu erhalten, freut er sich dessen, rühmt er es als das beste Dach und ist sicherlich schwer dazu zu bewegen, ein anderes zu wählen. Alle die verschiedenen Gebäude, welche im St. Galler Plane an der Peripherie stehen, haben wir uns mit Strohdächern versehen zu denken, vielleicht fogar die Wände über dem Wickelwerk aus Lehmstroh noch mit Strohbindeln überkleidet, um Ställe und Vorrathskammern im Winter warm zu halten. Die Strohdächer sind sehr feuergefährlich; aber die wenigsten sind doch dem Feuer zum Opfer gefallen; die meisten sind verfault. Da aber alljährlich frisches Stroh sich ergab, so hatte man immer welches, um die Dächer zu erneuern, was der Besitzer mit seinen Leuten ohne Kosten selbst besorgte. Auch mit der Begründung der Städte zog das Strohdach in diese ein, und sicher ist es allen Anordnungen der vorförglichen Behörden noch nicht gelungen, bis heute auch in den kleinen Städten alle Strohdächer zu beseitigen. Aber ein sehr altes Strohdach wird weder in der Stadt, noch auf dem Lande zu finden sein, sondern allenthalben nur erneuerte.

194.
Strohdächer.

Wir haben natürlich Strohdächer stets nur auf hölzernen Gebäuden uns zu denken. Sobald der Stein in die Bauweise aufgenommen war, trat die Nothwendigkeit ein, eine Deckungsart zu wählen, welche weniger stark aufragt und eine glatte Fläche bot, die mit den Architekturformen im Einklange stand. Wollte der Hausbesitzer dabei eigenes Material und bis zu einem gewissen Grade eigene Arbeitskräfte verwenden, so kam man zunächst auf das Holz. Gefaltene Schindeln, welche, so lange im Süden noch Holz war, auch in der classischen Bauweise Verwendung gefunden, mögen das erste Material sein, welches bei uns zur Deckung von Steinbauten Verwendung fand. Durch sorgfältige Auswahl des Holzes und so treffliche Glättung, dafs das Regenwasser leicht abfloß, nicht die Feuchtigkeit des schmelzenden Schnees in die weichen Jahresringe einzog, konnte durch solche Schindeln ein dichtes Dach gebildet werden, welches nicht zu rasch zu Grunde ging. Es ließen sich auch für die unteren Enden der Schindeln verschiedene Formen erdenken, welche ein angenehmes Muster bildeten, besonders wenn die altgermanische Sitte der Bemalung, welche zugleich auch noch den Schutz gegen Fäulnifs erhöhte, der plastischen Wirkung des Musters zu Hilfe kam. In solcher Weise wurden die Schindeln das ganze Mittelalter hindurch und noch bis auf unsere Zeit verwendet. Aber bei aller Sorgfalt in der Auswahl des Holzes konnte die Schindeldeckung nicht so

195.
Schindel-
dächer.

lange dauern, daß irgend ein altes Dach, daß gar ein mittelalterliches auf unsere Zeit gekommen wäre. Man verwendete die Schindeln auch zur Bekleidung lothrechter Wände, und da dürfen wir vielleicht von einzelnen vorhandenen Resten glauben, daß sie noch in das Mittelalter hinaufreichen oder daß wenigstens bei späteren Ausbesserungen Form, Größe und Holzart, gleich wie die Art der Bearbeitung, vom Mittelalter her beibehalten wurden. Wir haben auf S. 242 des vorhergehenden Heftes in Fig. 185 den oberen Theil des Pfenningthurmes zu Straßburg (nach *Viollet-le-Duc*) wieder gegeben, wo die Brüstung der Dacherker mit Schindeln bekleidet ist. So können wir uns, und zwar farbig angestrichen, die vielen Schindeldächer denken, welche im Mittelalter zur Verwendung gekommen sind.

196.
Schiefer-
dächer.

Die Verwendung der Schieferdächer bei Profanbauten war im Mittelalter auf jene Gegenden beschränkt, wo er leicht zu gewinnen war oder wohin er ohne größere Schwierigkeiten und Kosten transportirt werden konnte. Auch er dürfte schon vor dem Mittelalter in den Rheingegenden Verwendung gefunden haben. Wenigstens sind auf der Saalburg Reste von Dachschiefeln gefunden worden, die als römisch angesehen werden. Ueber die Gestalt, welche man im früheren Mittelalter den einzelnen Plättchen gab, haben wir keine Nachrichten; wir dürfen aber wohl annehmen, daß die gewöhnliche, heute noch übliche, schräge deutsche Deckung sehr hoch hinaufgeht. Mindestens im Schlusse des Mittelalters dürfte sie die allgemein übliche gewesen sein und dürfte, wo nicht Firn und Grate mit Blei gedeckt waren, in ähnlicher Weise an ihren Rändern behandelt worden sein, wie heute. Wenn wir nun auch bezweifeln, daß irgend ein Schieferdach, welches heute noch auf einem mittelalterlichen Gebäude liegt, noch das ursprüngliche und unberührt ist, so darf doch angenommen werden, daß auch bei den vielen Reparaturen, welche seit dem Mittelalter stattgefunden haben, stets die alte Deckungsweise und die alte Form der Steine, wenn sie ursprünglich eine andere gewesen wäre, beibehalten worden wäre. Da wir sie aber gerade in dieser Weise so lange beibehalten finden, dürfen wir schließen, daß sie auch früher schon gerade so angewandt wurde. Diese allgemein übliche Form war nun zwar schon in früher Zeit üblich und wurde stets beibehalten; aber für einzelne besonders auszuzeichnende Flächen war doch die Verwendung beliebig geformter Steine zur Bildung einer Decoration selbstverständlich nicht ausgeschlossen.

197.
Bleidächer.

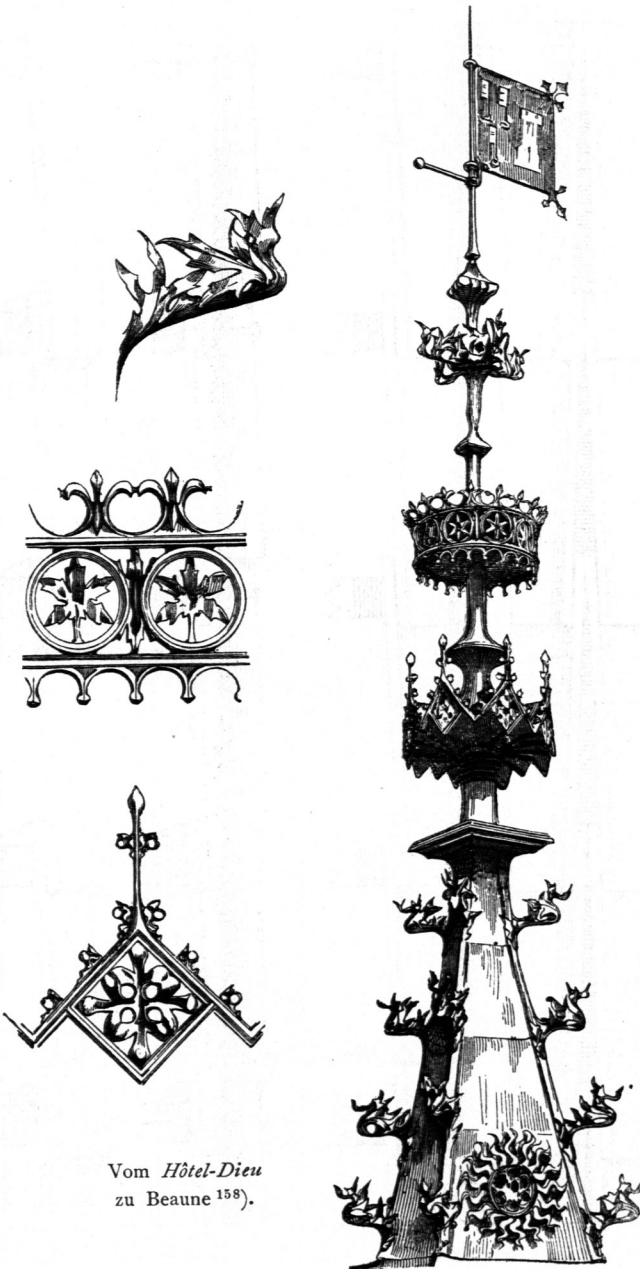
Metalldächer waren von jeher mehr im Kirchenbau, als im Profanbau üblich. Ihre Decoration war, wo diese Deckungsart auch im Profanbau Verwendung fand, die gleiche wie dort. Indessen haben die so häufigen Bleideckungen der Ränder bei Schieferdächern doch Veranlassung gegeben, auch bei diesen zierliche Krabben aus Blei an die Grate zu setzen, die Firne reich zu verzieren, Ecken und Spitzen mit Schmuck zu versehen und insbesondere jene so viel beliebten, im Winde sich drehenden Fähnchen in glänzender Weise auszustatten. Das Meiste von diesem Schmucke ist in Deutschland im Laufe der Zeiten zu Grunde gegangen; doch sind insbesondere am Rhein einzelne Stücke erhalten geblieben, welche aber schwer zu finden sind, da die Gebäude meist restaurirt wurden und dabei der alte, stark verwitterte Bleischmuck entweder neuem Platz machte oder so zwischen demselben versteckt ist, daß man ihn, von unten gesehen, nicht mehr herausfinden kann.

198.
Bleischmuck.

Mehr, als in Deutschland, ist von solchem Bleischmucke in Frankreich erhalten und scheint auch dort schon im Mittelalter, häufiger und in reicheren Formen gebildet, zur Verwendung gelangt zu sein. Wir wählen daher ein französisches aus den vielen Beispielen aus und geben in Fig. 216 ein solches, welches am *Hôtel-Dieu* in Beaune

sich befindet und dessen Darstellung wir *Viollet-le-Duc*¹⁵⁸⁾ entnehmen. Die drei Details, welche daneben stehen, sind der Kreuzblume und den zwei Knäufen unter derselben entnommen.

Fig. 216.



Vom *Hôtel-Dieu*
zu Beaune¹⁵⁸⁾.

199.
Ziegeldächer.

Am meisten ist uns an Resten von Ziegeldächern des Mittelalters erhalten geblieben. Wir haben zwar auch da wohl keines mehr, welches nicht später wiederholt repariert und umgedeckt worden wäre; aber es sind doch noch so viele erhalten, bei welchen die Mehrzahl der einzelnen Ziegel noch aus dem Mittelalter stammt, dazu in den Museen und Sammlungen so viele einzelne Ziegel, sowohl gewöhnliche, als Schmuckziegel, daß wir ein recht langes Kapitel über die Ziegeldeckung des Mittelalters schreiben könnten, wenn wir nicht Alles eben bloß anzudeuten hätten. Es sind vorzugsweise zweierlei Deckungsmethoden, die uns entgegentreten und welche vom Beginne des Mittelalters bis über dessen Schluß hinaus neben einander hergingen.

200.
Hohlziegel.

Die eine knüpft an die antike Dachdeckung an, wo Platten mit aufstehenden Rändern Verwendung fanden, welche so neben einander gehängt wurden, daß über die benachbarten Ränder von je zwei Platten ein Hohlziegel gelegt wurde. Man nahm jedoch schon im Schlusse der antiken Cultur statt der unter-

liegenden Platten ebenfalls Hohlziegel, so daß die deckenden der letzteren ziemlich dicht neben einander stehen. Man hat heute, und schon länger her, für diese Deckungsweise die wenig schöne technische Bezeichnung »Nonne« und »Mönch«; daß diese Bezeichnung aber schon im Mittelalter gebräuchlich war, bezweifeln wir.

¹⁵⁸⁾ A. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 283.
Handbuch der Architektur. II. 4, b.

Fig. 217.

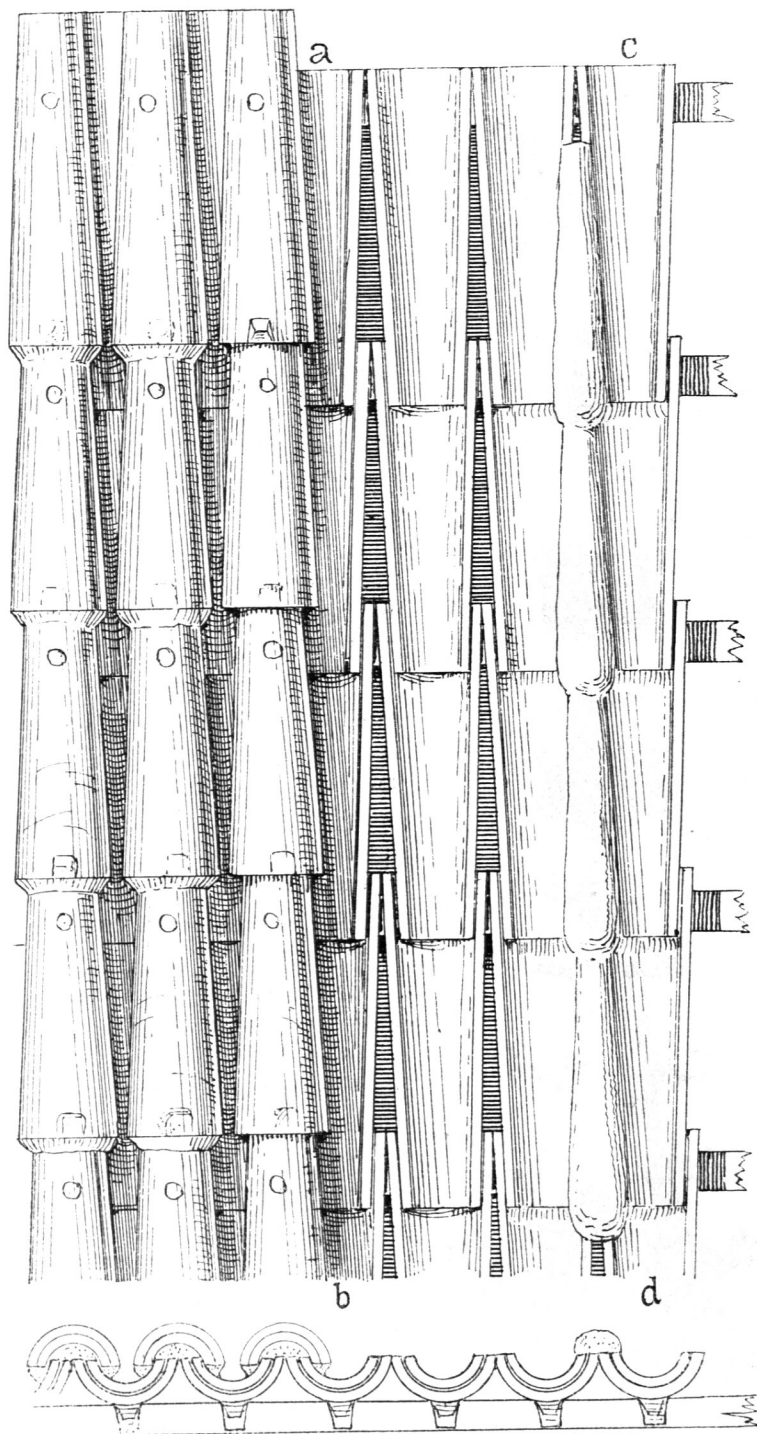
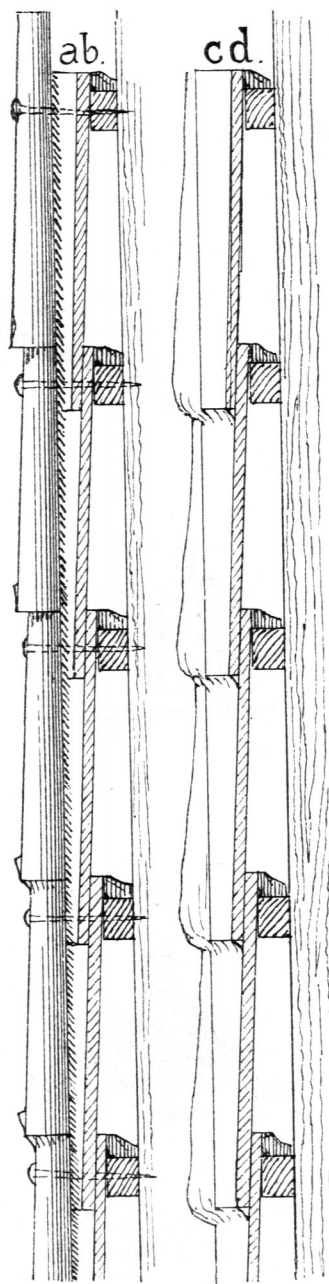


Fig. 218.



Die Masse, in welchen die einzelnen Steine ausgeführt sind, sind sehr verschieden und theilweise recht beträchtlich; es schienen gerade die älteren die größten zu sein. In der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums befinden sich Bruchstücke, die 62 cm lang und 27 cm breit sind, dabei ein Gewicht von 10,7 kg haben. Denkt man sich diese selbst mit etwas schmalere überdeckt und gut vermörtelt, so erhält das Quadrat-Meter ein Gewicht von nahezu 100 kg. Dies war ein recht beträchtliches Gewicht, und es bedurfte starker Dachstühle, wie sie auf kleinen Häusern selten waren, um eine solche Deckung zu tragen. Mittlere und kleine Hohlziegel geben zwar ein verhältnismäßig leichteres Dach; aber doch muß es noch für gewöhnliche Stühle zu stark gewesen sein; denn in Nürnberg findet sich nicht selten der Fall, daß man auch bei Verwendung kleinerer und dünnerer Hohlziegel die oberen Deckreihen, die »Mönche«, ganz wegließ und durch gutes Mörteln der Fugen mit den »Nonnen« allein ein dichtes Dach erzielte. Dabei ist zu bemerken, daß die »Nonnen« an den Nasen, welche jeder Hohlziegel hatte, auf die starke Lattung aufgehängt wurden, die »Mönche« dagegen meist ohne Nasen darauf gelegt wurden, weil das Dach sonst zu unruhig bewegt ausgesehen haben würde, wenn von jedem sichtbar werdenden Ziegel die Nase emporstehen würde. Die Nasen konnten leicht abge schlagen werden, wenn nicht ohne solche gebrannte Ziegel zur Verfügung standen. Zur Befestigung der »Mönche« war nur ein Mittel vorhanden, nämlich ein Loch in dieselben mit einem spitzen Instrumente zu schlagen und sie durch Eisennägel, welche zwischen je zwei »Nonnen« hindurch gingen, auf der Lattung zu befestigen. Alle diese verschiedenen Stadien sind aus Fig. 217 u. 218 ersichtlich.

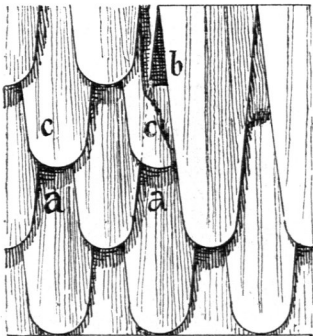
Dieser ersten allgemein verbreiteten Deckungsart stand von früher Zeit her eine zweite gegenüber, jene mit Platten, da und dort auch »Taschen«, »Pfannen« und anders genannt, deren Ursprung in den hölzernen Schindeln zu suchen ist, an

deren Stelle sie traten. Sie haben im Laufe der Zeiten und der Gegenden verschiedene Formen erhalten, nach denen sich, wie bei den Schindeln, eine verschiedenartige Zeichnung auf dem Dache bildete. Sehr alt sind die in Fig. 219 dargestellten Ziegel aus der Bodensee-Gegend, von denen sich im Rosgarten-Museum zu Constanz eine beträchtliche Zahl findet, und die dem XII. bis XIII. Jahrhundert entstammen mögen. Sie verjüngen sich von oben gegen die Spitze hin, sind verhältnismäßig stark, und ihre Oberfläche ist leicht gewölbt. Sie lassen, neben einander gelegt, einen dreieckigen Raum zwischen sich offen. Da nun jenen die nächst folgende Schicht *b* nicht vollständig deckt, sondern erst die dritte Schicht *c*, so wurde ein Strohbüschel eingelegt, damit

nicht Luft und Wind in die Oeffnung zwischen *a* und *c* eindringen und durch das offene Dreieck über *a* in das Innere des Dachbodens gelangen konnte.

In Nürnberg waren während des Mittelalters für solche Ziegelplatten zweierlei Formen im Gebrauche, von welchen es schwer fallen würde, zu bestimmen, welche die ältere ist: die Schuppenziegel (Fig. 220) und die Spitzziegel (Fig. 221). Wenn wir erstere für etwas älter halten, so hat dies seinen Grund darin, daß sie meist etwas mehr gewölbt sind, als die Spitzziegel, welche theilweise vollkommen flach angefertigt wurden. Die Deckung mit Schuppenziegeln bildet ein sehr ansprechendes Muster, ist aber, wenn die Wölbung der Oberfläche der einzelnen Platten so stark ist, wie

Fig. 219.



201.
Platten.

dies bei denen zutrifft, welche wir gerade für die ältesten halten und dem XIV. Jahrhundert zuschreiben, gleich den Constanzern, nicht sehr luftdicht. Wenn jeder Ziegel bei *a* rechts und links auf der höchsten Stelle der darunter liegenden Ziegelreihe aufliegt, so fällt die Spitze *b*

über den tiefsten Theil, und es kann somit unter *b* die Luft und mit ihr insbesondere die Kälte in den Dachbodenraum eindringen. Dafs Strohbüschel in Nürnberg verwendet worden wären, ist nicht bekannt. Da ja die Ziegel nie mathematisch eben sind, sondern auch der beste ein klein wenig windschief ist, so wird ja ohnehin die Ziegeldeckung nie

Fig. 220.

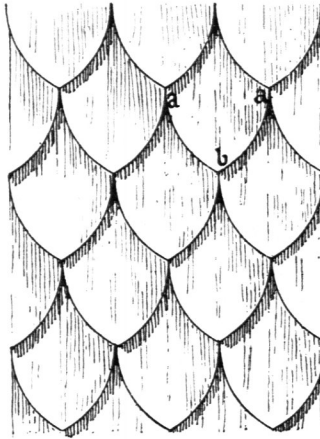
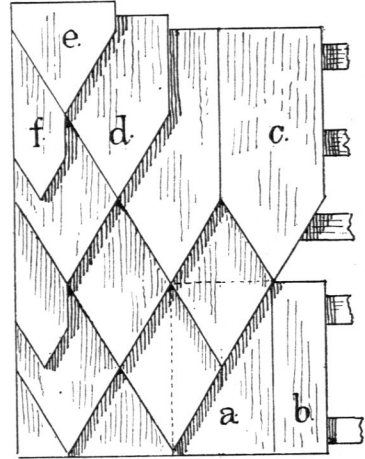
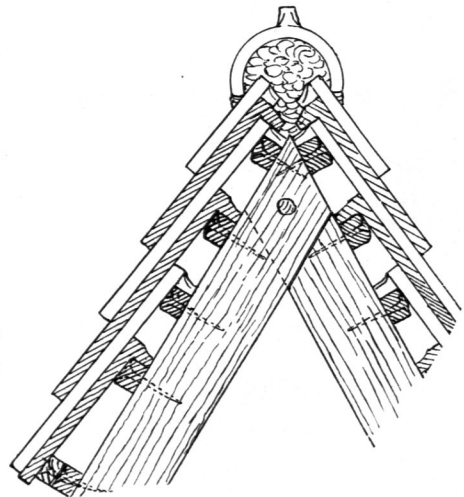


Fig. 221.



vollständig luftdicht. Es ist bekannt, dafs am unteren Rande, wie am Dachfirft und bei den Anschlüssen an die Giebel Bruchstücke von Ziegeln nöthig sind, welche heute die Dachdecker durch Hauen ganzer Ziegel sich verschaffen. Im Mittelalter formte und brannte man diese Theile eigens. Um also ein Spitzziegeldach herzustellen, brauchte man (vergl. Fig. 221) für den unteren Rand die Schaufeln *a*, für Anfang und Ende derselben halbe Schaufeln *b*; hierauf von den gewöhnlichen Ziegeln *c* so viele, als eben das Dach erforderte. Am Firft waren zwei kürzere Reihen *d* und *e* erforderlich, welche nicht auf Latten, sondern auf der obersten Reihe der gewöhnlichen Ziegel *c* aufgehängt wurden. Wie nun der Durchschnitt (Fig. 222) erkennen läßt, ist darauf mit Mörtel eine Reihe Hohlziegel aufgesetzt, welche den Firft bildet. Es geht aus diesem Durchschnitt auch hervor, dafs ein solches Dach immerhin 12 bis 15 cm über die Sparrenoberfläche aufrägt, dafs an jeder Stelle, vom unteren Rande abgesehen, die Ziegel dreifach auf einander liegen. Es ist also immerhin noch ein recht schweres Dach, welches mit diesen Deckungsarten erzielt wird. Das auf den einzelnen Ziegel fallende Regenwasser läuft abwärts bis zum Rande.

Fig. 222.

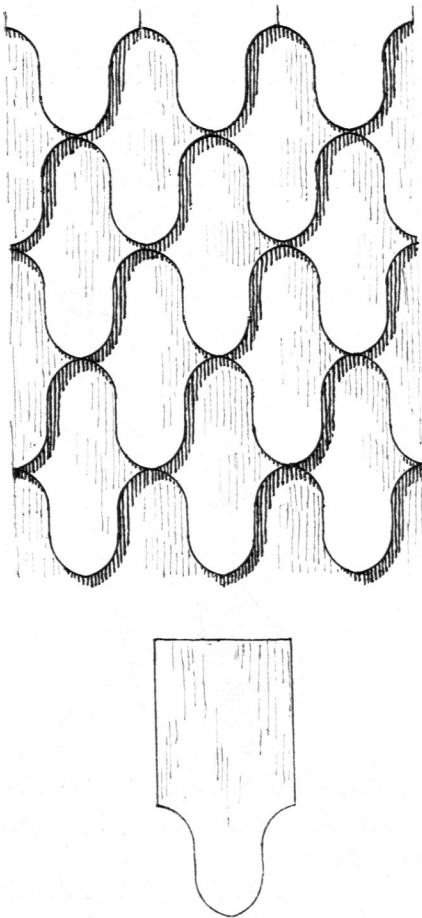


An diesem läuft jedoch ein großer Theil entlang bis zur Spitze und fällt erst dort auf den darunter liegenden Ziegel. Es würde daher am Rande, wenn gewöhnliche halbe Ziegel verwendet würden, ein großer Theil des Wassers gegen den Giebel geleitet und dieser dadurch feucht werden. Deshalb hat man noch besondere Ziegel *f* gebrannt, bei welchen die Spitze vom Rande weg auf die Fläche

des darunter liegenden Ziegels geleitet ist. Für die Grate und Kehlen konnte man Ziegel nicht im Vorrath anfertigen, da sie bei jeder verschiedenen Neigung des Daches verschieden werden mußten und Normaldachprofile nicht existirten.

Was die Nürnberger mittelalterlichen Dachziegel besonders auszeichnet, das ist die Sorgfalt der Arbeit. Es ist offenbar der Thon auf das sorgfältigste geschlemmt; denn er ist von jeder schädlichen Beimischung, auch von groben Kieskörnern, vollständig frei und außerordentlich gleichmäßig und fein durchgearbeitet. Die Ziegel sind natürlich in Formen geschlagen, die Nafen sehr sorgfältig aus der Hand modellirt und fest angefetzt, so lange der Ziegel noch in der Form war, so daß durch festes Andrücken die Nase mit der Platte verbunden werden konnte, ohne daß der Ziegel die Form änderte. Sie müssen nicht zu feucht, dagegen mit ziemlicher Kraft in die Form gepreßt und langsam getrocknet worden sein. Wenn sie

Fig. 223.



etwa halb getrocknet waren, wurde die Oberfläche wieder genetzt und mittels eines Pinsels oder der Hand so vollkommen als möglich geglättet. Dieser Manipulation ist es zu danken, daß alle Poren der Oberfläche ausgefüllt sind und in Folge dessen sich keine Algen und Moose bilden, aber auch kein Schmutz auf die Ziegel setzt, welchen nicht der nächste Regen wieder abwaschen würde. Die Ziegel haben so ihre tiefrothe Farbe bis heute bewahrt, und man kann an ihr jeden mittelalterlichen Ziegel eines Daches von den bei Reparaturen dazu gekommenen späteren Ziegeln unterscheiden, weil alle späteren, auch wenn sie die alte Form beibehielten, weniger sorgfältig gearbeitet und daher schwarz geworden sind.

Die beiden in Nürnberg heimischen Formen von Dachplatten sind nicht an Nürnberg gebunden; sie kommen auch anderswo in ganz ähnlicher Art vor; aber auch unten halbrunde, flachrunde und ganz gerade finden sich. Fig. 223 zeigt die Zeichnung der mit einem Ziegel zu erzielenden Dacheindeckung, so wie den Ziegel selbst, wie wir deren mehrere im Kloster Heilsbronn gefunden haben, der aber trotz der Nähe Nürnbergs schon weit weniger sorgfältig gearbeitet erscheint, als wir dies soeben von den Nürnbergschen gerühmt haben.

Schon aus diesen Beispielen geht hervor, wie vielfältig der Schmuck war, welchen das Dach durch die Form der Ziegel allein erhalten konnte. Nun kam aber noch die Farbe hinzu. Man überzog in einzelnen Gegenden, so in Oesterreich, Tyrol, der Schweiz, Schwaben und Elfaß die Ziegeltheile, welche bei der Deckung sichtbar blieben, mit farbiger Glafur, insbesondere mit Grün, Rothbraun, Gelb und Weiß, und konnte so farbige Streifen, Rauten und Zickzackmuster, so wie ähnliche

einfache Teppichzeichnungen auf dem Dache bilden.

Es ergibt sich also aus dem Gefagten, daß man im Mittelalter der Erscheinung des Daches große Bedeutung beilegte. Man suchte nun auch durch Ausbildung der Contourlinien, ähnlich wie beim Schieferdache, durch Ornamente mehr Leben zu geben.

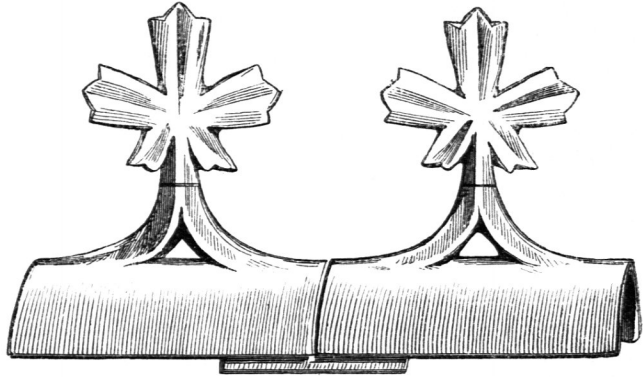
203.
Firt-
und
Gratziegel.

Die Firtlinie liebte man recht bewegt; man hatte daher gern die Nasen

der Hohlziegel, so wie deren Verengung, um sie in einander zu schieben. Man liebte aber auch aus besonderen Formen hergestellte ornamentale Firtziegel.

Wir geben in Fig. 224 die Abbildung eines Dachfirtes wieder, welchen wir an einem der ehemaligen Stiftsgebäude des Münsters zu Basel gefunden haben, wo auch die Grate mit weit vorspringenden Krabben geziert sind, während *Viollet-le-Duc* ihn bei *Sta. Fides* zu Schlettstadt gefunden hat. Diese Firtziegel, wie die Gratziegel sind grün glasiert. Die in Fig. 225 u. 226 abgebildeten Gratziegel sind

Fig. 224.



Vom Münster zu Basel und von *Sta. Fides* zu Schlettstadt.

Fig. 225.

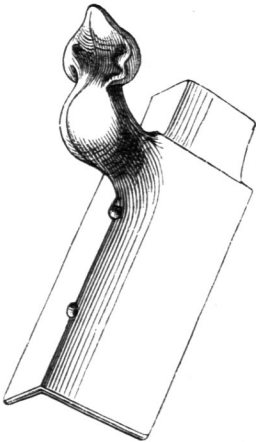


Fig. 226.

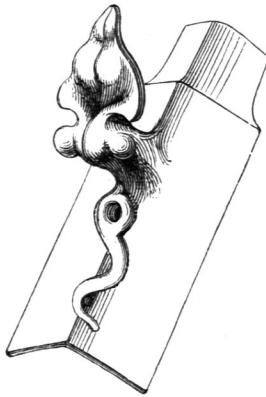
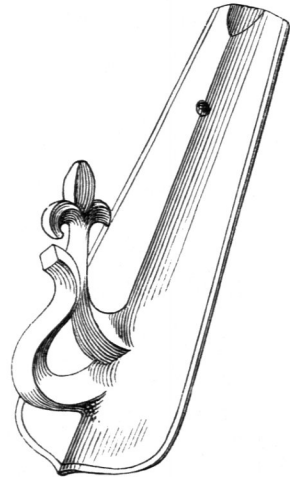


Fig. 227.



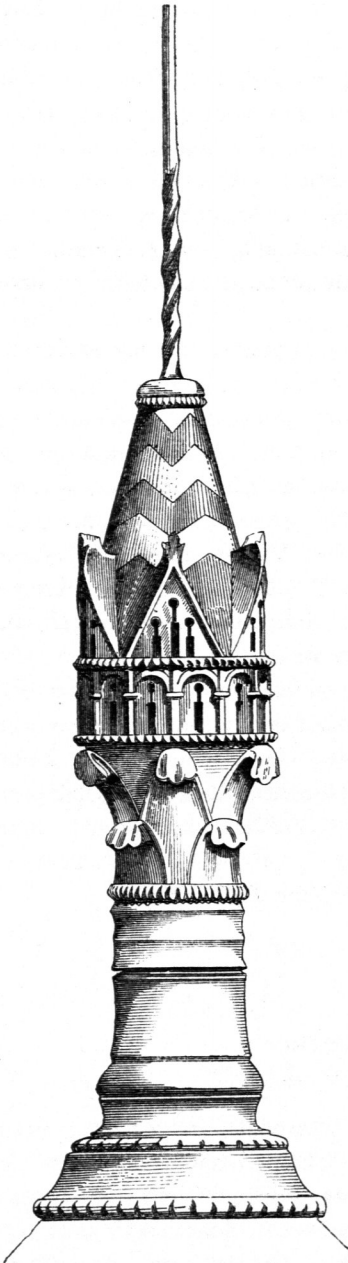
aus Schwäbisch-Gmünd, der in Fig. 227 wiedergegebene aus Villingen in das Germanische Nationalmuseum gelangt. Mitunter sind auch eigenartige Thiere, Menschen in schnurrigen Situationen als solche Gratziegel verwendet.

204.
Schmuck
der
Dachspitzen.

Auch die Spitze der Schöpfe und die Stellen, wo die Firtziegel mit den in zwei Linien aufsteigenden Gratziegeln sich verbanden, bedurften einer besonderen Decke und hervorragenden Markirung. Es ist bei den Metaldächern auf die Windfahnen hingewiesen, welche aus Blei hergestellt an einer lothrechten Eisenstange sich drehten, die an den unteren Theilen reich verziert wurden. Auch aus gebranntem Thon wurden solche hergestellt. Wir geben in Fig. 228 einen Aufsatz aus dem bischöflichen Museum zu Troyes¹⁵⁹⁾. Er ist verschiedenfarbig glasiert und gehört

¹⁵⁹⁾ Nach: VIOULET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 5. Paris 1861. S. 274 u. 277.

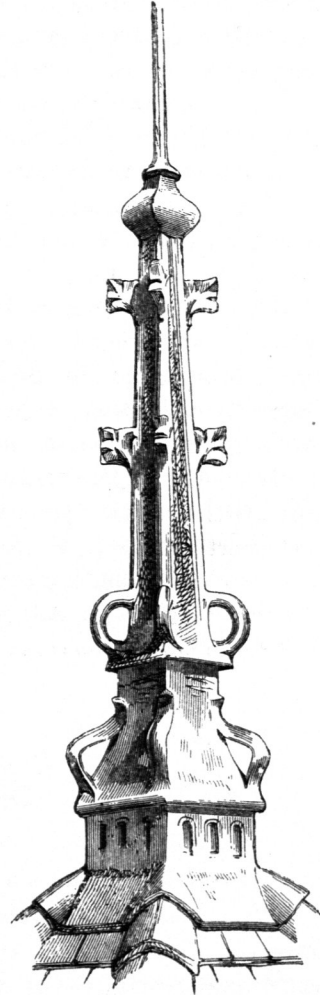
Fig. 228.

Dachaufsatz im bischöflichen Museum zu Troyes ¹⁵⁹⁾. $\frac{1}{10}$ n. Gr.

dem XIII. Jahrhundert an. Der obere Theil ist durchbrochen, so daß man ihn für einen Schlotaufsatz halten könnte. Er ist natürlich aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Dem XV. Jahrhundert gehört ein gleichfalls aus mehreren Stücken zusammengesetzter Aufsatz an, welchen *Viollet-le-Duc*, als in Villeneuve-l'Archevêque befindlich, veröffentlicht (Fig. 229 ¹⁵⁹⁾).

Die beiden letzteren Stücke sind also französischen Ursprunges. Alle solche verzierten Theile der Ziegeldächer sind bunt glasiert und finden sich nur in Gegenden, wo auch die Glasuren der Ziegel selbst hergebracht war. Die Eindeckung mit glasierten Ziegeln bedingt eine gewisse Größe der Dachflächen; wo diese durch viele Dachfenster durchbrochen und belebt sind, kann sich kein Muster entwickeln, und man verzichtete auf die Glasuren. Man wollte aber auch da die Fähnchen und Spitzen zur Belebung der Contouren. In Nürnberg, wo glasierte Schmuck der Dächer nie hergebracht war, hat man daher um dieselbe Eisenstange, welche bei Fig. 228 u. 229 die Grundlage bilden mußte, einen conischen, unten noch ausgeweiteten kupfernen Stiefel gelegt, welcher auch die First- und Gratziegel deckte und oben eine Kugel trug, aus welcher dann die Stange

Fig. 229.

Dachaufsatz in Villeneuve-l'Archevêque ¹⁵⁹⁾. $\frac{1}{10}$ n. Gr.

sich sichtbar erhob, an der sich eine kupferne Windfahne drehte.

Zur Ausstattung der Dächer tragen die Dachfenster wesentlich bei, welche theilweise in kleinen Mäßen, namentlich in den oberen Theilen der Gebäude, angelegt sind, theilweise als Thürmchen mit schlanken Spitzen ausgebildet wurden, so daß sie mit ihren Wetterfahnen die Erscheinung des Daches ungemein lebendig machten. Gerade diese thurmartige Ausstattung gab Veranlassung, daß der Ziegel-

decker seine Kunstfertigkeit in den Graten und deren oberem Zusammentreffen zeigen konnte, wenn er sie schön spitz zusammenschneiden liefs, bis der kupferne Stiefel der Windfahne mit seiner Kugel sie abschlofs. Auch für die Bleiarbeit bei Schieferdachungen bot sich ein reiches Feld zur Entwicklung einer frischen freien Phantasie, und wenn dieselbe auch selten so weit ging, wie uns das Beispiel in Fig. 216 sie entwickelt zeigt, so waren doch in Frankreich und in den Rheinlanden recht schöne Arbeiten angefertigt worden, und manches zierliche Stück erfreut uns noch heute, wenn wir uns auch fragen müssen, ob die Erneuerung, in welcher wir es vor uns sehen, auch thatsächlich nicht blofs in der Form, sondern auch in der Technik und den Metallstärken richtig ist. Ueber die Formen monumentaler Dachfenster haben wir bereits in Art. 170 (S. 203) gehandelt.

Mafsgebend für die Erscheinung der Dächer sind endlich auch die Schlote, so weit sie über die Dachfläche hervortreten. Es sind solcher Endigungen allerdings, mindestens in Deutschland, recht wenige auf unsere Zeit gekommen. Wenn wir in Fig. 37 (S. 62), 44 (S. 69), 84 (S. 109), 89 (S. 114) u. f. w. Schlotmündungen gezeichnet haben, so sind dies eben Reconstructions, und es fragt sich insbesondere, ob sie so hoch waren, als sie im Verhältnisse zum Dache gezeichnet sind, um gut zu ziehen; vielleicht waren sie auch weniger hoch, da unsere Vorfahren weniger darauf sahen, ob der Kamin rauchte. Im Allgemeinen waren sie äufserlich quadratisch oder auch rechteckig. Im Schlosse Enn in Südtirol finden sich solche, welche um sich gewundene Kanten zeigen. Jedenfalls waren die Schlote ursprünglich oben offen und blofs mit einem leichten vorspringenden Gefimse abgeschlossen. Aber schon früh müssen auch in Deutschland alle möglichen Arten von Abdeckungen vorgekommen sein, durch welche das Eindringen des Regens und das Hereinscheinen der Sonne verhindert wurde, um so die Hauptveranlassungen schlechten Zuges zu beseitigen. In Frankreich und England finden sich reich gegliederte Aufsätze zum Theile schon aus früher Zeit; vor Allem aber sehen wir sie in England aus dem XV. Jahrhundert und aus noch späterer Zeit, so lange sich dort der gothische Stil erhielt.

8. Kapitel.

Die kleinen Architekturwerke.

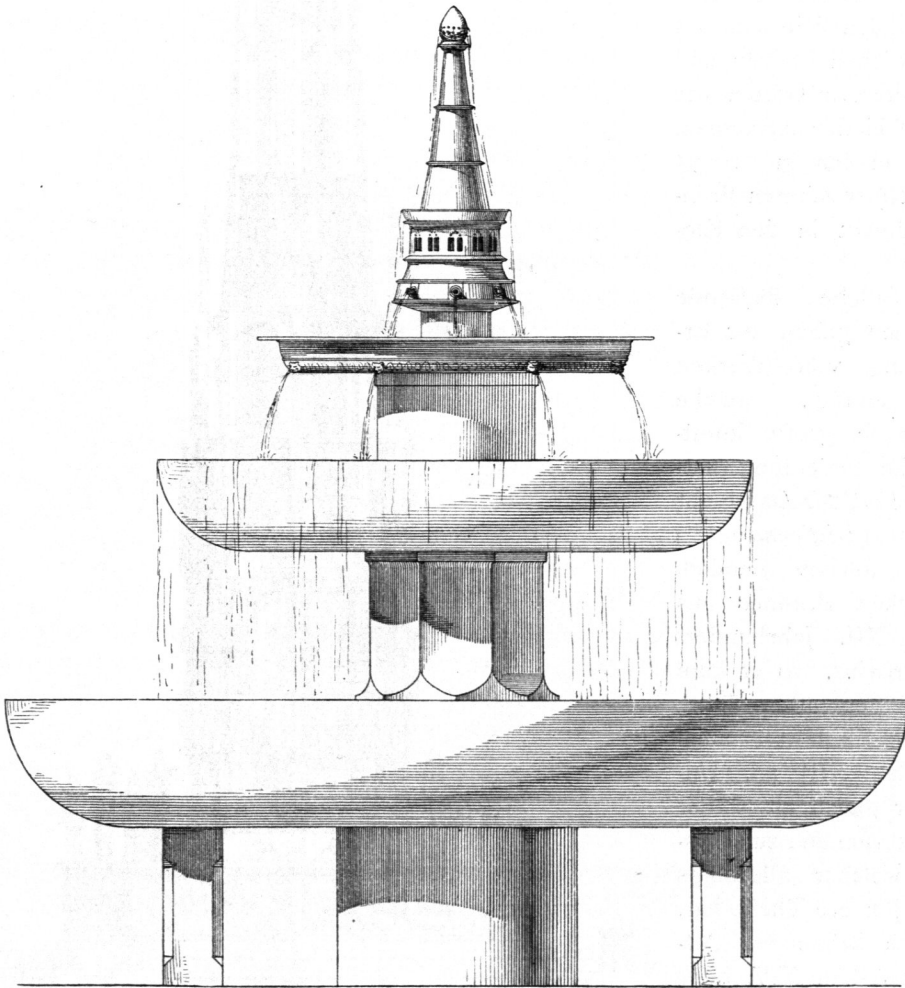
a) Brunnen.

205.
Cisternen
und
Brunnen-
schächte.

Noch bleibt uns eine Reihe kleiner decorativer Bauten zu besprechen, deren Zweck mit dem bürgerlichen Leben in Verbindung steht. Zunächst sind es die Brunnen. Uralt ist die Anlage von Cisternen, wo man ausschliesslich auf Regenwasser angewiesen war, so wie das Graben von Schächten bis in solche Tiefe, dafs sich darin nicht blofs das auf die Erde fallende Regenwasser, sondern auch das unterirdisch fliefsende, aus Sand und Gestein sickende Wasser ansammelte. Die Cisternen sind je nach der Menge des Wassers, welches gesammelt werden konnte und mußte, um bis zur nächsten Regenzeit vorzuhalten, mehr oder weniger umfangreiche unterirdische Bauten oder Höhlen, die man der Kühle wegen gern kellerartig unter dem Gebäude ausführte. Sie hatten oben eine Mündung, gleich den Schächten (siehe Fig. 155, S. 163). Von dort wurde es geschöpft. Dies geschah während des Mittelalters mittels Eimern, welche hinabgelassen wurden. Brunnen-schächte mit Mündungen waren allenthalben in Städten und Dörfern auf freien Plätzen und Strafsen, eben so wie in den Höfen der Wohnhäuser. Eine runde Brüstung umgab die Schachtöffnung.

Bei den älteren Brunnen, wie sie sich z. B. in Venedig und sonst in Italien erhalten haben, sind diese Brüstungen reich mit Ornamenten und figürlichen Sculpturen geschmückt. Da liefs man einfach den Eimer aus freier Hand an einer Kette oder einem Stricke über den Rand hinab und zog ihn gefüllt eben so wieder in die Höhe. Wir haben wohl anzunehmen, dafs dies bei uns nicht anders war, als in Italien. Es hatte aber diese Methode ihre Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten; man kam daher auf den Gedanken, zwei Pfeiler zu den Seiten des Brunnens zu errichten, diese durch ein Ueberlagsholz mit einander zu verbinden, an die Unterseite desselben ein Rad anzuhängen, über dasselbe eine Kette mit zwei Eimern laufen zu lassen und sodann einen Eimer als Gegengewicht für den anderen zu benutzen, da sie doch eine gewisse Schwere haben mußten, um unten in das Wasser einzutauchen. Während der eine gefüllt heraufgezogen wurde, ging der andere zur Füllung hinab, und so war zugleich Zeit zu ersparen. Derartige Brunnen konnte sich jeder nur einigermaßen Wohlhabende im eigenen Hause herstellen, und es finden sich solche auch, wenigstens im späteren Mittelalter, in jedem gröfseren Hause, wenn

Fig. 230.



Brunnen im Kloster zu Maulbronn.

 $\frac{1}{25}$ n. Gr.

nicht je zwei Nachbarn sich vereinigten, um in der Mauer, die ihre Grundstücke trennte, einen gemeinsamen Brunnen anzulegen (siehe die Tafel bei S. 88).

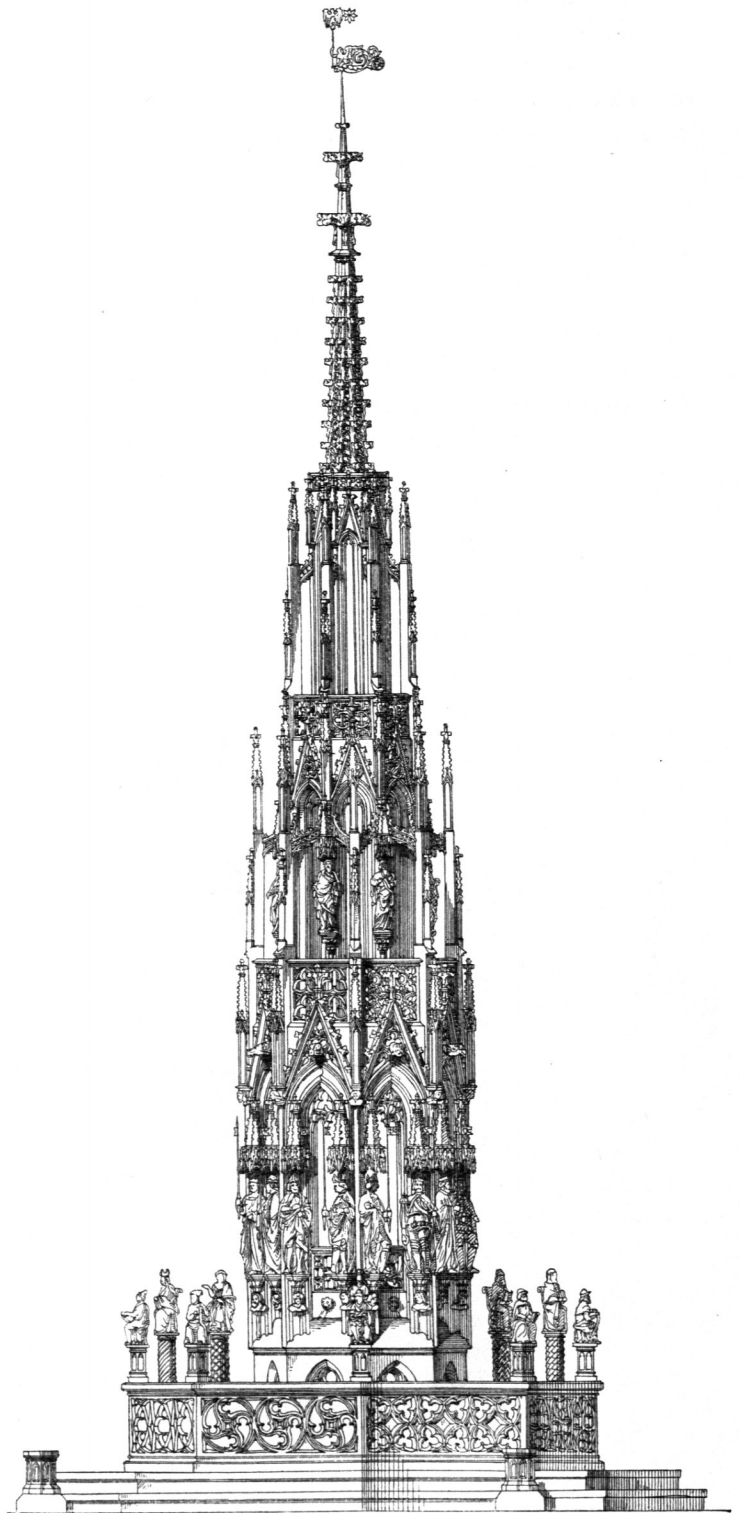
Es hatte sich aber auch von den Römern her die Tradition erhalten, Quellen zu fassen und das Wasser in Röhren zu leiten und an bestimmten Stellen alsdann ausfließen zu lassen, wo man laufende Brunnen errichtete.

Solche fließende Brunnen finden sich dann auf öffentlichen Plätzen und in Höfen, in Gärten wie in geschlossenen Räumen, z. B. in den in Art. 95 (S. 116) erwähnten Brunnenhäusern in den Klöstern.

206.
Fließende
Brunnen
in
Säulenform.

Solche fließende Brunnen gaben zur Errichtung von Werken Veranlassung, welche theilweise große künstlerische Bedeutung hatten. *Viollet-le-Duc* giebt in seinem *Dictionnaire*¹⁶⁰⁾ einen solchen ziemlich einfachen Brunnen aus dem XII. Jahrhundert aus Provins, wo er dem Spital gegenüber steht; vielleicht gehört er auch erst dem XIII. an. Ungefähr gleich alt ist der Marktbrunnen zu Goslar, welcher allerdings auch jüngere Theile hat, so den krönenden Adler aus dem XIV. oder

Fig. 231.

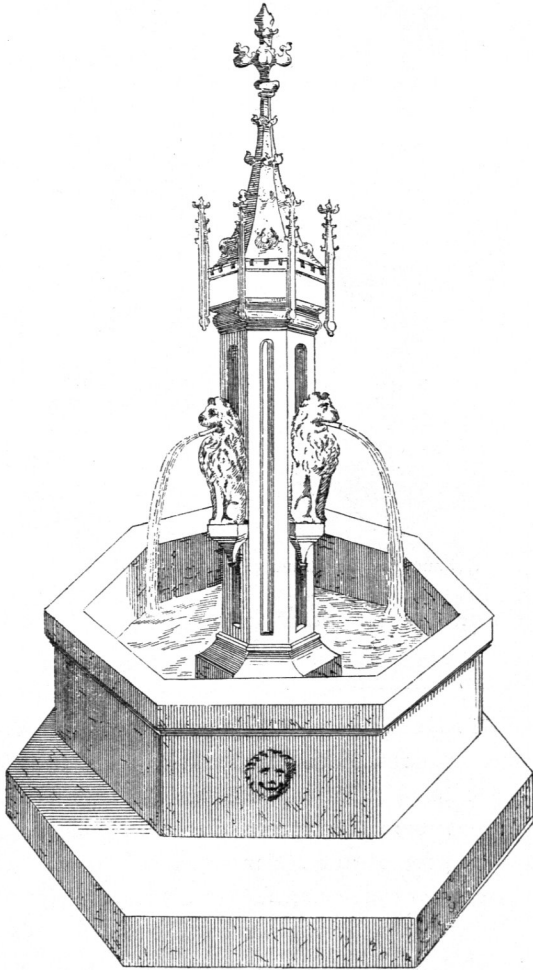


Schöner Brunnen in Nürnberg¹⁶¹⁾. — $\frac{1}{100}$ n. Gr.

¹⁶⁰⁾ Bd. 5. Paris 1861. S. 527 u. 529.

XV. Jahrhundert. Aus dem XIV. Jahrhundert stammt wohl der in Fig. 230 wiedergegebene Brunnen des Klosters Maulbronn. Vielleicht der berühmteste von allen ist der im Schlusse des XIV. Jahrhunderts auf dem Marktplatze zu Nürnberg errichtete »Schöne Brunnen«, eine architektonisch reich gegliederte Spitzsäule (Fig. 231¹⁶¹). Der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts gehört der reich gegliederte Marktbrunnen zu Braunschweig an; dann folgen im Verlauf des Jahrhunderts die Brunnen zu Ulm, zu Basel u. a.

Fig. 232.



Colorirte Handzeichnung eines Brunnens vom Schlusse des XV. Jahrhunderts.

Auch auf Zeichnungen, Stichen und Gemälden, welche uns aus dem Mittelalter erhalten sind, kommen interessante Darstellungen von Brunnen vor. Fig. 232 giebt einen solchen architektonisch ausgebildeten, mit wasserspeienden Löwen geschmückten, nach einer colorirten Handzeichnung vom Schlusse des XV. Jahrhunderts im Germanischen Museum. Er ist in Stein gedacht; doch ist die Zeichnung offenbar nicht von der Hand eines Steinmetzen; indessen wird sich der Architekt ihn leicht in den richtigen Formen aufzeichnen. Das Blatt trägt die gleichzeitige handschriftliche Bezeichnung »der alte schöne Brunnen«. Mit jenem zu Nürnberg, welcher die gleiche Bezeichnung führt, ist er wohl nicht in Verbindung zu bringen.

Das sog. mittelalterliche »Hausbuch«, eine Bilderhandschrift¹⁶²), im Besitze des Fürsten von *Waldburg-Wolfegg*, vom Schlusse des XV. Jahrhunderts, enthält auf Fol. 19a und 24b in zwei Darstellungen von Gärten die beiden in Fig. 233 u. 234 abgebildeten Brunnen. Der letztere hat einen steinernen Unterbau, einem Weihwasserbecken nicht unähnlich, aber gröfser; nach den auf dem Bilde erscheinenden Figuren haben wir für denselben eine Höhe von etwa 2 m anzunehmen. Das Figürchen, welches das Wasser in die Höhe spritzt, ist als

Bronzegufs zu denken und eine Höhe von 1 m dafür anzunehmen. Etwas kleiner haben wir uns dagegen das erste Brunnchen zu denken, vielleicht im Ganzen 2,25 m, aber aus Bronzegufs hergestellt, die drei Kinderfigürchen nur etwa 25 cm hoch.

Aehnlich in den Mafsen ist der kleine bronzene Brunnen in St. Wolfgang

¹⁶¹) Zeichnung von P. Ritter, Text von R. Bergau in: Zeitschr. f. Bauw. 1871, S. 217, 343 u. Taf. 44, 45.

¹⁶²) Vergl.: Mittelalterliches Hausbuch. Bilderhandschrift des XV. Jahrhunderts. Mit einer Vorrede von Dr. A. Effenwein. Frankfurt a. M. 1887.

(Oberösterreich), welcher in Fig. 235¹⁶³⁾ abgebildet ist. Er hat ohne die steinernen Stufen eine gesammte Höhe von 2,90 m; Löwenköpfe, wie solche überhaupt, nebst anderen phantastischen Thierköpfen der altclassischen Tradition folgend, das ganze Mittelalter hindurch als Ausgüsse dienten, giesen auch hier das Wasser in die Schale.

207.
Andere
Brunnen-
anlagen.

Nicht bloß in Gestalt von Spitzfäulen finden wir mittelalterliche Brunnen. In Schwäbisch-Hall bildet eine reich mit Figuren und Baldachinen geschmückte Wand den Marktbrunnen mit mehreren Ausgüssen neben einander, vor denen sich ein großes rechteckiges Wasserbecken befindet, welches für das Tränken der Pferde bestimmt ist.

In Kuttenberg ist ein polygones Gebäude errichtet, in dessen Innerem sich ein Sammelbecken befindet, aus welchem das Wasser nach den Ausflüssen geleitet wird, die sich nebst einem darunter gelegenen Troge an jeder Polygonseite des Gebäudes befinden. Dasselbe zeigt niedrige Verhältnisse, ist aber auf eine Krönung durch ein steinernes Spitzdach angelegt.

Fig. 233.

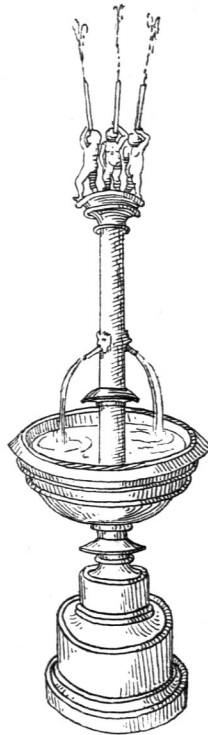
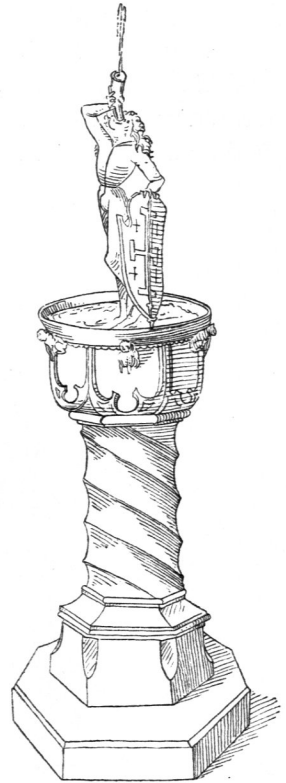


Fig. 234.

Zeichnungen von Brunnen im »Hausbuch«¹⁶²⁾.

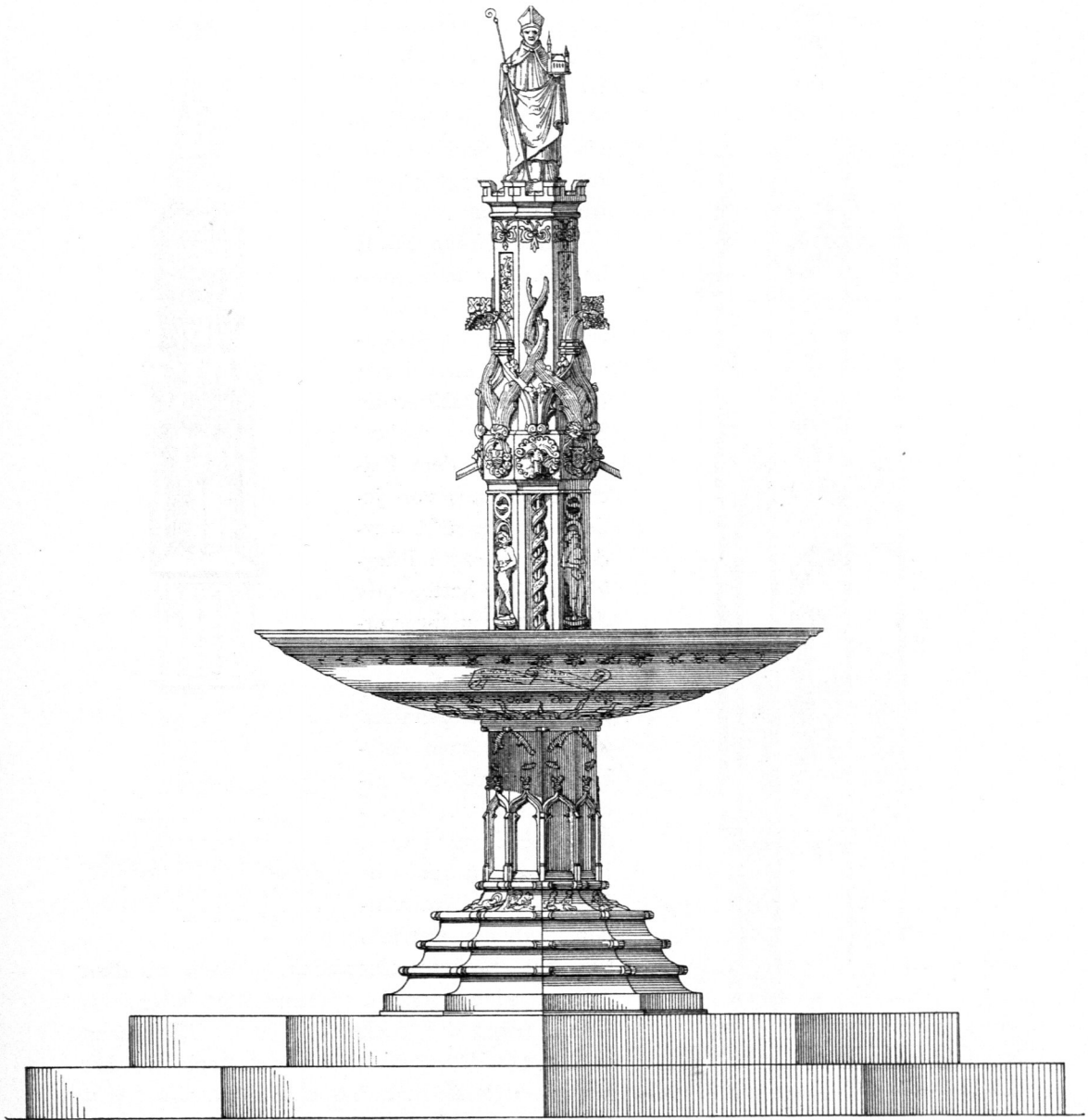
b) Denkfäulen und Kreuze.

208.
Denkfäulen
und Kreuze.

Andere kleine Architekturen sind in den Denkfäulen, welche da und dort auf den Straßen und Plätzen der Städte, aber auch außerhalb derselben an den Landstraßen errichtet sind, und von denen manche uns erhalten geblieben. Sie stimmen alle darin überein, daß sie entweder an ein bestimmtes Ereigniß erinnern oder die Bedeutung des Punktes, auf welchem sie stehen, dem Vorübergehenden klar machen sollen. In ältester Zeit scheint es vorzugsweise ein Kreuz gewesen zu sein, welches man da und dort auf dem Kapitell einer mehr oder weniger hohen Säule aufrichtete. Ein solches Kreuz steht noch auf dem Marktplatze zu Trier. Kreuze waren es auch, welche auf der Straße von Paris nach St.-Denys an jenen Stellen errichtet wurden, an denen König *Philipp der Kühne* Halt machte, als er auf eigenen Schultern die Reste seines Vorgängers, des heiligen *Ludwig*, nach St.-Denys trug. Später, mit der Ausbildung des gothischen Stils, trat eine Ausbildung der Fialen-Architektur, den Strebebeylerrauflätzen an den Kirchen entsprechend, an Stelle der Säulen. Die Kreuzblume, welche das Ganze krönte, blieb stets die Repräsentantin des früher die Hauptfache bildenden Kreuzes. Ganz im Sinne jener Ausbildung trat reicher Figurenschmuck hinzu. Die schönste, am meisten harmonisch durchgebildete Denkfäule solcher Art ist jene bei Godesberg, unweit Bonn, welche unter dem Namen

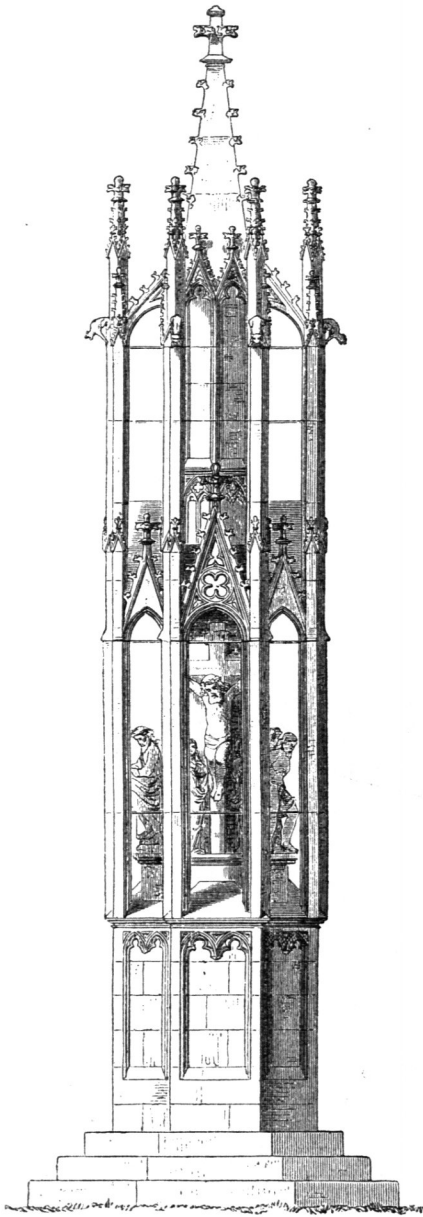
¹⁶³⁾ Nach den Veröffentlichungen der Wiener Bauhütte.

Fig. 235

Bronze-Brunnen in St. Wolfgang¹⁶³⁾. $\frac{1}{20}$ n. Gr.

Hochkreuz bekannt ist. Man darf wohl annehmen, daß sie die Grenze des städtischen Gebietes bezeichnete. Die gleiche Bedeutung hatte auch jene Denkfäule, die unter dem Namen »Spinnerin am Kreuz« außerhalb Wiens steht (Fig. 236¹⁶³⁾; sie ist ein monumentaler Grenzstein. Die reichste Ausbildung wohl hat die bei Wiener-Neustadt stehende, auf dreiseitigem Grundrisse aufgebaute, welche dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts angehört, vielleicht schon in den Beginn des XV. hineinreicht. Der auf der neben stehenden Tafel (im Maßstabe von 1:100) gegebenen Ansicht der fast 22^m hohen Säule lassen wir in 4 Figuren 5 Horizontalschnitte folgen, aus welchen zu

Fig. 236.

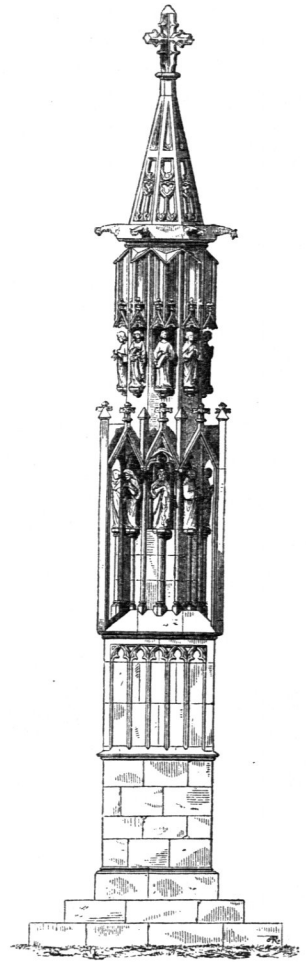


Spinnerin am Kreuz bei Wien ¹⁶³).
 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

ersehen, wie sich die Architektur von unten nach oben entwickelt. Die *Zderad*-Säule in Brünn (Fig. 237 ¹⁶³) ist wesentlich kleiner und einfacher, in ihrer oberen Auflösung keineswegs schön.

Das Kreuz selbst behielt aber neben diesen architektonischen Bildungen seine Bedeutung. Wie man durch Errichtung desselben die Stelle heiligen wollte, wie man in dem Zeichen, welches von Jedermann begrüßt wurde, die sicherste Bürgschaft dafür hatte, daß der Punkt nicht verrückt, daß die Erinnerung an die Bedeutung dauernd fest gehalten werde, wie man deshalb auch mit den architektonischen Gebilden Heiligenfiguren, Darstellungen aus dem Leben Christi verwendete, um zur Verrichtung eines Gebetes einzuladen, so blieb zu allen Zeiten, auch noch im späteren Mittelalter, das Kreuz selbst die geeignete Form. Wir geben in Fig. 238 ¹⁶⁴) ein solches aus Belpech, welches mit seinem Stufenunterbau eine Höhe von 5,35 m hat, auf der Vorderseite eine Kruzifix-Gruppe, auf der Rückseite die heilige Jungfrau zeigt.

Fig. 237.



Zderad-Säule zu Brünn ¹⁶³).
 $\frac{1}{100}$ n. Gr.

c) Andere Anlagen.

Groß ist die Zahl solcher Säulen, welche heute noch, nachdem so viele schon verschwunden sind, unter den Namen »Bildstock«, »Marterkreuz« u. dergl., in verschiedenartiger künstlerischer Gestaltung, mitunter aber auch als rohe in die Erde gegrabene Kreuze an den Landstraßen stehen und meist die Orte bezeichnen, wo irgend ein Unglücksfall sich ereignet oder ein Verbrechen stattgefunden hat, welche theil-

209.
Bildstöcke,
Marterkreuze
etc.

¹⁶⁴) Nach: VIOULET-LE-DUC, a. a. O., Bd. 4. Paris 1860. S. 439.